Digitized by Google

S. o. germ. 1900 m (2
20042.
[signature]

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutſche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Leſegeld für jeden Band täglich . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverſtändniſſen vorzubeugen, erlauben wir uns das verehrliche Leſepublicum darauf aufmerkſam zu machen, daß für die franzöſiſchen und engliſchen Bücher ein beſonderes Abonnement beſteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente ſind ſtrenge geſchieden und können ſowohl im deutſchen wie im franzöſiſchen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beſchädigt zurückbringt, iſt verbunden den Werth deſſelben ſogleich baar zu erſetzen.

Die Bibliothek iſt Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, ſo wie an Sonn- und Feſttagen, bleibt ſelbe geſchloſſen.

Joſ. Lindauer'ſche Leihbibliothek.
(Frauen[redacted]

Digitized by Google

20042

1848

oder

Nacht und Licht.

Hiſtoriſcher Roman

von

Fr. Lubojatzky.

Zweiter Theil.

Grimma,
Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.
1849.

Digitized by Google

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

1848.

Zweiter Theil.

Digitized by Google

„Jeƶt haben wir eine Konſtitution, wobei Unſereiner beim Civile füglich nicht mehr dienen kann und das Militair um ſeinen Rang kommt. Ich frage: Was ſollen wir thun? Papa ſagte mir heute ganz im Vertrauen, daß er, ſowie es halbwegs ruhig wird, ſeine Stelle niederlegen und ſich auf's Land zurückziehen werde, da er den Grund ſeines Alters vorſchieben kann, um nicht unter der Konſtitution zu ſtehen. Was ſoll ich aber thun? Nichts will ich nicht; wenn es alſo beim Civile nicht möglich iſt, werde ich auch zum Militair gehen, um mich bei erſter Gelegenheit erſchießen zu laſſen; denn für das Weitere brauche ich dann nicht mehr zu denken. Das haben wir unſerm Weiberregimente zu danken (die ihren lieben Wienern nicht wollen wehe gethan haben); ein Trottel als Kaiſer, einen Schabel zum präſumtiven Nachfolger, einen präpotenten Jungen als deſſen Kronprinz, hinter denen Kaiſerin Mutter, Sophie, Tabarro und die einer jeden zugehörigen Pfaffen ſtecken. Auf dieſe Weiſe muß die Monarchie zu Grunde gehen. Wenn man an dieſen Gang der Dinge denkt, ſtehen Einem, wie ich ſage, die Haare zu Berge. Es fehlt jeƶt nur, daß Rußland uns das verſprochene Geld nicht gibt und uns den Krieg erklärt: dann können wir dem Kaiſer Adieu ſagen und uns bei der guarda civica als citoyens einſchreiben laſſen."

Kurzer Auszug aus einem von der proviſoriſchen Regierung der Lombardei aufgefangenen Briefe des Prinzen Rainer, vierten Sohnes des Erzherzogs Rainer, an ſeinen Bruder Ernſt, von Verona aus unter dem erſten Eindrucke der Wiener Revolution geſchrieben und von der proviſ. Regierung als ein Denkmal kaiſerlich königlich öſterreichiſcher volksfreundlicher Geſinnungen im Archiv zu Mailand niedergelegt.

Digitized by Google

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Deutſchlands Frühling des Jahres 1848 war ein wahrhafter Frühling der Freiheit, denn die deutſchen Stämme erwachten aus langem Winterſchlaf, der 33jährige Mohngenuß, den Metternich nach Möglichkeit ihnen eingeflößt, hatte plötzlich ſeine wirkende Kraft verloren und das Volk ward munter, es rührte ſich, es ſchämte ſich der Ketten, die man ihm angelegt und lernte einſehen, daß ſeine Miniſter, die erſt nach abgelegtem Eide, die metternichſchen Beſchlüſſe gegen das Volk und deſſen Freiheit geheim zu halten, in ihren einträglichen Aemtern beſtätigt worden waren, Volksfeinde waren. Mit dieſer Einſicht kam das Morgenroth, Kämpfe um das edelſte Gut und die Katzenmuſiken. Der Sommer will aber noch nicht kommen, der Sommer mit ſeinem Ernteſegen. Die Apriltage rütteln und ſchütteln ſtürmiſch und heimlich mit eiſigen Regenſchauern am jungen Freiheitsbaum. Der Sommer will aber noch nicht kommen, der Sommer für das ganze deutſche Volk, das ſo lange

Digitized by Google

geſchlafen, ſo lange geträumt, ſo lange — ein Kindlein voll Sanftmuth war.

Die Würfel waren gefallen, Metternich fand mit ſeinem ſauerverdienten Gelde einen Ehrenplatz in der Colonie der Abgeſetzten im großherzigen England, das ſich bei der Uneinigkeit Deutſchlands am wohlſten befindet. Wir ſchildern nicht die Tage, wo in Berlin und Wien Bürgerblut floß, ſie ſind nur die Anfänge des Volkslebens, nur der Anſtoß, welcher den Gewaltigen die engſte Verbindung zur Pflicht ihrer Exiſtenz machte.

Die zehnte Stunde war ſchon verfloſſen, draußen hatte ſich eine wundervolle Nacht über das große Berlin gelagert, die Sterne blickten nieder auf die ſchlafende Erde mit hellen Kindesaugen, die Luft war mild.

Drin aber in einem engen Stübchen eines Hauſes auf der Charlotten-Straße ſaß ein Mann, hoch in den fünfziger Jahren, und las eifrig in einer Schrift. Ein ſammtnes Käppel deckte den ziemlich kahlen Kopf des Mannes, deſſen Geſicht die Züge tiefen Ernſtes und vielerlebten Kummers wies.

Ihm gegenüber an dem Tiſche, auf dem die Schirmlampe ſtand, bei der der alte Mann las, ſaß ein uns bereits Bekannter, der Maler Erich und ſchrieb Briefe.

Es herrſchte zwiſchen Beiden ein langes, langes Schweigen. Der alte Mann warf endlich im ſtärkſten Unmuth das Papier, in welchem er geleſen, zu Boden und rief aus: „Verfluchte Politik!“

Digitized by Google

„Mein Gott, was iſt Ihnen? wie können Sie ſo außer ſich gerathen, Vater?“ fragte Erich, faſt erſchrocken innehaltend mit ſeiner Schreiberei.

„Du haſt Recht, es iſt eine Thorheit — ich bin ein Vulkan unterm Schnee.“

„Was brachte Sie ſo auf?“

„Hier das Blatt, das mir Seifert aus Cöln mitſchickte, das Teſtament Peters des Großen.“

Erich lächelte. „Glauben Sie wirklich an dies Mährchen, Vater?“ fragte er.

„Mährchen?“ entgegnete Jener und nach einer Pauſe fuhr er mit gemäßigterm Tone fort: „Nur wenn Deutſchland frei und einig wird, wird auch dies Teſtament zum Mährchen, eher nicht. Man belacht Manches, was man ſpäter bereut.“

„In der That, Sie machen mich neugierig, Vater. Ich kenne dieß ſo viel angefochtene und von Rußland als eine Lüge, eine böswillige Erfindung dargeſtellte Dokument noch nicht, ich trug noch nie Verlangen danach, ſeinen Inhalt zu wiſſen, wie ich überhaupt nach allem Ruſſiſchen keine beſondere Neugier in mir ſpüre, da jegliche Sympathie dafür in mir fehlt.“

„Man muß Alles kennen lernen, um über Alles urtheilen zu können,“ antwortete der Alte und beugte ſich nieder, das Blatt aufhebend. „Nur einige Paragraphen will ich Dir vorleſen und ſie werden vollkommen genügen, um Deine Anſicht, als wäre dies Teſtament ein bloßes Mährchen, zu

Digitized by Google

wandeln,“ ſprach er weiter, rückte ſein Sammtkäppel und begann zu leſen, wie folgt:

„§. 3.

„Es iſt bei jeder Gelegenheit an den Angelegenheiten und Zwiſtigkeiten Europa’s Theil zu nehmen, beſonders an denen Deutſchlands, welches näher gelegen, vom direkteſten Intereſſe iſt.

„§. 4.

„Polen muß getheilt werden, indem man Verwirrung und beſtändige Eiferſucht darin unterhält, die Gewalten müſſen durch Gold gewonnen, die Reichstage beſtochen werden, um auf die Wahl der Könige einzuwirken; man muß ſich daſelbſt eine Partei erwerben, ruſſiſche Truppen hinein ſchicken und ſie ſo lange daſelbſt verweilen laſſen, bis ſie Gelegenheit finden, ganz da zu bleiben. Machen die benachbarten Mächte Schwierigkeiten, ſo muß man ſie momentan zufrieden ſtellen, indem man das Land zerſtückelt, bis man das was man weggegeben hat, wieder zurücknehmen kann.

„§. 6.

„Die Gemahlinnen der ruſſiſchen Prinzen ſind ſtets aus den deutſchen Prinzeſſinnen zu nehmen, um die Familienverbindungen zu vermehren, die Intereſſen zu nähern und ſo Deutſchland von ſelbſt mit unſerer Sache zu verbinden, indem man unſern Einfluß daſelbſt vermehrt.

„§. 10.

„Ferner ſorgfältig die Verbindung mit Oeſterreich ſuchen und unterhalten, ſcheinbar ſeine Abſichten auf eine der-

Digitized by Google

einſtige Herrſchaft über Deutſchland unterſtützen und unter der Hand die Eiferſucht der (deutſchen) Fürſten gegen daſſelbe erwecken. Eben ſo muß man die Einen oder die Andern dahin bringen, daß ſie bei Rußland Hilfe ſuchen und muß eine Art Protektion über das Land ausüben, welche die künftige Herrſchaft vorbereitet.“

Der alte Mann legte das Blatt auf den Tiſch nieder und ſchwieg eine lange Weile. Dann ſagte er mit tiefem Ernſte: „Vieles hat ſich ſchon erfüllt, täglich ſehen wir mehr und mehr ein, daß Rußland durch alle Mittel der Liſt oder der Gewalt ſeine Hand in Deutſchlands Angelegenheiten hat. Bereits übt es eine geheime Suprematie über Deutſchland, und die ruſſiſche Weltherrſchaft iſt eine Grundidee der hohen Adelsariſtokratie Rußlands. Jetzt iſt der Zeitpunkt, wo Deutſchlands Fürſten, vergeſſend, daß ihre feſteſte Stütze die Liebe des Volkes ſein müßte, ſich an Rußland anſchmiegen und enge, geheime Bündniſſe mit dieſem Erbfeind aller Freiheit ſchließen. So, mein Sohn, iſt Deutſchland und ſein Volk verkauft.“

Erich antwortete darauf: „Es wäre mehr als Thorheit, Vater, wenn wir uns über die ruſſiſchen Intriguen und Bündniſſe täuſchen wollten, ſie ſind faktiſch da. Die deutſchen Fürſten haben ſich vor Rußland unehrenhaft gebeugt, indem ſie ihm das Zugeſtändniß einer Oberhoheit machten, da ſie zugaben, daß Deutſche an ruſſiſche Prinzen verheirathete Fürſtinnen ſich ſogar einem Wechſel des väterlichen Glaubens unterwerfen mußten, während ruſſiſche Prin-

Digitized by Google

zeſſinnen mitten in Deutſchland ihrem Cultus treu bleiben dürfen. Jedoch an der Echtheit des fraglichen Teſtamentes iſt zu zweifeln. Peter der Große, ein Erzeugniß ſeiner Zeit und deren Verhältniſſe, als Menſch phyſiſch verdorben, durch Ausſchweifungen und Roheit den Stempel des Beſtialiſchen tragend, war geiſtig unfähig, einen ſolchen Plan, wie dies Teſtament, zu erſinnen und es ſeinen Nachfolgern als Richtſchnur für ihre politiſchen Handlungen zu geben."

„Du vergiſſeſt, Erich," entgegnete der Alte, „daß Glücksritter und Plänemacher aller Art Petern zuſtrömten, ſeinem Ehrgeize, ſeiner Herrſchſucht, ſeinem rohen Stolze zu ſchmeicheln. Iſt es eine Unmöglichkeit, daß Einer einen ſolchen Entwurf erſann, der Peters ungemeſſenem Ehrgeize durch die Idee, ſeinem angefangenen Werke, Rußland, ein bis dahin größtentheils unbekanntes Land, auf eine Stufe des Ruhmes zu erheben, die Weltherrſchaft in Ausſicht zu ſtellen, entſprach? Beſagt die Geſchichte nicht ausdrücklich, daß Peter ſeine Tochter Anna an ihrem Verlobungstage „„in das politiſche Syſtem Rußlands"" eingeweiht habe?"

Dies Geſpräch wurde durch den Eintritt von Erichs Bruder plötzlich unterbrochen. Das Geſicht des jungen Mannes war ſtark geröthet, wie vom ſchnellen Lauf. Mit flüchtigem Gruße warf er ſeinen Hut auf die Kommode und begann ſich zu entkleiden.

„Nun, Robert," frug der Alte — „warſt Du bis jetzt in Geſellſchaft Deiner Freunde?"

Digitized by Google

„Wie meinen Sie das, Vater?“ entgegnete der erſt Gekommene, ohne ſich nach dem Fragenden umzukehren.

„Wie ich es meine? nun, mein Sohn, ſprichſt Du mir das Recht ab, an Dich eine ſolche unſchuldige Frage richten zu dürfen?“

„Das gewiß nicht, aber es lag etwas wie Spott in dem Tone, den Sie gebrauchten und deshalb fühlte ich mich unangenehm berührt.“

„Wende Dich zu mir, wenn Du mit mir ſprichſt,“ ſprach der alte Pohland mit gebieteriſchem Tone — „ich bin Dein Vater und bleibe es, ſo lange noch ein Athemzug in meiner Bruſt iſt.“

Robert wendete ſich dem Alten zu und antwortete verlegen: „Ich begreife nicht, Vater, wie Sie ſo heftig gegen mich ſein können? Es iſt kein Grund vorhanden, der Ihr hartes Benehmen gegen mich rechtfertigt. Sie vergeſſen, daß ich Mann bin, der ſeinen eigenen Weg geht.“

Der alte Pohland erhob ſich von ſeinem Stuhle und ſprach mit Anklang ſchmerzlichen Gefühls: „Dürfte ich nie vergeſſen, daß der Mann, welcher ſeinen eigenen Weg geht, mein Sohn iſt.“

In den Blicken des jungen Mannes wies ſich eine peinliche Unruhe.

Der Alte ließ ihm keine Zeit zu einer Gegenrede, ſondern fuhr fort weiter zu ſprechen:

„Du kennſt meine Geſinnungen, Robert. Ich bin Republikaner mit Leib und Seele, und wüßte ich, daß mein

Digitized by Google

Blut beitragen könnte, Deutſchland auf der Bahn zu dieſer einzigen natur- und vernunftgemäßen Regierungsform zu unterſtützen, ich gäbe es hin — es wär' das Beſte, was ich je gethan oder was ich in meiner noch einmal ſo langen Lebensdauer je thun könnte. Deshalb muß es mich mit dem tiefſten Schmerz erfüllen, wenn einer meiner Söhne von meinen Grundſätzen abtrünnig wird. Du biſt auf dem Wege dazu."

„Ich?!" rief Robert — „Vater; Sie ..."

„Schweig!" befahl dieſer finſter werdend — „Du biſt es. Du haſt die Freiheit Deiner Selbſterkenntniß um einer ſchönen Larve willen hingegeben, es iſt ein Selbſtmord, den Du begangen haſt, ein Mord an der Freiheit Deiner Vernunft. Als Berlins Volk mit allen Waffen, die ihm zu Gebote ſtanden, ſich gegen die Militairdespotie erhob, da kämpfteſt Du mit für die Freiheit, die von dem ſogenannten göttlichen Rechte der Könige mit Füßen getreten wird. Da warſt Du mein Sohn, da ſagte ich mit Stolz zu mir: Mein Sohn iſt ein freier Mann!" — Nach einer Pauſe redete der alte Mann weiter: „Jetzt biſt Du es nicht mehr. Wer zieht Dich ſo gewaltig in der Jeruſalemer Straße an, daß Du jeden Abend dorthin gehſt?"

Eine tiefe Röthe überglühte Roberts Geſicht, der Unwille fand einen ſtarken Ausdruck in ſeinen für leidenſchaftliche Erregungen leicht beweglichen Zügen. „Wer es auch ſei, der den Spion macht und meine Wege beſchleicht, ich verachte ihn!" rief er. „Die erſte Bedingung der Freiheit iſt Selbſtſtändigkeit. Ihr Republikanismus aber ſetzt dieſe in

Zweifel, ſie will ſie ſogar vernichtet wiſſen, wie es den Anſchein hat. Es ſchmerzt mich, daß Sie es grade ſind, Vater, welcher den Aufpaſſern ſein Ohr leiht. Um Sie dieſer unwürdigen Stellung zu entreißen, will ich Ihnen den Ort nennen, wo, um Ihren eigenen Ausdruck zu brauchen, ich mich in der Jeruſalemer Straße hingezogen fühle. Ich will Ihnen die Veranlaſſung dazu nicht verhehlen, da ich mich derſelben keinesweges zu ſchämen habe.“

Der alte Pohland antwortete nichts darauf, er verſchränkte die Arme über der Bruſt und hörte ſchweigend die Rechtfertigung, welche Robert alſo ausſprach:

„Die Märztage ſahen mich mit den Waffen in der Hand für das Volk, ich that meine Pflicht wie Einer, der um das heiligſte Gut, das Heiligſte, ſein Leben einſetzt. Der zwölfſtündige mörderiſche Kampf am Landwehrzeughauſe rief mich, obwohl ich ſchon ſehr erſchöpft war, zu erneuter Anſtrengung. Der Sieg, welcher zu erwarten ſtand, machte das Volk übermüthig und zugleich furchtbar in der Rache, die es an allen Denen nahm, die ihm in die Hände fielen. Auch ich wurde Zeuge eines ſolchen Auftrittes. Man hatte einen Officier gefangen, deſſen weiße Haare ſich eben unter Schlägen mit Aexten und Gewehrkolben roth färben ſollten.“

„Ach, meine Kinder!“ rief der alte Mann in Verzweiflung, dem Schlag entgegenſehend, der ihm den Tod geben ſollte.

„Und unſere Kinder — ſind das Hunde?“ ſchrie ihm ein wüthender, von Kampf und Branntwein glühender Ar-

Digitized by Google

beiter zu, ein Beil zum Morde des Officiers hoch ſchwingend. Ich hielt den Schlag auf, indem ich des Wüthenden Arm ergriff. „Wir morden keine Wehrloſen!“ donnerte ich ihm zu — „unſere Freiheit darf keinen Schandfleck der Beſtialität an ſich tragen.“ — Ich will Ihnen nicht jene Scene ganz wiederholen, ich ſetzte mein Leben auf's Spiel, um das eines Mannes zu retten, im Gefühl der Empörung vergißt man das perſönliche Wohl. Doch ich rettete den Officier, es gelang mir, mit Worten die wüthende Maſſe zu beſänftigen, und um den Geretteten nicht beim nächſten Schritt neuer Gefahr auszuſetzen, begleitete ich ihn, nachdem ich ihm einen zerriſſenen Mantel über ſeine Uniform verſchafft hatte, nach ſeiner Wohnung, die wir auf Umwegen erreichten. Der Officier bedurfte eines Führers, er war am Arm und am Fuß verwundet.“ — Nach einer Pauſe fuhr Robert in ſeiner Erzählung fort:

„Ich hatte einen Familienvater gerettet, der Dank aller Mitglieder ſeines Familienkreiſes, die ihn ſchon als verloren glaubten, wurde mir dafür zu Theil und — halten Sie es, Vater, für ein Verbrechen, daß ich ſeit der Zeit den alten Major von Bonin beſuche und ihn als einen Freund ſchätzen gelernt habe? Hier haben Sie mein Verbrechen.“

„Und welche Grundſätze flößt man Dir dort ein?“ fragte der alte Pohland mit ſcharfem, durchdringendem Blick. „Es iſt nicht die Freundſchaft, die ich verdamme, es ſind die Grundſätze, welche dieſe Familie hegt und ihres ariſtokratiſchen Standpunktes wegen hegen muß, die Dir einge-

Digitized by Google

flößt, Dich nach und nach königlich, monarchiſch geſinnt machen werden. Wie? ſoll ich einen Sohn haben, der das königliche Puppenſpiel, welches Berlin am 21. März ſah, für eine wahrhafte Anerkennung der Volksfreiheit betrachtet? O es ſtand dem Könige vortrefflich, während in der Gensdarmenkirche die Leichen der für die Freiheit Gefallenen lagen und Hunderte von Herzen in ſtillem Jammer zerfloſſen, weil der Kampf ihnen ihre Ernährer, Verſorger und Stützen geraubt hatte, einen Aufzug unter Vortragung des ſchwarzrothgoldenen Paniers durch die Hauptſtraßen Berlins zu halten, des Paniers, welches kurz vorher noch verfehmt war, das ſein Vater und er verfolgt hatte mit aller Polizeimacht. Hahaha!“

„Laſſen Sie uns abbrechen, Vater — welche Anſichten ich auch immer zu den meinen machen werde, ſo ſeien Sie verſichert, daß ich jederzeit ehrenhaft bleibe. Gute Nacht!“

Während der junge Mann raſch das Stübchen verließ, blickte ihm der alte Republikaner mit einem ſo feindlich drohenden Blicke nach, daß Erich, der dieſer Scene zwiſchen ſeinem Vater und ſeinem jüngeren Bruder als ſchweigender Zuſchauer beiwohnte, erſchrack.

„Einen Sohn habe ich weniger!“ murmelte der Republikaner halb laut vor ſich hin — „einen Sohn weniger!“

„Sie waren ſehr hart gegen Robert,“ bemerkte Erich nach einer Pauſe.

„Willſt auch Du abtrünnig werden?“ rief der alte Mann mit Heftigkeit. „Hat David zwei Söhne gehabt, die

Abſalom hießen? Nein! nur Einen! Und um den Einen fühlte er bittern Schmerz genug."

Die Aufregung des Republikaners war groß und zugleich der unwiderlegbarſte Beweis eines außerordentlich leidenſchaftlichen Gemüthes. Erich hatte viel zu thun, ehe er ihn ſo weit beſchwichtigte, daß er nur etwas ruhiger wurde.

„Nein, Du wirſt mich nicht verlaſſen, Du nicht, Erich — es gibt nur Einen Abſalom!" ſprach dann der alte Mann mit einem ſo ſchmerzlichen Ausdrucke, daß Erich ſich unwillkührlich ergriffen fühlte.

„Gewiß, Sie thun Robert Unrecht, Vater," ſagte er — „wo ſollte Ihnen ein Beweis ſeiner Geſinnungsveränderungen gekommen ſein, der ſo ſchlagend wäre, daß Sie keinen Zweifel mehr hegen dürften?"

Statt aller Antwort nahm der alte Republikaner aus der Bruſttaſche ſeines Capots ein Papier, das, wie Erich ſah, ein Umſchlag war, aus dem der Erſtere ein feines Briefblatt herauswickelte, deſſen Vignette das Bruſtbild des Königs Friedrich Wilhelm IV. in einem Blumenkranze wies.

„Höre mir zu, Erich!" ſagte der Alte und las Folgendes:

„Guter Robert!

„Sie zürnen — warum? weil ich auch eine politiſche Meinung feſthalte. Würden Sie mich achten können, wenn ich das nicht thäte? Wollen Sie dem Weibe, das Sie — verehren, keinen Geiſt zugeſtehen? es wäre ungerecht, unverträglich mit der Bildung unſerer Zeit. Sie haben

Digitized by Google

mich beleidigt, Robert, und anſtatt mich um Verzeihung zu bitten, zürnen Sie. Aber ich verzeihe Ihnen, ich die Gekränkte. Es ſcheint mir unmöglich, daß Sie länger wegbleiben können. Ich erwarte, daß Sie ehrlich ſind, Robert. Iſt es denn ein Verbrechen, wenn ich ſage, die Ariſtokratie iſt die crême des Volkes und nur die Monarchie allein iſt unſere Stütze? Das Volk läßt ſeinen Freiheitshelden fallen, es wird lau, der beſte, ehrlichſte Demokrat wird vergeſſen — heute weint es, morgen lacht es. Das Königthum iſt dankbar, ſeine Vertheidiger ehrt es und erhebt ſie. Und weil ich Sie erhoben ſehen möchte, weil Sie, wenn Sie Ihre ſtarren Geſinnungen, Ihr ſogenanntes Volksthum ein wenig moderirten, bald in einer Stellung ſein würden, die Ihren Talenten entſpräche, fliehen Sie mich? Treffe ich Sie morgen Abend nicht bei Bonin's, dann fällt auf immer eine Scheidewand zwiſchen uns Beide. Leben Sie wohl, Robert — vielleicht auf immer! Es wünſcht Ihnen nur Gutes Ihre Freundin (darf ich mich noch ſo nennen?)

Charlotte v. Reimbauld."

Eine lange Pauſe folgte zwiſchen Vater und Sohn, nachdem der Brief geleſen war.

„Und Sie machen Robert Vorwürfe?" fragte Erich dann.

„Es ſind faſt zwei Wochen, daß ich im Beſitz dieſes Billets bin, welches Robert in der Schlafkammer verloren hat," antwortete der alte Pohland. „Dies Billet

Digitized by Google

machte mich aufmerkſam, ich beobachtete ihn mehrere Abende hintereinander und ſo brachte ich es heraus, daß die Jeruſalemer Straße es iſt, wohin er geht. Heute bekannte er es ſelbſt. Er war tugendhaft in ſeinem Freiheitsbewußtſein — jetzt iſt er ein Abtrünniger. Dieſe Sirene hat ihn zum Abſalom gemacht.“

Der alte Mann krampfte die Fauſt vor die Stirne.

„Sie ſehen ſchwärzer als es in der Wirklichkeit iſt,“ tröſtete Erich. „Robert wird nie vergeſſen, daß er ein Sohn des Volkes iſt, kein Söldling jener Fraktion, welche mit allen ihr zu Gebote ſtehenden Mitteln eine Gegenrevolution herauf beſchwören möchte, was ihr aber nie gelingen wird.“

„Nie?“ fragte Jener — „täuſche Dich nicht, mein Sohn. Die Schlange liegt ſo lange ruhig zuſammengeringelt im Graſe verborgen, bis ſie hervorſchnellen und ihre Beute umwinden und erſticken kann. Jetzt brütet man noch im Geheim über dieſen Entwurf, man zeichnet im Stillen die Opfer auf die Todtenliſte, welche, wenn der Streich gelungen iſt, fallen müſſen, Opfer, die jetzt die Stützen der Freiheit ſind. Glaube mir, man war nie thätiger mit Geheimniſſen an Höfen und in den Regionen der hohen Ariſtokratie als grade jetzt, wo man das Volk preiſ't und ſeine Errungenſchaften mit ſchönen Worten vergoldet. Es ſind ja kaum zwei Monate, daß Blut gefloſſen iſt — jetzt wagt man noch nichts, das Syſtem gegen die Freiheit iſt noch nicht ganz taktfeſt, um den Sturm aushalten zu können; aber das Jahr hat noch ſieben Monate, Erich — in ſieben

Monaten kann und wird Vieles geſchehen. Wehe uns, wenn wir am Ende des Jahres ſagen müſſen, unſere Freiheit war ein kurzer Traum!“

Der alte Pohland, jederzeit gerüſtet, wenn es galt, gegen das Königthum, gegen das göttliche Recht der Fürſten, überhaupt für die Freiheit zu ſtreiten, war einer der ehrlichſten Charaktere, ein Mann mit echt deutſchem Herzen. In früherer Zeit Staatsbeamter, hatte er ſich durch ſeinen Freimuth, durch eine ſcheuloſe Aufrichtigkeit, durch rückſichtloſe Enthüllung der Ungerechtigkeiten, welche ſich ſeine Vorgeſetzten erlaubten, wie man im gemeinen Leben zu ſagen pflegt, ums Brot gebracht. Durch dieſe Entlaſſung war der Mann keineswegs zerknirſcht und gedemüthigt worden, im Gegentheil hatte ſein Gemüth eine Schärfe erhalten, die ſich auf ſeine Anſichten und Meinungen übertrug und ihn alſo noch weit gefährlicher machte, als früher, zumal er, nun außer Amt, gar keine Rückſichten zu nehmen brauchte. Zum Glück war er nicht unvermögend, ſeine Gattin, aus einem anſehnlichen Bürgerhauſe, beſaß ein nicht unbedeutendes Vermögen und liebte ihn zärtlich. In ihrem Umgange und in dem Beſitz ſeiner zwei Söhne, damals noch Knaben von acht und ſechs Jahren, fand er ein Glück, das ihn für die mannigfachen bitteren Erfahrungen in ſeinem Beamtenleben entſchädigte. Oft flehte ihn ſeine Gattin mit Thränen in den Augen an, die Klugheit walten zu laſſen und ſich nicht ſelbſt

Digitized by Google

durch ſeine Freimüthigkeit ins Unglück zu ſtürzen. Der Vogel ſingt das Lied, das ihm von Gott gegeben iſt, antwortete er ſtets auf ſolche Bitten — auch ich ſinge ſo und nicht anders. Freilich mags Manchem zu ſehr in die Ohren ſchrillen, aber wer kann dafür? ſoll ich mein Herz zur Mördergrube machen? Es iſt meine Miſſion, die Wahrheit zu ſagen und ich wills, ſo wahr mir Gott helfe, bis zum letzten Hauche meines Lebens. Jene unglückliche Zeit der Schmach für Preußen, wo der König ſeinen ruſſiſchen Schwiegerſohn ſo thatſächlich unterſtützte gegen die mit Blut und Leben für die Freiheit kämpfenden Polen, ward auch für den alten Pohland eine Zeit des Unglücks. Schonungslos ſprach er öffentlich über die Politik, der damals erſt 15jährige Treubruch der Fürſten gegen die Völker fand in ihm einen Angreifer, welcher durch Wort und Schrift das Unrecht an Deutſchland verkündete und die Politik Preußens zu Gunſten Rußlands ein Verbrechen nannte, welches noch tauſendfältig gerächt werden würde. Während die Ruſſen das Preußenland für die Gefälligkeit der Unterſtützung mit der Cholera belohnten, entging Pohland durch Flucht der Verhaftung. Er lebte damals in Ratibor in Oberſchleſien, die Nähe der öſterreichiſchen Grenze geſtattete ihm ein raſches Entkommen, aber Oeſterreich war keineswegs das Land der Freiheit, die beiden Grenznachbarn Preußen und Oeſterreich halfen einander im zärtlichſten Einverſtändniß gegenſeitig aus, wenn es galt, einen politiſchen Verbrecher zu fangen. Glücklich entkam Pohland nach Ungarn. Indeß in

Raab, wo er einer Unpäßlichkeit wegen faſt eine Woche ſich aufhalten mußte, wäre er ſchier in eines Naderers (Polizeiſpion) Hand gefallen, wenn er ſich nicht auf gut Glück trotz Nacht und Nebel auf weitere Flucht begeben hätte. Als der Morgen dämmerte, lag vor ihm der finſtere übel berüchtigte Bakonyer Wald wie ein dunkelnächtiger ſich längs des ſüdlichen Horizontes hinziehender breiter Gürtel. Nicht im Geringſten vertraut mit der Gegend, gänzlich fremd im Lande, das jetzt ſo offen vor ihm da lag, wanderte er dem Walde zu. Die mächtigen hohen Eichen dieſes Waldes, die ihre Wipfel ſtolz zum Himmel aufſtrecken, ſind die ſtummen Vaſallen des Reiches, welches die unter dem Namen „Gonaſſen“ bekannten Schweinehirten hier aufgeſchlagen haben, welche gelegentlich zugleich das Räuberhandwerk treiben und für die ſich mit Räubergeſchichten ergötzende Leſewelt der untern Klaſſen Deutſchlands manchen gefürchteten, mit dem Mantel der Romantik bekleideten Namen geliefert haben. Der Hirtenſtamm der Gonaſſen beſitzt eine außerordentlich lebhafte Räuberphantaſie und die Natur, in der ſie leben, ihre Lebensweiſe an und für ſich, ihre Erziehung überhaupt, treibt ſie gewaltig dazu an, ſich der freien Kunſt des Raubes zu widmem. Der Bakonyer Wald beſteht aus ungeheuren Strecken von Eichenwaldungen, in deren Mitte eine Benediktiner Abtei „Bakony Bel“ oder „das Bakoni Eingeweide“ liegt. Der Flüchtling, vertrauend ſeinem guten Glücke, welches ihn bisher vor den Fängen öſterreichiſcher Naderer behütet hatte, betrat den Wald. Sein Aufenthalt

Digitized by Google

in Raab hatte ihm in ſo fern genützt, als er mehrere Eigenthümlichkeiten dieſer Waldbewohner hatte erzählen hören und der Wirth, bei dem er wohnte, ihm vor ſeiner Flucht als das einzige Mittel für ſeine Sicherheit einen kürzeren oder längeren Aufenthalt in dem Walde angerathen hatte, wo möglich im Bakony Bel oder in einer der dazu gehörigen Meiereien.

Der Wald nahm ihn auf, unter den hohen reichbelaubten Eichen verſchwand die Himmelsbläue, das Duſter dieſer ſchweigenden Einſamkeit umgab ihn immermehr, je tiefer er hineindrang. Er hatte die große Straße verlaſſen und einen Fußpfad eingeſchlagen, der ihn endlich einem großen freien Platze zuführte. Zwiſchen dem ſich allmählig lüftenden Blätterdunkel leuchtete ihm ein großer Feuerbrand entgegen. Um einen am Boden liegenden brennenden Baumſtamm lagerte eine Gruppe von ſechs Gonaſſen; eine Laubhütte hinter ihnen unter dem Schirm der weit auf den Platz herüberhängenden dichtbelaubten Aeſte deutete ihre Wohnung an. Der Anblick dieſer braunen, wilden und kraftvollen Geſtalten mit den langen, rabenſchwarzen, von Schweinefett glänzenden Haaren hatte für ihn etwas Erſchreckendes, er glaubte in die Vorzeit zurück verſetzt zu ſein, wo die Hirtenvölker als Nomaden in abgeſchiedener Einöde lebten. Neben jedem dieſer Hirten ſteckte im Boden ſeine Waffe der Czakany oder das ſogenannte Hackerl, ein kleines, zierlich geformtes eiſernes Beil an einem etwa drei Schuh langen Stiele. Sie trugen Alle ihre Nationaltracht, den Köpenjeg, einen großen, weiten

weißen Mantel, mit vielen rothen Schnörkeln und Blumen benäht, die aus rothen Lappen oder Fäden beſtehen *). Das Mahl, welches die Söhne des Waldes hier in Geſellſchaft hielten, beſtand aus Wein und Speck mit Paprika (Pfeffer) tüchtig eingerieben. Plötzlich ſtieß Einer dieſer Waldgeſellen einen langen pfeifenden Ton aus, riß ſeinen Czakany aus dem Boden heraus und eine Sekunde ſpäter flog dieſe tödliche Waffe mit der Kraft eines ſicher abgeſchoſſenen Pfeiles zwiſchen dem Blattwerk, welches den Flüchtling verbarg, hindurch und dieſem in den Arm. Mit einem Wehſchrei ſank Pohland zuſammen. Schmerz und Schreck warfen ihn bewußtlos zu Boden. Als er zur Beſinnung kam, hatte man ihn ans Feuer geſchleppt, ſeine Wunde mit Wein ausgewaſchen und einen Lappen darum gewunden. Einer dieſer Genoſſen radebrechte ein wenig Deutſch und durch ſeine Vermittlung genoß Pohland die Barmherzigkeit dieſer Waldſöhne. Während ſeine Armwunde langſam heilte, lernte der deutſche Flüchtling ſeine Pfleger ziemlich genau kennen und ſie mit der ihnen eigenthümlichen Begrüßungsweiſe „Agyafiók (Gevattersleute)“ wie ſie ſich ſelbſt untereinander nennen, anreden. Er lernte ihre Namen kennen und wußte bald, daß einige ſeiner wilden Pfleger Mülfayd, Japandur,

*) Dio Caſſius ſpricht ſchon von Lappen, mit welchen die Pannonier ihre langen Aermel beſetzt hätten. Dieſe Köpenjegs, an denen die langen Aermel ſchlotternd herunterhängen, werden nur im pannoniſchen Ungarn, nicht aber im daciſchen jenſeits der Donau getragen.

Digitized by Google

Mogor hießen und, wie er erfuhr, neben ihrem Beruf einen zweiten, noch weit einträglicheren, Räuberei, ausübten. Zuweilen kam ein junger ſchöner Mann von ungefähr 22 Jahren, den ſie Schobri nannten und große Ehrfurcht ihm bezeigten, in die Waldhütte. Er war bei ihren nächtlichen Raubzügen ihr Anführer und der wahrhaft tollkühne Muth, die Klugheit, den augenſcheinlichſten Lebensgefahren bei dieſen Unternehmungen zu entgehen, hatten ihm von ihrer Seite jene man könnte ſagen willenloſe Unterwerfung unter alle ſeine Befehle verſchafft. Dieſe Leute machten gegen ihren Pflegling kein Geheimniß ihres Thuns, ſie waren ſtolz darauf, daß alle Meierhöfe und Edelleute rund um den Bakony herum vor ihnen in Angſt und Schrecken waren. Die Nächte waren dieſen Raubzügen gewidmet und der anbrechende Morgen ſah die Räuber wieder als ganz ſchuldloſe Hirten bei ihren Waldfeuern und Heerden lagern und mit dem größten Appetit ihren Paprika-Speck und Wein frühſtücken.

Eines Morgens als ſich Pohland, deſſen Wunde faſt ganz geheilt war, von ſeinem Streulager in der Waldhütte erhob, hörte er einen in dieſer Wildniß ganz ungewohnten Ton, das Weinen eines Kindes. Es war ein kleines Mädchen von ungefähr zwei Jahren, das bitterlich weinte und zu ſeinen Füßen auf dem Streulager lag. Dieſe neue Erſcheinung ergriff des Flüchtlings Herz um ſo mehr, als er ſich ſeiner in der fernen Heimath zurückgelaſſenen Angehörigen erinnerte. Er ſprach das Kind deutſch an und die wohl-

Digitized by Google

bekannten Töne der Mutterſprache erweckten in dem kleinen Weſen ſchnell eine Zuneigung, welche ihm, wenn auch unvollſtändig und von dem verwirrenden Eindruck des Schreckens in der Kindesſeele begleitet, doch ſo ziemlich Aufſchluß über das Hierſein dieſes Mädchens gab. Es ſprach von großen böſen Männern, die beim Onkel in der Nacht plötzlich dageweſen wären und es aus ſeinem Bettchen geriſſen hätten. Es hätte ſehr geweint und nach dem Onkel und dem Brüderchen geſchrieen, da hätte einer der großen böſen Männer es mit einem Hammer ſchlagen wollen, ein Anderer habe es weggeriſſen und in ſeinen Mantel eingewickelt und mit fortgetragen. Vom Brüderchen Stefan hätte es nichts mehr geſehen und gehört, auch vom Onkel nicht.

Das arme kleine Weſen fror entſetzlich, man hatte es im Hemdchen auf das Streulager geworfen und ſich nicht weiter darum gekümmert. Pohland bedeckte es mitleidig mit einigen Kleidungsſtücken und die Wärme in Verbindung mit der vom vielen Weinen herbeigeführten Ermüdung der kleinen Augen lullte das ſeiner Heimath entriſſene Kind in einen langen Schlaf ein.

Der nächtliche Raubzug hatte bedeutende Beute abgeworfen, in einer Erdhöhle lagen ganze Päcke Wäſche und eine Menge Gegenſtände aufgehäuft, die ſpäter an die Hehler, welche gewöhnlich Weinſchenken und Beſitzer von Wirthshäuſern, auch wohl arme Bauern in der Umgegend des Bakonyer Waldes waren, verhandelt wurden. Bei dem großen Unglück, welches das arme kleine Mädchen in dieſer Nach

Digitized by Google

getroffen, war doch immer noch ein Glück. Unter der geraubten Wäſche fanden ſich einige Kleidungsſtücke für daſſelbe vor und Mülfayd, welcher Etelka (Adele) vor der blutigen Mordgier eines ſeiner Kameraden geſchützt hatte und trotz ſeiner Wildheit den Zug der Großherzigkeit, welchen man dem ſtärkſten Raubthier des heißen Südens, dem Löwen, nachrühmt, beſaß, beſtand darauf, dieſe Kleidungsſtücke, welche von den Hehlern nur als Zugabe bei dem Handelsgeſchäft betrachtet worden wären, für das Kind zu behalten. Mülfayd war der Einzige, welcher ein wenig Deutſch radebrechte und als ihn Pohland fragte: Gevattersmann, was werdet ihr mit dem Kinde anfangen? antwortete Mülfayd: Es ſoll kochen und die rothen Blumen auf das „Szür“ (das dicke weiße wollene Zeug ihrer Köpenjeg's) nähen lernen — das iſt ſchön. — Die Zukunft Etelka's war alſo die einer Magd, einer Sklavin unter den wilden Söhnen des Bakonyer Waldes. Das kleine Mädchen konnte nicht die wilden Geſtalten der Gonaſſen ſehen, ohne zu zittern und zu weinen, ſo lebhaft war der Eindruck, den ſie in der Nacht, wo es geraubt worden, auf das Kindesgemüth gemacht hatten. Die Räuber beluſtigte die Furcht des Kindes außerordentlich, ſie lachten herzlich, wenn ſich Etelka vor ihnen verkroch oder bei Pohland Schutz ſuchte, der in der That für ſie auch eine Art Vorſehung war, denn er kleidete das Kind an und ſprach liebreich und deutſch mit ihm.

Schobri's Raubzüge waren indeß ſchon lange Zeit Gegenſtand der Aufmerkſamkeit der Behörden der Umgegend

Digitized by Google

des Bakonyer Waldes und eines Nachts wurde Schobris Bande von einer Pandurenſchaar angegriffen, die ungeheure Eichenwaldung ertönte von dem Gekrache der Gewehre — die Uebermacht zwang die Gonaſſen zur Flucht, nachdem Mùlfayd, Mogor, Japandur und mehrere der Verwegenſten, ja ſelbſt der kühne Schobri in die Gewalt ihrer Feinde gefallen waren. Der Letztere machte ſich jedoch frei und die Kugel eines Panduren ſtreckte den Entſpringenden nieder. Welches Schickſal würde unter dieſen Umſtänden Pohland erwartet haben, wenn man ihn in einer der Waldhütten zum Gefangenen gemacht hätte? In dieſer Lage blieb Flucht die einzige Rettung. In wilder Haſt hatten die Meiſten der fliehenden Gonaſſen aus ihrem Beuteverſteck ſo viel als ſie nur des geraubten Geldes mit ſich fortbringen konnten, herausgeriſſen, Pohland, dem ſie früher alle ſeine Baarſchaft abgenommen hatten und welcher nun ganz mittellos war, ſah ſich ſonach gezwungen, ihrem Beiſpiele zu folgen, um wenigſtens, wenn er ſich noch retten konnte, vor dem Hunger geſichert zu ſein. Das Glück wollte ihm wohl, eine Börſe mit Zwanzigkreuzerſtücken gefüllt fiel ihm in die Hand, desgleichen eine Tſchutora (hölzerne Flaſche) mit Wein. Aber ſollte er das Kind, der Blutgier, der Wuth der Panduren zurücklaſſen? Dies arme ſeiner Heimath entriſſene kleine Weſen hielt ſich inſtinktartig an ihn, als ob er es ſei, von dem es allein Mitleid und Hilfe erwarte. Von einem tiefen, innigen Mitleid ergriffen, nahm Pohland Etelka auf den Arm und verlor ſich mit ihr in den Wald. Als wenn

Digitized by Google

ſeine Wege um des Kindes willen beſchirmt würden von unſichtbarer Hand, ſo gewann er nicht nur ungefährdet das Freie, ſondern es gelang ihm auch, nach mehreren Tagereiſen nach Komorn, jenſeits der Donau zu kommen. Eine außerordentliche Sehnſucht nach ſeiner Gattin und ſeinen Kindern erwachte in ſeiner Bruſt; aber wie ſollte er zu ihnen gelangen? Oeſterreich, das Land der Behme, war unheilvoll für jeden ſeiner Schritte — er würde ſeiner gewiſſen Verhaftung entgegengegangen ſein, wenn er dies Unternehmen gewagt hätte. Ach es iſt das Schmerzlichſte, ſich den quälenden Gedanken um das Wohl oder Weh der Seinen hingeben zu müſſen, ohne irgend einen Troſt auffinden zu können! Selbſt keinen Brief durfte er nach Hauſe ſchreiben, man würde auf der Poſt das Briefgeheimniß nicht beſonders geachtet und ſo ſeinen Aufenthalt erfahren haben. Nur das tiefe Ungarn erſchien ihm ein Aſyl.

Indeß Alles kommt anders, als der Menſch denkt. Indem er ſich an das Donauufer begab, um ein Schiff zu ſuchen, auf welchem er mit dem Kinde, welches ſo wunderbar und doch zugleich wie ein Troſt in ſeiner Einſamkeit ihm gegeben worden war, hinab nach Siebenbürgen fahren könnte, wurde er Zeuge, wie ein Schiff von einem andern, ſtromabwärts mit vollen Segeln und ſcharfem Winde fahrenden in den Grund geſegelt wurde. Das Geſchrei der Untergehenden und der auf den anweſenden Schiffen befindlichen Leute war entſetzlich. Während gute Schwimmer ſich von den Schiffsdecken herab in die Fluthen ſtürzten, um das

Leben der Verunglückten zu retten, riß man die kleinern Kähne von den Haken am Kai los, um damit zur Unterſtützung herbeizueilen. Pohland, ſtets bereit zu helfen, wo es möglich war und auf ſeine Schwimmkunſt vertrauend, war mit in einen ſolchen Kahn geſprungen. Faſt mitten auf dem Strome tauchte ein Menſchenhaupt empor — der Wind war zu heftig, um die Kähne, welche von ihm mit Wuth weiter getrieben wurden, in die Nähe des verunglückten Schiffes zu bringen. Ein Schrei über den Wellen aus dem Munde des emportauchenden Hauptes — ein Hilfsſchrei — und Pohland warf ſich, Alles vergeſſend, in die gewaltig dahin gepeitſchte Fluth. Der Sturm wehte die Wellen, die ihn trugen, dem Ertrinkenden zu, er erfaßte ihn — es war nur ein Buch, das der Unglückliche, welcher faſt gleichzeitig in die Tiefe vor ihm verſank, in der Hand empor gehalten hatte und das Pohland ergriffen hatte. Aber dieſer Sturm, der ihn gleichſam mitleidig zu den vor ſeinen Augen Verſinkenden getragen, ſetzte ihn ſelbſt in die äußerſte Gefahr, keiner der kleinen Kähne konnte den Verſuch zu ſeiner Rettung wagen, ein dichter eiſiger Regen ſtürzte, um jede Hilfe unmöglich zu machen, aus den ſchwer niederhängenden Wolken und ſich ſelbſt verloren gebend, überließ ſich Pohland der Wuth der vom Sturm immer heftiger aufgewühlten Fluth, die ihn bald empor hob, bald tief hinunter in den Grund zu begraben drohte.

An einem einzelnen Schifferhauſe, eine gute Viertelſtunde Weges von der Stadt entfernt, trieb der Sturm

Digitized by Google

Pohland, der ſchon ſeine Beſinnung zu verlieren begann, an den Strand. Die Donau macht hier eine Biegung, dieſer Umſtand war ſeine Rettung, der Sturm hatte ihn aus der heftigen Stromſchnelle, die ſich hier bildet, herausgeworfen und das ruhigere Beiwaſſer, deſſen Wellen wie die Blätter eines ſchnell entfalteten Fächers an dem ſandigen Ufer hinauf rollten, trug ihn ans Land.

Als die Bewußtloſigkeit, in welcher ihn die Bewohner des Schifferhauſes fanden, durch die allmählig in ſeinen Körper zurückkehrende Wärme, ihn verließ, und er wieder die Fähigkeit zum Denken und Sprechen erhielt, gab man ihm das Taſchenbuch, welches er mechaniſch in der erſtarrten Hand gehalten hatte. Die vollkommene Erinnerung an den Unglücklichen, der vor ſeinen Augen in der Tiefe der Fluth verſunken war, ſagte ihm, daß dies gleichſam ein Vermächtniß deſſelben ſei. Die Leute, die ihn gerettet hatten, betrachteten ihn als einen bei dem Untergange des Schiffes mit Verunglückten, und pflegten ihn, ſo viel als in ihren Kräften ſtand, das heißt, ſie wärmten nach Möglichkeit das kleine Stübchen, in das man ihn auf ein Strohlager gebracht hatte. Die kräftige Geſundheit Pohlands erholte ſich jedoch bald wieder, und nach dem Genuſſe mehrer Gläſer heißen Würzweines fühlte er ſich bald ſo weit gekräftigt, das gaſtliche Haus der Schiffer, die er mit einigen Gulden Zwanzigern aus der Börſe, welche er aus dem Beuteverſteck der Gonaſſen mitgenommen, beſchenkte, zu verlaſſen, und nach der Stadt zu gehen. In dem

Quartier, welches er bewohnte, empfing ihn die kleine Etelka mit weinenden Augen, ſein langes Außenbleiben hatte dem Kinde Angſt verurſacht, denn es war faſt Abend, als er zurückkehrte, und in der neunten Morgenſtunde hatte er es verlaſſen. Natürlich waren über zehn Stunden faſt vergangen, ehe er von der Waſſerpartie, wo nicht allein ſeine phyſiſchen Kräfte bis zur Ohnmacht erſchöpft waren, ſondern auch ſeine Kleider getrocknet werden mußten, wieder kam. Etelka hatte vor Kummer nichts gegeſſen.

Als das Kind ſpäter ſchlief, öffnete Pohland das Taſchenbuch mittelſt eines Nagels und nahm die trotz des Waſſers nicht erweichten Papiere heraus, breitete ſie aus, um ſie zu trocknen, und durchflog ihren Inhalt, ſo viel als jetzt in dem Zuſtande, in dem ſie waren, ſich thun ließ.

Die Wachsleinwanddecke, womit das Taſchenbuch eingebunden war, hatte die Papiere vor der Näſſe beſonders verwahrt und obwohl das Waſſer durch das Schloß hineingedrungen war, ſo zeigten ſie ſich doch nur durchfeuchtet. Wenn irgend etwas ſeine Sehnſucht nach ſeiner Heimath, nach ſeiner Gattin und Kindern plötzlich anregen konnte, ſo war es dieſer Fund, oder wir wollen richtiger ſagen, das Vermächtniß des Ertrunkenen. Das Taſchenbuch enthielt einen öſtreichiſchen Paß. Der Ertrunkene war ein Troppauer Weinhändler, der, wie es ſich zeigte, mit der Tochter ſeines vor Kurzem in Fünfkirchen verſtorbenen Bruders, auch eines Weinhändlers, auf der Rückreiſe nach Troppau

Digitized by Google

begriffen geweſen. Dem Paſſe zufolge war die Nichte ein Kind von einigen Jahren. Dieſer Paß gab Pohland das Mittel, nach dem von Troppau nur vier Meilen entfernten Ratibor ohne Gefahr zurückkehren zu können, zumal das Signalement des Ertrunkenen ſo ziemlich genau auf ihn paßte. Aus den in dem Buche noch weiter befindlichen Papieren ſtellte es ſich heraus, daß die Ladung des untergegangenen Schiffes das Eigenthum des Reiſenden, aus den Weinvorräthen des Verſtorbenen beſtehend, geweſen. Ferner fand ſich ein in feines Wachstuch eingeſchlagenes Packet öſtreichiſcher Banknoten, im Werth von mehreren tauſend Gulden vor. Das feine Wachstuch hatte das Eindringen von Feuchtigkeit auf das Papiergeld unmöglich gemacht. Die übrigen Papiere waren die Abſchrift des Teſtaments und einige Briefſchaften, aus welchen hervorging, daß der Verunglückte in Troppau eine Frau und eine Tochter habe.

Indem Pohland nun das Mittel beſaß, durch den Paß ungehindert die Rückreiſe anzutreten, war Etelka für ihn ſogar eine Nothwendigkeit geworden, denn ein Kind war mit in dem Paſſe bemerkt, und er erkannte dieſe ſeltſame Fügung für einen Wink der Vorſehung, dem armen, kleinen Weſen, welches mit ſo viel Liebe an ihm hing, eine Freiſtatt in ſeiner eigenen Familie zu geben!

Am andern Tage erfuhr er, daß von den Schiffsleuten nur ein einziger Knecht gerettet worden, der aber dem Tode nahe in das Spital der Stadt gebracht worden ſei.

Digitized by Google

Der Zuſtand dieſes Menſchen ließ bis jetzt noch keine Ausſage zu, wem das Schiff gehört habe und wie viel Perſonen das Opfer dieſes Unglücks geworden ſeien. — Pohland war jetzt der Ueberzeugung, daß er keinen Raub begehe, wenn er die Papiere des Ertrunkenen zu ſeiner Sicherheit gebrauche.

Zehn Tage ſpäter überſchritt er die preußiſche Grenze, die Nacht verhüllte ſeinen Eintritt in die Wohnung ſeiner Familie, die in tiefem Kummer über ſein Schickſal war. Zwiſchen ihm und ſeiner Gattin wurde der Beſchluß gefaßt, daß er ſich eine Zeit lang in der Wohnung verbergen ſolle, um die Gelegenheit zu erwarten, mit einem Oderkahn, der nach Stettin zurückgehen würde, mitten durch Preußen nach Mecklenburg zu gelangen, wo ſeine Gattin Verwandte hatte. Ueber Etelka ward von ihnen beſchloſſen, ſie als das Kind eines Gliedes ihrer Verwandtſchaft auszugeben und ihren Namen, der eine fremdartige Abkunft verrieth, in den ſeiner Gattin, Helene, zu verwandeln. Indeß Pohlands Ehrlichkeit wurde ſein Verderben. Er ſendete das Taſchenbuch mit dem darin enthaltenen Kapital und ſämmtlichen Papieren per Poſt an die Familie des Weinhändlers in Troppau, ihr zugleich die Art und Weiſe bezeichnend, wie er daſſelbe gerettet habe. Seinen Namen jedoch unterſchrieb er nicht. In Troppau war noch keine amtliche Anzeige des unglücklichen Ereigniſſes geſchehen, das das Oberhaupt dieſer Familie betroffen hatte, um ſo mehr Senſation mußte daher

Digitized by Google

dieſe Nachricht machen. Die öſtreichiſche Behörde, im Einverſtändniß mit der Familie des Weinhändlers, meldete dieſen beſondern Fall, wo Jemand, der auf Dankbarkeit Anſpruch hatte, doch ſo ſorgfältig und geheimnißvoll ſeinen Namen verſchwieg, unter Beilegung von Pohlandes Schreiben, der preußiſchen Behörde in Ratibor. Man vermuthete in dieſer edlen Handlung, obwohl man nicht gut die Möglichkeit eines Verbrechens darin auffand, demohngeachtet eines. — Das Geheimnißvolle, in das ſich der Anzeigende hüllte, gab eine, wenn auch ſehr ſchwache Rechtfertigung des Verdachts. Der Fall war ein zu ſeltſamer, als daß dabei die Ratiborer Behörde nicht bedeutendes Aufſehen hätte machen ſollen. Der Rückſender eines Kapitals von mehrern tauſend Gulden mußte ſelbſt ein wohlhabender Mann ſein, da ihn dieſe Summe nicht zum Schweigen vermocht hatte. Von der ſtädtiſchen Behörde wanderte die Troppauer Anzeige zum Landrathsamt und in der Handſchrift des beigelegten Schreibens Pohlands entdeckte ein Referendar die Schriftzüge des ſeit einem Vierteljahr Flüchtigen, welcher der Verhaftnahme ſich entzogen hatte. Der Vergleich mit den im Landrathsamt von Pohland geſchriebenen Actenſtücken ergab die Ueberzeugung dieſer Vermuthung und an demſelben Abende noch in der zehnten Nachtſtunde ward eine Ausſuchung in der Pohland'ſchen Wohnung gehalten, man fand ihn in der Mitte ſeiner Familie und entriß ihn derſelben mit Hilfe handfeſter Gensd'armen.

Digitized by Google

Die übelberüchtigte Feſtung Koſel*) nahm nach verhängter Unterſuchung den zu funfzehnjähriger Gefangenſchaft Verurtheilten auf, und erſt die Thronbeſteigung des jetzigen Königs vermittelſt des dabei üblichen Amneſtieerlaſſes gab ihn der Freiheit und ſeiner Familie wieder; ſein Haar war weiß geworden im Kerker, ſein Geſicht jedoch ungebeugt geblieben und die republikaniſchen Ideen bewegten ſeine Seele nach wie vor, und obgleich ihn die lange Feſtungshaft vorſichtiger in ſeinen Aeußerungen gemacht hatte, ſo hielt er es doch für ſeine heiligſte Pflicht, ſeinen beiden Söhnen dieſelben Geſinnungen und denſelben Haß gegen das monarchiſche Princip einzuflößen, und er hatte die Freude, ſeine Saat zur vollkommener Blüthe gedeihen zu ſehen. Erich, welcher Maler wurde, fand in dem Umgange ſeiner Kunſtgenoſſen vollkommene Nahrung dieſer Ideen. Sein ernſter, männlicher Charakter bewahrte ihn zwar vor leidenſchaftlichem Ausdruck ſeiner Geſinnungen, aber nicht vor inniger Theilnahme an einem Vereine, der die deutſchen Farben als ſein koſtbares Panier betrachtete, deſſen Mitglieder, wie wir ſchon erwähnten, ſie verborgen auf dem Herzen trugen. Dieſe Verbindung hatte eine weite Verzweigung durch ganz Deutſchland erhalten, der Verrath jedoch war auf ihrer Spur und Erich ſah ſich gezwungen,

*) Koſel in Oberſchleſien, berüchtigt ſeiner Fieber wegen, die ſogar öfters den Wechſel der Garniſon nöthig machen.

Digitized by Google

ſein Vaterland zu meiden, während ſein Bruder noch auf der Berliner Univerſität den Studien oblag, die er mit dem Winterſemeſter 1847 — 1848 beendete. Pohlands Gattin war kaum ein Jahr nach ſeiner Freilaſſung geſtorben, der Kummer hatte das Leben dieſer treuen Seele gebrochen.

Helene, die in ihr eine liebende Mutter gefunden, war unter ihrer Pflege zu einem ſchönen Mädchen herangewachſen. Erich liebte ſie mit der ganzen Innigkeit ſeines reinen Herzens, nur beklagte er ihre heftige Leidenſchaftlichkeit, welche gegen ſeinen feſten, ruhigen Charakter einen auffallenden Gegenſatz bildete. Und er hatte Recht, dieſe Leidenſchaftlichkeit zu beklagen. Während er in Breslau ſeinen Kunſtſtudien lebte und Robert in Berlin, war Helene bei dem alten Pohland; mißtrauiſch gegen Alle, waren ſie und ſeine Söhne die einzigen Menſchen, denen er traute. Er liebte ſie wie ſein eigenes Kind, weder ihr noch ſeinen Söhnen hatte er das Geheimniß anvertraut, wie ſie in's Haus als Familienglied gekommen, ſie hielt ſich für das, als was ſie galt, für die Pflegetochter Pohlands, das Kind eines ſeiner lange verſtorbenen Verwandten. Die Erinnerungen aus ihrer zarten Kindheit hatten ſich gänzlich bei ihr verwiſcht, ſie wußte nichts mehr davon, und obwohl Pohland zuweilen im Begriff ſtand, ihr dies Geheimniß mitzutheilen, ſo hielt ihn doch der Gedanke davon ab, daß eine ſolche Mittheilung einen immerwährenden Kummer in ihr ſchönes, junges Leben werfen hieße. Sie befand ſich glücklich in dieſer Unwiſſenheit, eine Kenntniß des Geheim-

Digitized by Google

niſſes würde ihre Ruhe jedenfalls durch Erzeugung des Wunſches, zu wiſſen, wem ſie angehöre? geſtört haben. Wenn wir auch ſagten, der durch die Kerkerhaft früh gealterte, und durch den Tod ſeiner treuen Lebensgefährtin hart getroffene Mann habe für ſeine ſpätern Jahre die Vorſicht walten laſſen und dem Ausdruck ſeiner Ideen einen Zügel angelegt, ſo müſſen wir doch hinzufügen, daß politiſche Agitationen zu ſeiner Lebensaufgabe zu gehören ſchienen, nur das Glück behütete ihn vor neuer Entdeckung ſeines Treibens. Der in den preußiſchen Unterſuchungsacten viel genannte Name des Fabrikanten Schlöſſel und Andrer mehr, gehörte unter die Zahl ſeiner geheimen Freunde. Pohland machte oft Reiſen durch Schleſien, und war zuweilen vier, auch ſechs Wochen lang von Ratibor entfernt; während dieſer Abweſenheiten hatte er Helenen einer Beamtenfamilie der Lichnowsky'ſchen Herrſchaft Krzyzanowitz unweit Ratibor vertraut. Das Oberhaupt dieſer Familie hatte ihm aus früherer Zeit her mehrere wichtige Dienſte zu danken, und da die Familie einige Töchter beſaß, ſo war dieſer Aufenthalt für Helene ein ſehr angenehmer.

In dem Leben eines ſo für Freiheitsbeſtrebungen eifernden Mannes wie des alten Pohland, mußte die Erhebung Ronges einen außergewöhnlichen Eindruck hervorbringen. Zu innig mit der Freiheit der Völker, mit der Erlöſung derſelben aus der Zwingherrſchaft der Fürſten iſt die aus dem Joche der Knechtſchaft verbunden, welche beſonders der römiſch-katholiſche Klerus über das Volk breitet und

auf jede mögliche Art feſtzuhalten ſucht. Die in Aller Herzen zündenden Blitze Ronges begeiſterten Pohland aufs Höchſte und er ſelbſt machte ſich zum Apoſtel, der durch Schleſiens Marken nach Kräften das Wort der Freiheit verbreitete, ja ſelbſt zu dieſem Zwecke nach Berlin reiſ'te, um ſo viel als möglich dort dafür zu wirken. Die beiden Zeichen der Zeit, Tſchechs Attentat auf den König und die Ronge'ſche Schilderhebung, regten überall zu gewaltig an, als daß er nicht überall Gleichgeſinnte hätte finden ſollen. Sein Aufenthalt in Berlin war ein langer, er hatte dort ſeinen Sohn Robert, und die jugendlichen Herzen der Muſenſöhne boten für ſeine Beſtrebungen ein leicht anzubauendes und reiche Ernte verſprechendes Feld. Unterdeß befand ſich Helene in Krzyzanowitz. Das Leben daſelbſt war ein ſehr reizendes; wie ein zwiſchen üppigen Blumenufern hinfließender Bach, der kein Hinderniß zu bewältigen hat, reihte ſich Tag an Tag und Freude an Freude.

Der Fürſt kam hin. Seine jugendliche Regſamkeit erhöhte die Thätigkeit Aller. Man rühmte ihn als einen ritterlichen Herrn, der die vollkommene Hochachtung Aller verdiene, man rühmte ihn auch als einen ſchönen Mann, der freilich ſeines Vaters, des kaiſerl. königl. Oberkämmerers größten Fehler geerbt habe, eine gewiſſe Verſchwendungsſucht.

„Ach, der Himmel gebe dem guten Herrn nur immer treue Diener, die gewiſſenhaft das Seine vertreten!“ ſagte der Beamte in rührender Kindlichkeit. „Wir haben beim

Digitized by Google

höchſtſeligen Fürſten ein ſchlimmes Beiſpiel erlebt, wie ſchrecklich Höchſtdeſſen Vertrauen mißbraucht wurde. Die höchſtſelige Durchlaucht befand ſich eines Tages in Geldnoth, und ritt gedankenvoll, wie er dieſem, für einen ſo hohen Herrn unpaſſenden Mangel abhelfen ſolle, in Grätz (Lichnowsky'ſche Herrſchaft in Oeſtr. Schleſien) ſpazieren. Da begegnete ihm der reiche Grätzer Waſſermüller, einer ſeiner Unterthanen.

„„Gieb mir **10,000** Gulden Silber und ſchlage Dir eben ſo viel Klaftern Holz dafür, aber bis Nachmittag muß ich das Geld haben,““ ſagte Se. Durchlaucht.

Der Müller war gewiſſenlos genug, dies Anerbieten anzunehmen und — man darf es nicht laut ſagen — ſchlug, wie es heißt, **20,000** Klaftern Holz für das Spottgeld.“ —

Die Lobeserhebungen, welche der Beamte über den jungen Fürſten ausſprach, mußten natürlich, da Jedes Phantaſie ſich ein mehr oder minder klares Bild entwirft, auch bei Helenen den Wunſch erregen, ihn zu ſehen. Dieſer Wunſch wurde ſchon in den nächſten Tagen befriedigt, als ſie mit den Töchtern des Beamten im Park ſpazieren ging. Der Fürſt kam, von ſeinem Schatten, dem Geheimrath von Bally (von Beuthen) begleitet, daher geritten, er bemerkte die Mädchen und kam näher. Helenens Schönheit konnte ihm, dem in derlei Dingen Kenntnißvollen, unmöglich entgehen. Dieſe Begegnung war für Helenen entſcheidend; ein Lob aus ſeinem Munde entzündete ihre Eitel-

Digitized by Google

keit und ſeit dieſem Augenblicke trübte ſich der bis jetzt unentweihte Himmel in dem Herzen dieſes Mädchens mit eitlen Hoffnungen und Plänen. Sie war thörigt genug, ein ähnliches Glück wie es die aus einer armen Gärtnerstochter zur Gemahlin des reichen Grafen Renard erhobene Dame erfahren, zu träumen, und die ſüßen Worte des Fürſten knüpften bald ein heimliches Liebesband zwiſchen Beiden. Es war das erſte Geheimniß, welches Helene beſaß und wer wüßte nicht, welch einen tiefen Eindruck, ſelbſt auf ein weit ruhigeres Gemüth, ein ſolches Geheimniß bewirkt, und Helene war leidenſchaftlicher Natur. Wenn auch noch in ihrem Herzen der Gedanke, daß ſie Erichs Verlobte ſei, auftauchte, ſo übertäubte ihn doch die zur hellen Glut angeregte Leidenſchaft zu dem Fürſten, der ſeinen Sieg über das eitle, ſchöne Mädchen mit der Beharrlichkeit eines Sieggewohnten verfolgte. In der That wurde Helene die Trägerin eines Geheimniſſes, das ſie mit Angſt und Kummer vor den Augen der Welt verbarg. Eines Morgens hatte der Fürſt Schloß Krzyzanowitz plötzlich verlaſſen; eine Eſtafette von Breslau habe ihn ſchnell abberufen, hieß es. Wenige Tage ſpäter holte auch der alte Pohland ſeine Pflegetochter von dort ab. Unter vielen Thränen verließ Helene den Ort, wo ſie ſo glücklich geweſen war.

Von dieſem Tage an war ihre ſchöne heitere Jugend verdüſtert. Vergeblich verſuchte Pohland dieſe ſie überwältigende Schwermuth, deren Grund er nicht kannte, zu verſcheuchen. Es fiel ihm auf, daß Helene oft noch lange

des Nachts, wenn er ſchon zu Bette gegangen war, aufblieb. Er mußte wiſſen, welcher Grund obwaltete, denn er bemerkte, daß ſie an dem folgenden Morgen jedesmal rothe, von Weinen geſchwollene Augenlider hatte. Offenbar ging mit dem ſchönen blühenden Mädchen eine große Veränderung vor, das liebliche Roth der Wangen verblühte ſichtbar. Sonſt ſo eitel in ihrer Kleidung, wies ſich Helene jetzt nachläſſig, verhüllte ſich in ein großes Umſchlagetuch und verließ nur ſelten das Haus. Eines Nachts trat unverhofft ihr Pflegevater, den ſie ſchon lange ſchlafen wähnte, in's Zimmer, er überraſchte ſie im Schreiben eines Briefes, ſie konnte einen Theil ihres Geheimniſſes nicht mehr verbergen. Er, der alle Fürſten haßte, erfuhr, daß ſeine Pflegetochter einen ſolchen mit der ganzen Leidenſchaft ihres leicht erregten Gemüthes liebte. Der mit vielen Thränenſpuren benetzte, angefangene Brief lautete folgendermaaßen:

„Felix!

Du machſt mich unglücklich — ach, dies Wort iſt für meine Angſt, für meinen Kummer zu wenig und doch finde ich kein anderes. Verzweiflung! ja, Verzweiflung iſt in meiner Seele. Wieder iſt es Nacht und wieder fließen meine Thränen — ſie kommen alle aus dem Herzen, das Du gebrochen haſt — Du, Felix, den ich jetzt noch, wo Du mich verläugneſt, ſo liebe, wie in den Tagen, wo Deine Liebkoſungen mich ſtolz und ſelig machten. Immer ſage ich zu mir, es iſt nicht möglich, daß Du, ein Fürſt, mein

Digitized by Google

Fürſt, meines Herzens König, ein treuloſes Spiel mit dem Herzen eines armen Bürgermädchens treiben“ . . . .

. . . .

Pohland hatte den Brief, den Helene ſo weit erſt geſchrieben, geleſen. Er ſtand vor ihr, das Blatt zuſammengeknittert in der Fauſt, die, krampfhaft geſchloſſen, feſt an ſeinem Schenkel ruhte. Helene hatte ſich zu ſeinen Füßen niedergeworfen, ſie geſtand ihm ihre Liebe zu Lichnowsky. Der alte Republikaner lachte hell auf. „Ein Fürſt und Treue!“ rief er — „o Du Verblendete! paare den Teufel mit einer Heiligen zuſammen und er wird ſein Wort beſſer halten.“

Helene weinte, ſie umſchlang ſeine Kniee. „Ich will Dir mein ganzes Unglück bekennen, Du ſollſt Alles wiſſen, Vater, kein Geheimniß will ich länger vor Dir haben.“

„Schweig! ſchweig!“ entgegnete Pohland — „ich weiß nun Alles, es iſt überreichlich genug, um ein Herz zu brechen, das in ſeiner Ehre ſeinen größten Stolz fand. Dir verzeihe ich — wer iſt ſtark genug, um des Teufels Lockungen zu widerſtehen?“ —

Der alte Mann war tief erſchüttert, eine ſchwere Thräne perlte an ſeinen Wimpern. „Dir verzeihe ich!“ ſagte er mit ſchmerzlicher Stimme — „aber haſſe den, der Deine ſchöne Jugend betrübte, haſſe ihn ſo, wie Du ihn geliebt haſt.“ — Er verließ ſie. Helene ſchlief dieſe Nacht nicht, dieſe Liebe des Mannes war für ſie die tiefſte Selbſtqual, ein Vorwurf, den ſie nicht beſeitigen konnte. Und

Digitized by Google

Erich, der ſie ſo ſehr liebte! Freilich beſaß Erich nicht das glatte einſchmeichelnde Weſen, wie ihr fürſtlicher Geliebter, aber dafür wohnte eine Innigkeit in ſeinem Männerherzen, welche jetzt durch des Pflegevaters edles Benehmen mit Allgewalt in ihr Gedächtniß gerufen wurde. An ihm hatte ſie ein ſchweres Verbrechen begangen. „Und doch weiß er (der Pflegevater) noch nicht die ganze Tiefe meines Unglücks!“ rief ſie — „ach, ich zittre vor dem Augenblick, wo er es erfährt!“ Dieſer gefürchtete Augenblick kam indeß nicht.

Einige Tage ſpäter ſagte der alte Pohland zu ihr, daß er beſchloſſen habe, ſie ſolle die Gegend auf einige Zeit verlaſſen. „Hier würde Dich der Gram verzehren,“ fuhr er fort — „Veränderung wird Dich heilen. Ich fordre nicht, daß Du dem Treuloſen mehr ſchreibſt, ich halte Dich der Schmach nicht für fähig, um dieſes Menſchen Liebe wie um ein Almoſen zu betteln. Du wirſt ihn verachten und haſſen.“ —

Eine Woche darauf brachte ſie Pohland nach Wien, zu der Witwe eines früheren Freundes, welche daſelbſt von der Rente eines kleinen Vermögens lebte.

Er ſelbſt kehrte nach Ratibor zurück und dann nach Breslau zu ſeinem Sohne Erich, welcher jetzt erſt erfuhr, von welcher Leidenſchaft Helene ergriffen und wohin, um ihr verwundetes Gemüth zu heilen, ſie der Vater gebracht. Die Briefe, welche ſie von Helenen empfingen, bezeugten, wie ſehr ſie ſich unglücklich fühlte. „Aber ich will ihn haſſen, haſſen, ſo lange ich athme — mit aller Glut meines Her-

Digitized by Google

zens,“ ſchrieb ſie — „Deiner bin ich unwürdig geworden, Erich, das iſt der Stachel in meiner Seele. Dein treues Herz habe ich verrathen und ich wage es nicht Dich um Verzeihung zu bitten. Du kannſt, Du darfſt mir um Deiner Ehre willen nicht verzeihen — ich bin Deiner unwürdig.“

Endlich ſchien Helenens Gemüth ruhiger zu werden. Sie war faſt drei viertel Jahr in Wien, als Erich plötzlich daſelbſt eintraf. Die Schilderung, welche ihm ſein Vater von Helenens Geſundheit gemacht, paßte nicht mehr auf ſie. Die blaſſen Wangen hatten ſich wieder mit ſanftem Roth gefärbt, ſie war ſo ſchön und lieblich wie früher. Die ſchwarze Kleidung, die ſie trug und welche, wie ſie ſagte, fortan die Farbe ſein müſſe, die ihr gezieme, ließ ihr außerordentlich gut. Erich hatte ihr verziehen, ihr erſtes Wiederſehen überzeugte Helenen vollkommen davon.

„Liebſt Du ihn noch?“ fragte er.

„Nein, ich haſſe ihn!“ antwortete Helene — „ich haſſe ihn,“ wiederholte ſie — „und wenn noch ein Funken von Liebe für mich in Deiner Seele iſt, Erich, wenn das Wort der Verzeihung meines Verbrechens an Dir, das er verſchuldete, Wahrheit iſt, dann rächſt Du mich an dem Treuloſen. Wirſt Du es thun?“

„Meine Liebe zu Dir hat nichts mit einer unwürdigen Rache gemein,“ ſprach Erich ernſt. „Sollte ich je ihm gegenüber zu ſtehen kommen, dann fordre ich Rechenſchaft von ihm für die ſchändliche Täuſchung, welche er ſich zum

Digitized by Google

Zeitvertreibe ſeiner fürſtlichen Langeweile mit Dir erlaubte. Eine andre Rache fordre nicht von mir.“

Helene erwähnte nichts mehr von dem Wunſche einer Rache an den Fürſten. Erich bemerkte mit Schmerz eine Veränderung in Helenens Gemüth. Ihre Freude, ihr Lächeln ſchien ihm erkünſtelt, die Heiterkeit, die ſonſt bei ihrem leicht erregten Weſen einem Reflex aus dem Innerſten ihrer Seele gleich ſchien, trug etwas Düſteres, Unheimliches, zuweilen verfinſterte ſich ihr ſchönes liebliches Antlitz plötzlich, als beſchäftige ſie ein wilder, grauenvoller Gedanke; es entging Erich nicht, daß ſie in ſeiner Nähe ſich Gewalt anthat, um ihm ſtets nur freundliches Lächeln zu zeigen. Dies bekümmerte ihn tief und ſteigerte ſeine Liebe zu ihr außerordentlich, denn er betrachtete es als Reue, die raſtlos an ihrem Herzen nage.

Wir erwähnten jenes Unfalls, der Beide in das Haus der Gräfin Waldenried brachte. Die Letztere ſchrieb ſelbſt an den alten Pohland, er möge ihr, wenn auch Helene geneſen ſei, dieſe noch laſſen. Erich, welcher nach den Revolutionstagen in Berlin, zurück in ſein Vaterland kehrte, nahm den Brief mit und ſein Vater war vollkommen mit dem von der Gräfin gethanen Vorſchlag zufrieden, da ſein Sohn ihm ſagte, Helene könne in keiner beſſeren Obhut gelaſſen werden, als in dem Hauſe der Gräfin. Freilich blieb Beiden dieſe wunderbare Zuneigung einer ſo vornehmen Dame zu der Pflegetochter eines Bürgerlichen ein Räthſel, welches ſich erſt ſpäter löſen ſollte. Erich hatte Breslau

Digitized by Google

verlaſſen und war nach Berlin übergeſiedelt. Berlin, der Heerd der politiſchen Elemente in Preußen, war der Ort, wo er für die Freiheit am Meiſten wirken konnte. Im engſten Bunde mit ſeinem neuen Freunde Egon und deſſen gleichgeſinnten ~~Freunden~~, war er der treueſte Berichterſtatter aller das politiſche Leben in Berlin betreffenden Vorgänge.

Der alte Pohland, welcher jetzt mehr als je das Ziel ſeiner Beſtrebungen, den Grund zur künftigen Republik Deutſchlands zu legen, nahen zu ſehen glaubte, hatte Ratibor ſeit der Rückkehr ſeines Sohnes Erich ganz verlaſſen und lebte jetzt bei ſeinen beiden Söhnen in Berlin. Für die Zwecke, die dieſer alte Mann mit ſo energiſcher Ausdauer verfolgte, war kein Schauplatz in Deutſchland ſo erſprießlich, als gerade Berlin, wo alle politiſche Leidenſchaften ſich in einem ſo gewaltigen Gährungsprozeß befanden und ſeinen Wünſchen und Hoffnungen ſtets neue Nahrung gaben. Erichs Kunſt brachte dieſen in die mannigfachſten Verbindungen und dieſe boten ihm ein Feld des Studiums der Aufregung, welches ſeinen Beſtrebungen nur nützlich ſein konnte. Seinem mehr ruhigen, beſonnenen Geiſte gelang es, die leidenſchaftliche Aufregung ſeines Vaters ſo viel als möglich zurückzuhalten, was in der That eine ſchwere Aufgabe war, da die Volksverſammlungen unter den Zelten von der Art waren, daß ſie ein ohnehin zur Exaltation geneigtes Gemüth in Feuer und Flamme verſetzen mußten. Der heftige Auftritt zwiſchen dem Vater und ſeinem Bruder hatte indeß Erich auf eine Gefahr für den Letzteren auf-

Digitized by Google

merkſam gemacht, die ihn nicht gleichgiltig laſſen konnte. Er beſchloß daher Roberts Thun zu beobachten, ſo viel als ihm möglich ſei, während er dem Vater den Gedanken auszureden ſuchte, in dieſem Sohne einen Abſalom zu ſehen.

Im Schloſſe zu Potsdam wohnte ſeit der ſchnellen Abreiſe ihres Gemahls nach London die Prinzeß Auguſte von Preußen; man ſah ſie nur in tiefer Trauerkleidung, mit ernſtem Antlitz, ſie ſchien die Laſt und den Fluch der Zeit zu tragen, deren Stürme an den Grundveſten des Hohenzollern-Hauſes gewaltig rüttelten. Die herrliche Mailuft genießend, wandelte ſie ſinnend durch die Gänge des königlichen Gartens. Aus einem Bosquet ſprang ihr die zehnjährige Prinzeß Marie Louiſe entgegen. „Haſt Du einen Brief vom Papa, Mama?“ fragte ſie, auf ein feines Blatt deutend, welches die hohe Frau in der Hand hielt.

„Ja, meine Theure,“ war die Antwort — „Papa hat geſchrieben, er ſendet Dir einen Kuß.“ Bei dieſen Worten beugte ſich die hohe Frau nieder und drückte dem kleinen Dämchen einen Kuß auf die noch in kindlicher Heiterkeit ſtrahlende Stirn.

„Papa iſt ſehr gut,“ ſagte die kleine Prinzeß — „wenn er doch nur recht bald wiederkommen wollte — mit Dir, Mama, wird's alle Tage ſchlimmer. Sonſt warſt Du ſo gut gegen mich, Du lachteſt mit mir — jetzt aber, ſeitdem Du dieſes häßliche Schwarz trägſt, biſt Du immer

Digitized by Google

traurig. Wenn meine gute Reimbauld nicht wäre, die zuweilen mit mir lacht — bei Dir, Mama, und den Andern verlernte ich's ganz."

„Glücklicher Sinn!" ſeufzte die Prinzeß, dann wendete ſie ſich dem Bosquet zu, an deſſen Eingang eine junge Dame ſtand. „Kommen Sie näher, Fräulein," ſprach ſie ihr winkend.

Die junge Dame nahte ſich mit großer Ehrerbietung.

„Es thut meinem Herzen wohl, Menſchen zu ſehen, die uns lieben, die mit uns über den Wahnſinn des Volkes trauern, welches ſich in entſetzlicher Verblendung gegen ſeine angeſtammten Fürſten erhebt," fuhr die erhabene Frau fort — „Sie gehören zu den Gutgeſinnten, Fräulein Reimbauld."

„Königliche Hoheit," antwortete die Reimbauld, die Hand auf's Herz legend — „ich hadre oft mit dem Schickſal, daß es mich zum ſchwachen Weibe machte. Wäre ich ein Mann, die ganze Kraft meines Armes, Alles was ich vermöchte, geſchähe, die jetzt mit Füßen getretenen heiligen Rechte des Thrones zu wahren."

„Das bin ich von Ihnen, meine Gute, überzeugt; aber auch als Frauen können und müſſen wir handeln, es iſt unſre Pflicht."

„Zeigen mir Ihro königliche Hoheit die Möglichkeit, Gutes in dieſem Sinne zu wirken!" rief die Reimbauld mit leuchtenden Blicken — „meine ganze Seele, mein Herz gehört Ihnen."

„Wirklich?" fragte die Prinzeß ſcherzend — „man hat

mir geſagt, daß noch Jemand Antheil an Ihrem Herzen hätte?“

Eine Röthe der größten Verlegenheit überflog das ſehr intereſſante, wenn auch ſtark markirte Geſicht der Reimbauld.

„Nun, nun, meine Liebe, nicht ſo ängſtlich,“ ſagte die hohe Frau, ihr mit der Hand über das glänzende glattanliegende geſcheitelte Haar ſtreichend. „Sie ſehen, es bleibt nichts verborgen unter der Sonne. Man hat mir erzählt, daß Sie viel Intereſſe an einem jungen Bürgerlichen, an einem Studenten, nehmen, der dem Major von Bonin im März — dieſe Tage ſind eine abſcheuliche Erinnerung — das Leben gerettet haben ſoll. Von Ihrem Charakter bin ich feſt überzeugt, daß dies keine ernſtliche Neigung ſein kann. Sie wiſſen, was Sie Ihrem Stande ſchuldig ſind.“

„Gnädigſte Frau, ich wäre nicht würdig der mir über Alles theuern Huld, die Ihro königliche Hoheit mir ſchenken, wenn ich ſagen wollte, es ſei unwahr, was man Ihnen von mir erzählt.“

„Wie?“ fragte die Prinzeß ſichtbar unangenehm berührt.

„Ihro königliche Hoheit werden mir gnädigſt erlauben, mich zu rechtfertigen,“ ſprach die Reimbauld — „der fragliche junge Mann hat das Unglück, bürgerlicher Herkunft zu ſein, ja; aber ich glaube, daß er, auf den rechten Pfad geleitet, mit dem Enthuſiasmus eines edlen und muthigen Herzens, ein eifriger Gegner der gottloſen Freiheit werden dürfte, die er in den Märztagen vertheidigte. Ich liebe ihn

Digitized by Google

nicht, wie man Ihro königliche Hoheit geſagt hat, es machte mir aber eine große Freude, ſeine Geſinnungen zu bekämpfen und ...“

„Nun, und?“ fragte die Prinzeß lächelnd — „warum ſtocken Sie, kleine Intriguantin?“

„Und ich glaube, meine Bemühungen, die der Major und vorzüglich deſſen Gemahlin lebhaft unterſtützen, haben einen ziemlich glücklichen Erfolg erzielt.“

„Welch eine Urſache leitete Sie dazu?“

„Ihro königliche Hoheit werden lächeln über meine Politik,“ fuhr die Reimbauld fort — „aber ich will ja wahr vor Ihnen ſein, als gälte es ein großes wichtiges Geſtändniß. Ich glaubte nämlich, es ſei ſchon etwas gethan, wenn man dem verblendeten Volke wenigſtens einen oder den andern ſeiner Führer entfremdete. Das Beiſpiel des Einen würde nicht ganz ohne Wirkung bleiben auf Andere — und die Macht des Feindes künſtlich ſchwächen, ſcheint mir ſchon eine Art Sieg.“

„Ich bewundere Sie, Fräulein,“ ſprach die Prinzeß — „Ihre Politik iſt logiſcher als die manches Miniſters, der zwiſchen den beiden Klippen Thron und Volk hindurchſegeln will, dabei das Intereſſe des Erſteren dem Spotte ausſetzt, während er in ſeiner Charakterſchwäche dem Letzteren in die Hände arbeitet. Hätten wir mehr ſo ſtarke Charaktere, wie Sie vor mir entfalten, auf unſrer Seite! Begleiten Sie mich, meine Liebe.“

Fräulein von Reimbauld ſchritt ehrfurchtsvoll an der

Digitized by Google

Seite der hohen Frau hin, die kleine Prinzeß ſprang voraus, einen bunten Schmetterling jagend, den ſie vergebens mit dem Taſchentuche zu ſchlagen verſuchte.

Eine Pauſe folgte, welche die Prinzeß Mutter endlich mit den Worten unterbrach: „Hören Sie die Mittagsglocken von Potsdam?“

„Ja, königliche Hoheit.“

„In dieſer Stunde eröffnet mein königlicher Schwager die ſogenannte Nationalverſammlung im weißen Saale zu Berlin. Ah, es iſt ein ſchmerzlicher Gedanke, daß ein König von Preußen ſeine Genehmigung zu ſolch einer ihn und ſeine Macht verhöhnenden Oppoſition geben mußte! Sonſt — ſonſt! und jetzt!“

„Geben ſich Ihro königliche Hoheit dieſem Schmerze nicht ſo ganz hin,“ tröſtete Fräulein von Reimbauld mit tiefbewegter Stimme. „Für Preußens Könige hat Gott ſeine ſchützenden Engel. Erlauben mir Ihro königliche Hoheit, Sie an eine ernſte, ſchwere Zeit, an die von **1807** zu erinnern. Preußens Sterne waren erloſchen, aber nicht für immer, wie damals alle Welt glaubte. Sie gingen wieder auf mit ſchönerem, hellerem Glanze als vorher, am ewig denkwürdigen **18.** October **1813.** O gewiß, die finſtre Wetterwolke, die jetzt die Sonne Preußens verdüſtern will, wird wieder verſchwinden.“

„Sie muß verſchwinden,“ ſtimmte die hohe Frau mit Feſtigkeit bei — „der Himmel thut keine Wunder, wollen wir nicht ſelbſt werkthätig ſein. Mein gutes Kind, dieſe

kurzen Minuten haben Sie meinem Herzen näher gebracht und ich vertraue Ihnen ganz.“

„Gnädigſte Frau, dieſe Huld ...“

„Pſt! keinen Dank. Lernen Sie doch von dem Zeitgeiſt, der, wie es heißt, das Volk in ſeiner Tollheit repräſentirt; er iſt ſo bieder, daß er jede Dankbarkeit gegen Fürſten verſpottet!“

Dieſe Worte ſprach die hohe Frau mit beißender Ironie und ſarkaſtiſchem Lächeln, dann fuhr ſie fort:

„Meine gute Reimbauld, wenn ich nicht irre, war mein hochſeliger königlicher Schwiegervater derjenige, der ſich Ihrer als der verlaſſenen Waiſe eines ſeiner Gardeoffiziere gnädig annahm — nicht?“

„Ich bete noch ſtets für den geliebten königlichen Waiſenvater,“ antwortete das Fräulein mit tiefer Rührung — „ihm verdanke ich ja Alles.“

„Eine dankbare Seele iſt ein Edelſtein, den man als Zierde ehren muß, und der Dankbarkeit vertraue ich,“ redete die Prinzeß. „Sie ſahen mich ſinnend promeniren, es gilt einem großen Werke und Sie ſollen auf eine mittelbare Art dabei thätig ſein.“

„Ach wie glücklich und wie ſtolz machen Ihro königliche Hoheit Ihre treueſte Dienerin!“ rief die Reimbauld.

„Mit dem Maaße ihr ausmeßt, ſoll euch wieder eingemeſſen werden, ſo heißt's in der Schrift. Das Volk hat eine Revolution gegen uns begonnen, eine gut ausgeführte Contrerevolution dürfte uns die Macht wieder zurückgeben,

Digitized by Google

welche uns in den abſcheulichen Märztagen entriſſen worden iſt. Sie ſehen ein, daß dieſe Sache nur unter dem Siegel der größten Verſchwiegenheit, des wohlbewahrteſten Geheimniſſes gedeihen kann. Ich ſann eben nach, welche Perſon man zum Träger dieſes Geheimniſſes machen könnte, das Schickſal führte Sie mir zu.“

Die Reimbauld wollte, die Hand auf's Herz legend, eine Betheuerung ausſprechen; die Prinzeß fuhr fort:

„Sie waren im vorigen Jahre im Bade Iſchl?“

„Ja, gnädigſte Frau.“

„Nun, dann wird Niemand erſtaunen, wenn ein junger öſtreichiſcher Cavalier, von dem ſchönen Fräulein von Reimbauld angezogen, auf einige Zeit nach Berlin kommt, um — nur um ſeine Sehnſucht zu ſtillen und Ihre Hand und Ihr Herz zu erringen.“

„Königliche Hoheit …“

„Still doch, meine Liebe, hören Sie weiter. Sie bekleiden keine Stellung bei Hofe, das hat viel für ſich und wer weiß, ob der junge Cavalier nicht im Ernſt die Rolle, die er hier im allerhöchſten Auftrage zu ſpielen hat, ausführen wird?“

„Mein Gott, ich … ich,“ ſtammelte das Fräulein.

„Ja, meine Liebe, dieſer Auftrag, den ich Ihnen noch näher bezeichnen werde, iſt für Sie ganz geeignet, er erfordert nur leidende Klugheit. Ihre Logik von vorhin überzeugte mich, daß Sie Scharfſinn mit einem treuen Herzen vereinen. Aber Sie ſollen auch Revanche für die Pflicht,

Digitized by Google

welche Sie übernehmen, von mir erfahren. Ich werde Ihren Proſelyten, den jungen Mann, bei dem König empfehlen, wenn Sie glauben, daß er ſolcher Empfehlung würdig iſt.“

„Er wird ihrer würdig werden,“ entgegnete das Fräulein mit einer Schnelligkeit, welche vermuthen ließ, daß ſie, obwohl ſie es ſelbſt nicht glauben wollte, doch einen innigeren Theil an dem Schickſal dieſes jungen Mannes nehme, als an jedem andern, der von Alters her eingefleiſchter Royaliſt geweſen.

Dieſe Unterhaltung wurde beendet, indem die Königin, welche in Potsdam geblieben war, begleitet von einigen ihrer Damen, ihnen entgegen kam.

„Morgen, meine Liebe, ſehe ich Sie wieder,“ ſagte die Prinzeß ſchnell. „Berlin und Potsdam ſind einander ſo nahe gerückt, daß es nur einer kleinen Stunde bedarf, um von einem Ort zum andern zu gelangen. Schweigen Sie über das, was ich zu Ihnen geſprochen. Leben Sie wohl, gute Reimbauld.“

Die hohe Frau ſchritt mit einer leichten Kopfneigung gegen das Fräulein, welches ſich ſeitwärts in einen Gang entfernte, ihrer Schwägerin der Königin entgegen.

Während in den Kreiſen des Volkes die Flucht des öſtreichiſchen Hofes aus der Wiener Hofburg die größte Senſation machte, ſah man dies Ereigniß an den Höfen theilweiſe mit andern Augen an. Man wußte, daß es die Einleitung zu einem gewagten Spiele ſei, welches, ganz in

Digitized by Google

der Stille vorbereitet, den bisher geſchehenen Ereigniſſen um jeden Preis einen andern Ausgang geben ſollte. Die Freiheit, welche in ungeſtümen Forderungen des Volkes den Thronbeſitzern Angſt verurſachte und das göttliche Recht der Könige in eine höchſt gefährliche Frage ſtellte, verband natürlich die Bedrohten zu einem Widerſtandsſyſtem und zur Vernichtung der ihnen abgedrungenen Zugeſtändniſſe, welche die Stützen ihrer Exiſtenz untergruben. Aber freilich mußte dieſe geheime Verbindung auch nur in der dichteſten Schaale des Geheimniſſes bleiben, wenn nicht die Furcht vor einem Verrathe eine ewige Peinigerin ſein ſollte. Zwar konnte man auf die Reactionsgelüſte Derer, welche bei dem neuen Zeitumſchwunge verloren hatten oder in Gefahr waren, zu verlieren, mit Sicherheit bauen, indeß die Vorſicht erforderte trotzdem die ſtrengſte Geheimhaltung der allmählig der Reife entgegengehenden Pläne. Bei günſtigem Reſultate des Schlages, welcher die Monarchie auf den früheren Standpunkt zu erheben berechnet war, kamen dann auch ſicher die andern kleinern Fürſten nach, ihr Intereſſe band ſie ja unauflöslich an den Aufſchwung des wiederkehrenden Heils für ſie.

Fräulein von Reimbauld hatte reichlichen Stoff zum Nachdenken, als ſie die Prinzeß verlaſſen. Es konnte kein ſo treu königlich geſinntes Herz als das ihre geben und der faſt leidenſchaftliche Hang zum Romantiſchen, der, wir möchten ſagen, von jeher ein Erbtheil der Royaliſten aller Länder geweſen, behauptete auch bei ihr ſein Uebergewicht. Char-

Digitized by Google

lotte dankte ihre ganze Exiſtenz dem wohlthätigen Sinne des verſtorbenen Königs. Ihr Vater hinterließ ein ſo geringes Vermögen, daß die adlige Waiſe jedenfalls bitterer Entbehrung ausgeſetzt worden wäre. In der Familie des Majors von Bonin fand ſie eine Erziehung, welche ihr alle die Grundſätze in's Herz pflanzte, die jetzt bei ihr zur ſchönſten Blüthe gereift waren. Sie wurde in dem Hauſe des Majors, der, ſchon ſeit langer Zeit dienſtunfähig durch einen Sturz mit dem Pferde, aus der Reihe der Dienſtfähigen getreten war, als Kind deſſelben betrachtet. In den Märztagen hatte der invalide Herr es für ſeine heiligſte Pflicht gehalten, in der Uniform, welche er ſtets mit Ehren getragen, an dem Kampfe Theil zu nehmen. Wir wiſſen den Ausgang; Robert Pohland hatte den Schlag von ſeinem greiſen Haupte gewendet, der ihn vernichten ſollte. Seit jener Zeit war zwiſchen dem Major und ſeinem jungen Retter eine Freundſchaft entſtanden, die nicht ohne merklichen Einfluß auf den Letzteren geblieben war. Wir führen den Leſer in die Wohnung des Majors. Robert iſt ein gewöhnlicher Beſucher zur Abendzeit bei dem alten Herrn. Seit einigen Tagen iſt der junge Mann ungemein verdüſtert, es ſcheint etwas auf ſeiner Seele zu laſten, das ihn niederdrückt. Der 22. Mai bietet bezüglich der Nationalverſammlung, welche der König an dieſem Tage eröffnete, einen reichen Stoff zur Unterhaltung.

„Sie hätten ihn ſehen ſollen, Herr Pohland — es iſt Schade, daß Sie geſtern Abend nicht zu mir kamen, ich

Digitized by Google

hätte Ihnen das Anerbieten gemacht, mich zu begleiten,“ ſagte der Major — „der weiße Saal hat in der That eine Oppoſition geſehen, welche nicht ohne moraliſche Einwirkung auf dieſe Herren der ſogenannten Nationalverſammlung bleiben wird. Se. Majeſtät wieſen ſich dieſer Macht gegenüber als gebietender Herr, er behielt während des Vorleſens der Thronrede den Helm auf dem Haupte, ein Ausdruck des Bewußtſeins ſeiner königlichen Gewalt und Hoheit.“

Die Majorin, dritte Gemahlin des alten Herrn, ließ nie Unterhaltungen ſolcher Art vorübergehen, ohne ihre Gefühle zu äußern. „Ja,“ ſagte ſie — „es iſt ſehr betrübend, zu erfahren, daß die Menſchen ſich der Freiheit nicht werth zeigen, ſehr betrübend, daß es einem Haufen bezahlten Pöbels gelingen konnte, dem Könige Geſtändniſſe abzupreſſen, welche ihn zum Narren machten, indem ſie die größten Widerſprüche ſeines bisherigen Prinzips enthielten und deſſen Conſequenzen aufhoben.“

„Gnädige Frau,“ entgegnete Robert etwas gereizt — „erlauben Sie mir, Ihre Bemerkung zu parodiren. Es iſt ſehr betrübend, daß man wirklich immer noch glauben kann oder glauben machen will, daß es bezahlter Pöbel geweſen ſei, der die Berliner oder eine andere Revolution gemacht habe. Der heutige Tag allein iſt eine Widerlegung ſolchen Irrthums. Heute vor 33 Jahren (22. Mai 1815) verſprach der verſtorbene König ſeinem Volke eine reichsſtändiſche Verfaſſung. Wo iſt dieſe? Es blieb beim Verſprechen und man dürfte eher ſagen, es iſt verwunderungsvoll, daß

Digitized by Google

das Volk bis jetzt ſo gutmüthig geweſen, ſich täuſchen zu laſſen. Die Getäuſchten erhoben ſich, nicht der Pöbel.“

„Sie werden mir aber, wenn ich auch wirklich zugebe, daß es nur beim Verſprechen geblieben ſei, zugeſtehen, daß die ſogenannten Volksführer denſelben Paſſus machen, ſie verſprechen dem Volke goldne Berge, um es in Aufreizung zu erhalten,“ nahm der Major das Wort.

„Ich vertheidige keineswegs die Demonſtrationen, die die Ruhe des Staates ſtören,“ entgegnete Robert — „ich ſtimme Ihnen ſogar darin bei, daß es beſſer wäre, wenn ſo Manches unterbliebe, was nur dazu dient, das öffentliche Leben zu einem Chaos entfeſſelter Leidenſchaften zu machen; aber ich kann eben ſo wenig zugeben, die Schilderhebung des Volkes als einen Verſuch zur Pöbelherrſchaft darzuſtellen. Sie war nöthig und bedingt durch die treuloſe Politik vergangener Jahre.“

„Das Volk ehrt ſeine Kämpfer, die wie Sie mit voller Seele nach wahrer Freiheit ſtreben, ſchlecht, es iſt in der Regel undankbar, weil es roh und ungebildet iſt. Dankbarkeit finden Sie nur bei denen, die geleiſtete Dienſte wahrhaft anerkennen,“ ſagte der Major. „Ich geſtehe Ihnen, mein lieber Freund, wenn ich Sie mir denke mit Kraft und einem edlen Herzen ausgerüſtet, dann betrübt es mich, daß Sie nicht auf einem Pfade ſich befinden, welcher Ihnen die Ausſicht zu Stellungen eröffnet, welche Ihrer würdig wären. Man kann die Freiheit lieben und doch ein treuer Diener des Königs ſein.“

In dieſem Augenblicke trat Charlotte ein. Das ganze Weſen Roberts ſchien ein elektriſcher Schlag zu durchzucken bei ihrem Anblicke, ſeine Blicke glänzten. Die Unterhaltung wandte ſich allgemeinern Gegenſtänden zu. Der Diener des Majors meldete einen Beſuch. Robert erhob ſich, um fortzugehen.

„Bleiben Sie,“ ſagte Charlotte leiſe — „ich habe mit Ihnen zu ſprechen.“ Und ſich zu dem Major wendend, ſagte ſie:

„Mit Ihrer Erlaubniß, Papa, werde ich Herrn Pohland die neuen Hefte zeigen, welche Sie heute erhalten haben, ich weiß, es intereſſirt ihn, dieſe herrlichen Radirungen zu ſehen.“

Während der Major und ſeine Gemahlin nach der Thür gingen, um den ihnen angekündigten Beſuch zu empfangen, öffnete Charlotte die Thüre des Seitenzimmers und ſchritt Robert voran in das Wohnzimmer des Majors, welches durch ein Gemach von dem getrennt war, das ſie jetzt verließen.

„Robert,“ ſagte ſie, nachdem der Diener einige Kerzen aufgeſetzt und ſich wieder entfernt hatte — „ich habe für Sie geſprochen, Ihro königliche Hoheit die Prinzeß von Preußen wird Sr. Majeſtät Sie empfehlen und dieſe Empfehlung Sie auf die Bahn führen, welche allein die rechte iſt.“

„Was haben Sie gethan, Charlotte?“ rief der junge Mann erſchrocken.

Digitized by Google

„Ihr Glück begründet,“ antwortete dieſe feſt — „macht Ihnen Das ſolches Entſetzen?“

Robert ſchwieg einige Augenblicke, dann ſagte er ſchmerzlich:

„Sie haben nicht recht gethan, Charlotte — mit Grundſätzen wie ich ſie hege, kann man kein Fürſtendiener ſein, nur ein Heuchler.“

„Den Heuchler würde ich verachten,“ entgegnete Fräulein Reimbauld ſtolz. „Ich glaubte nicht, daß es Ihnen ſo ſchwer werden würde, mir Ihre Liebe zu beweiſen,“ fügte ſie nach einer kurzen Pauſe hinzu.

„Sie fordern das Höchſte, was ein Mann geben kann und darf!“ rief Robert — „ich ſoll meine Meinungen, meine Anſichten opfern.“

„Zwiſchen mir und einem Manne, der das göttliche Recht der Könige bekämpft, wird ewig keine Gemeinſchaft ſein,“ antwortete Charlotte — „nur um dieſen Preis darf die Tochter des Ariſtokraten eine Liebe erwidern, die ſie im andern Falle als ihrer unwürdig von ſich abweiſen müßte.“

„Dann freilich fordern Sie mich auf, Sie zu zwingen, den Mann, den Sie ſo kalt von ſich zurückweiſen können, wenigſtens zu achten. Ich werde dies Haus nie wieder betreten, ich hätte es früher ſchon meiden ſollen — leben Sie wohl, Charlotte!“

Sein Blick war ſo ſchmerzlich, als bräche ſein Herz. Er ging nach der Thüre und hatte dieſe faſt erreicht, als Charlotte ihm zurief:

Digitized by Google

„So können Sie mich verlaſſen, Robert?“

Er wendete ſich zu ihr zurück, ſie hatte ſich in einen Seſſel geworfen und bedeckte ihre Augen mit beiden Händen.

Eine Pauſe folgte.

„Lieben Sie mich wirklich?“ fragte der junge Mann zu ihr zurückkehrend — „mein Himmel, warum muß dann ſolch eine Parteiung feindlich zwiſchen uns treten!“

„Ich kann nicht anders!“ ſeufzte Charlotte — „vergeſſen Sie, daß Sie mich ſo ſchwach geſehen haben, oder belächeln Sie die Thorheit eines Weibes, das es für möglich hielt, der Liebe eines Mannes ſei ein Opfer leicht, welches zu ſeinem Glücke führt.“

„Charlotte, Sie greifen in mein Herz, Sie wiſſen, wie ſehr ich Sie liebe — Sie ſind mein Gedanke, mein Leben, es iſt ein Zauber, der mich an Sie feſſelt, Sie …“

„Sagen Sie das nicht, Robert, der Zauber kann nicht ſtark ſein, Sie vernichten ihn ſo ſchnell mit einigen ausgeſprochenen Worten. Und was fordre ich denn von Ihnen? Die Möglichkeit, Sie lieben zu dürfen.“

Robert befand ſich in einem argen Zwieſpalt. Vor ihm ein Weſen, dem ſein Herz gehörte, und doch auch die Erinnerung an einen Eidbruch, deſſen er ſich an der heiligen Sache der Freiheit ſchuldig machte. Charlotte bemerkte dieſen heftigen Kampf, ſie fand es für zweckmäßig, ihren Sieg weiter zu verfolgen. Sie erhob ſich.

„Robert,“ ſagte ſie — „welche Hoffnungen können Sie noch hegen, welche zum Beſten der Freiheit der König ge-

Digitized by Google

währen, realiſiren ſollte? Hat Er nicht Alles bewilligt, was man verlangte? Was will man mehr? Umſturz der beſtehenden Regierung vielleicht?“

„Sie irren, Charlotte, werfen Sie nicht das Verbrechen des Wunſches nach einer Schreckensherrſchaft auf die, denen es ernſtlich um die Aufrechthaltung der Freiheit zu thun iſt,“ entgegnete Robert — „es iſt Mißtrauen gegen den König, welches die Vertheidiger der Volksrechte zu hegen gezwungen ſind. Bedenken Sie ſelbſt, welchen Meineid hat er auf ſein Haupt geladen! Was er vor zwei Jahren bezüglich der Conſtitutionsverweigerung feierlich vor den Ständen des Landes beſchwor, das hat er im März dieſes Jahres gebrochen, die Farben, die er verfehmte und verfolgte, machte er zu ſeinen eigenen. Er kann es nicht treu meinen, ſo ſchnell bekehrt man ſich nicht, und iſt es ſo, dann thut es Noth, auf der Hut zu ſein.“

„Sonach ſprechen Sie allen Staatsdienern, weil ſie auch dem König dienen, die Geſinnungsfreiheit ab,“ verſetzte das Fräulein — „ſie ſind Alle willenloſe Werkzeuge nach Ihrer Anſicht.“

„Ich will das nicht ſagen,“ entgegnete Robert — „aber ich möchte nicht Fürſtendiener ſein.“

„Hören Sie mich, Robert,“ hob Charlotte nach kurzem Nachſinnen an — „es kann unmöglich Ihr Wille ſein, daß meine Verwendung für Sie — und ſie war gutgemeint — für mich ſelbſt nachtheilig werden ſoll, ich würde dem Spotte ausgeſetzt werden, wenn ich Jemand empfohlen hätte, der es

zuletzt nicht für werth hielt, Gebrauch von dem günſtigen Reſultat zu machen, welches ich für ihn erwirkte. Wenn Sie mich wahrhaft lieben, dürfen Sie mich nicht dieſer Verlegenheit ausſetzen, es wäre mehr als unedel von Ihnen. Die Prinzeß von Preußen machte mir Hoffnung, daß Se. Majeſtät der König Ihnen wohl eine Vorſtellung geſtatten würde. Wenn dies vom König bewilligt wird, dann — verſprechen Sie es mir, Robert — dieſer Audienz ſich zu unterziehen. Sie thun es um meinetwillen. Ihr Wille iſt durch nichts gebunden, Sie ſind frei nach wie vor."

„Sei es!" ſagte der junge Mann nachſinnend.

„Und nun kein Wort mehr darüber zwiſchen uns," ſprach Charlotte — „ich wußte es wohl, Sie würden mich nicht einer ſolchen Verlegenheit preisgeben. Sie ſind ſehr gut, Robert."

Ein feines Lächeln ſchien die markirten Züge Charlottens zu verklären. Dies anmuthige Lächeln war jederzeit von großer Wirkung auf Robert. Er ergriff ihre Hand und ſchaute ihr in die hellen glänzenden Augen.

„Ich habe öfters gelacht, wenn ich las oder man behauptete, der ſtärkſte Mann ſei in die Gewalt eines ſchönen Weibes gegeben," ſagte er — „jetzt glaube ich an dieſen Spruch."

„Sollte er wahr ſein?" fragte das Fräulein ſchlau.

„Ich fühle ſeine Wahrheit, wie Simſon's reiches Haar die Scheere der Deborah."

Vergebens wollte ſich Charlotte einreden, daß es durch-

Digitized by Google

aus nicht Liebe ſei, was ſie für den jungen Mann fühle, ihre ariſtokratiſchen Geſinnungen ſträubten ſich heftig dagegen, und doch war es Liebe, die ihr Herz ergriffen hatte und ſie dazu drängte, ihn der heiligen Sache der Volksfreiheit abwendig zu machen.

Robert war bereits in der That mit ſeinem Vater und ſeinem Bruder in einen Zwieſpalt gerathen, welcher die Beiden ihm entfremdete und eine breite Kluft zwiſchen ihm und ihnen zog. Eine ganz unheimliche Stille herrſchte zwiſchen ihnen. Obwohl ſich Robert noch keines Abfalls von den Grundſätzen ſeines Vaters, des ſtarren Republikaners, ſchuldig wußte, noch weniger von den gemäßigtern Freiheitsmeinungen ſeines Bruders, ſo empfand er doch eine gewiſſe Scheu vor Beiden, die, mit männlichem Stolz gepaart, ihm nicht erlaubte, ihnen nachzugeben. Er bemerkte nur zu deutlich, wie Beide ſorgſam Alles vor ihm verheimlichten, und dies verletzte ihn außerordentlich.

Die Volksverſammlungen vor den Zelten im Thiergarten wurden von ſeinem Vater und ſeinem Bruder Erich regelmäßig beſucht; für den Erſtern waren ſie ein wahres Labſal und er ſuchte wie nur immer möglich ſeine republikaniſchen Geſinnungen auszuſtreuen. Robert hatte mit dem kurz vorher abgelaufenen Winterſemeſter ſeine Studien beendet und war noch ohne irgend eine Anſtellung. Er lebte daher in einer Abhängigkeit von ſeinem Vater, welche ihm, wenn er nur daran dachte, unerträglich war. Im Zwieſpalt mit

Digitized by Google

demſelben mußte natürlich dies Gefühl noch ſchärfer bei ihm hervortreten.

Kein Menſch iſt unempfindlich für die Ausſichten einer glücklichen Zukunft, weil alle Pläne und Hoffnungen, alle Wünſche und Ideen, die nur die Menſchenbruſt bewegen, auf die Zukunft ſich ſtützen. Die eben geſchilderte Unterredung zwiſchen ihm und Charlotte war bei ihm von ſtarker Nachwirkung. Er ſagte ſich, daß es eine Thorheit ſei, wenn er ſeinen politiſchen Meinungen ſein Glück opfere, daß die Gelegenheit, ſich eine Carrière anzubahnen, jetzt und vielleicht nie wieder ſo in ſeine Hände gegeben würde. Die Bemerkung des alten Majors, daß das Volk ſeine Kämpfer ſchlecht ehre und in der Regel undankbar ſei, war für ihn, der die Geſchichte der Staaten mit Vorliebe ſtudirt hatte, eine Wahrheit, die ſich nicht umſtoßen ließ. Er fühlte ſich bei dieſem Nachdenken erſchüttert und in ſeinen Grundſätzen wankend gemacht. Der Gedanke an Charlotte, ihre Worte: „Was fordre ich denn von Ihnen? Die Möglichkeit Sie lieben zu dürfen,“ erſchienen ihm jetzt aus einem andern Geſichtspunkt. Sie hatte Recht, nur wenn er den Weg betrat, den ſie ihm zeigte, konnte ſie die Seine werden, denn dieſer Weg führte ihn zu einer Stellung, an die er als Vertheidiger der Intereſſen des Volkes nicht denken durfte. Ja, Robert ſchwankte, die Spekulation des Verſtandes, welche mit ſeiner Liebe zu Charlotte harmonirte, gewann den Sieg über ihn, um ſo mehr, als er ſich von ſeinem Vater kalt und abſtoßend behandelt ſah und das drückende Verhältniß der Abhängigkeit

von demſelben immer ſchärfer hervortrat. Acht Tage ſpäter lud ihn der Major ein, mit nach Charlottenburg zu fahren. Fräulein Reimbauld flüſterte ihm zu:

„Es wird Sie nicht reuen.“

Der Tag war ſchön, der blaue Himmel ſchimmerte im Sonnenlichte, die Erde wies ſich im bräutlichen ſaftgrünen Schmucke. Das Schloß konnte man im Innern nicht beſehen, der König war anweſend.

„Machen wir einen Spaziergang in den Park,“ ſagte Charlotte.

Der alte Major brachte es nicht weit im Spazierengehen, er behauptete am Eingange des Parkes bald eine Bank, wo ihm ſeine Gemahlin Geſellſchaft leiſtete. Charlotte und Robert promenirten die große ſtattliche Allee entlang, deren tiefer Schatten erfriſchende Kühlung ſpendete. So kamen ſie an das Mauſoleum, in dem der verſtorbene König und ſeine dem preußiſchen Volke heilige Gemahlin Louiſe in ſtiller Gruft ruhen.

„Ich habe ſie nie gekannt, aber ich liebe ſie um ihrer Tugenden willen,“ ſagte Charlotte. „Sie würde ihr Volk nicht mehr erkennen, wenn ſie jetzt aufſtehen ſollte nach 38jährigem Schlummer.“

„Auch ich kannte ſie nicht,“ ſtimmte Robert bei — „aber der Segen ruht auf ihrem Gedächtniß.“

„Fühlen Sie nicht, daß dieſer Ort eine feierliche Stimmung einflößt?“ fragte Charlotte — „ach, es iſt mir, als

Digitized by Google

ob ein Frieden hier wohnte, wie wir ihn leider nicht — wenigſtens jetzt nicht — im Leben finden.“

„Hören Sie nicht? Stimmen — wahrhaftig Stimmen!“ ſagte Robert, nach dem Mauſoleum hindeutend, deſſen Thüre plötzlich aufging und den König, ſeine Gemahlin am Arm, ſichtbar werden ließ.

Der alte Invalid, der Bewohner des Wachthäuschens in der Nähe dieſer königlichen Ruheſtätte, machte ſein militairiſches Honneur, der König dankte freundlich, obwohl ein tiefer Ernſt auf ſeinem Geſichte lag. Er war nicht in Uniform, ein einfacher blauer Rock mit Stehkragen ohne jegliche Auszeichnung oder Orden ſchien anzudeuten, daß der Menſch des Fürſten ſich entkleidet habe. Hinter ihnen erſchien bald eine andere Frauengeſtalt, es war die Prinzeß von Preußen in ſchwarzer Kleidung. Der greiſe Invalid, als er auch vor der Letztern ſein Honneur gemacht hatte, verſchwand jetzt auf der Treppe, die hinunter in die Gruft führte, um wahrſcheinlich die Lampe auszulöſchen, die der Anweſenheit des königlichen Dreiblatts wegen unten brannte.

„Laſſen Sie uns zurücktreten, Charlotte,“ ſagte Robert leiſe.

„Was haben Sie mir verſprochen?“ flüſterte ihm dieſe zu — „Sie ſind hier, um dem König vorgeſtellt zu werden, wir wußten, daß wir ihn hier finden würden.“

„Wie?“ fragte Robert erſtaunt — „Sie ...?“

„Pſt! Ihro königliche Hoheit die Prinzeß hat uns be-

Digitized by Google

merkt. In Ihrer Hand, Robert, iſt jetzt Ihr Glück — unſre Zukunft.“

Es blieb dem jungen Manne nicht einmal Zeit, dieſe letzten bedeutungsvollen Worte zu überdenken, Charlotte wurde von der Prinzeß näher gerufen und die hohe Frau redete einige Worte zu dem König, der ſogleich den Blick auf Robert richtete und ihn zu muſtern ſchien. Robert fühlte ſich ſeltſam berührt dadurch. Die Kurzſichtigkeit des Königs ſchien dieſen über den jungen Mann, der vielleicht einige zwanzig Schritte von ihm entfernt ſtand, in Unklarheit zu laſſen.

„Kommen Sie näher!“ rief er ihm zu.

Robert erfüllte dieſen Befehl.

„Immer näher,“ wiederholte der König, und fügte im faſt ſcherzenden Tone hinzu:

„Meine Allmacht leidet an der kleinen Unvollkommenheit, einen kurzen Geſichtskreis zu haben.“

Eine kurze Pauſe folgte, dann fragte er:

„Sie heißen?“

„Robert Pohland.“

„Und ſind?“

„Juriſt, Ew. Majeſtät.“

„Angeſtellt?“

„Nein, ich verließ erſt vergangene Oſtern die Berliner Univerſität.“

„Sie bedürfen alſo einer Anſtellung?“

Digitized by Google

Robert zögerte einige Secunden mit der Antwort, dann ſagte er:

„Majeſtät, ich halte es für meine Pflicht, Ihnen gegenüber wahr zu ſein. Ew. Majeſtät um eine Anſtellung zu bitten, war nicht meine Abſicht.“

Der König ſchien pikirt von dieſer Wahrheit.

„Nicht? man ſagte Mir doch! ... Aber das iſt ſeltſam! Halten Sie es nicht für erſprießlich oder ehrenvoll, durch Mich eine Anſtellung zu erhalten? Warum kamen Sie denn hierher?“

Die beiden hohen Frauen hatten ſich nach einer andern Seite hin etwas entfernt, die Reimbauld war ihnen gefolgt und der König ſtand ſonach mit Robert allein. In wenig Worten theilte der Letztere dem Könige die Urſache mit, weßwegen er hier vor ihm ſtehe.

„Alſo ein tapferer Barrikadier?“ entgegnete Se. Majeſtät mit leichter Ironie, — „Ihr politiſches Glaubensbekenntniß heißt: Freiheit um jeden Preis, auch um den des Umſturzes. Ich bewundere die Kühnheit, mit der Sie Mir dies Geſtändniß machen.“

„Majeſtät, ich glaubte Ihnen gegenüber aufrichtig ſein zu müſſen; ich bin keine Heuchlernatur; mein höchſter Wunſch iſt: meinem Vaterlande nützlich zu ſein.“

„Dann ſind wir Gleichgeſinnte,“ antwortete der König, „nur mit dem kleinen Unterſchiede, daß erſt eine gewiſſe Verſtändigung bezüglich unſerer Anſichten über wahrhafte Nützlichkeit vorangehen müßte. Aber Sie ge-

Digitized by Google

fallen Mir, es iſt Mir neu, in ſo ſchmuckloſem Gewande Meinungen ausſprechen zu hören, die den Meinen — ich glaube es wenigſtens — gerade entgegengeſetzt ſind.“

Mit einem Blick nach ſeiner hohen Gemahlin überzeugte ſich der König, daß dieſe in Begleitung ſeiner Schwägerin die große ſchattige Allee hinwandelte.

„Folgen wir langſam den Damen nach,“ ſagte er. „Sprechen Sie Ihre Anſichten aus, junger Mann, vielleicht iſt es möglich, daß entweder Ich oder Sie einen Proſelyten machen.“

„Ew Majeſtät geben mir dieſe Freiheit und ich zögere nicht, ſie mit Dank anzunehmen,“ antwortete Robert, und hob an, die Geſchichte Deutſchlands in der Metternichſchen Epoche zu ſchildern.

„Preußiſcher und öſterreichiſcher Patriotismus, nicht deutſcher, befreiten das Vaterland,“ ſagte er. „Die Einheit deſſelben wurde durch die Bundesakte aufgehoben. Die Verfaſſung vom 1. November 1814 war ein Verbrechen an Deutſchland; Oeſtreich und Baiern luden es auf ſich, indem ſie dem Willen Preußens widerſprachen; welches einen erblichen Kaiſer mit verantwortlichen Miniſtern eingeſetzt wiſſen wollte, denen ein Fürſtenhaus und eine Reichskammer zur Seite ſtehen und dieſer dreifach vereinigten Macht die Vertretung des deutſchen Reichs nach Außen und Herſtellung und Aufrechthaltung der Einheit im Innern obliegen ſollte — dazu freie Preſſe und ein Reichsgerichtshof. Die Bundesakte, Ew. Majeſtät, ließ auch die

geringſten Erwartungen des deutſchen Volkes unerfüllt — um die ſouveraine Sondermacht der Fürſten zu verherrlichen. Alle Beſchlüſſe des Bundestages, der Carlsbader und Wiener Conferenzen, die Verfolgungen der Studenten-Demagogen, die Unterdrückung der Preſſe und der Volksverſammlungen waren revolutionair gegen alles beſtehende Recht und Geſetz — der Bundestag war ſtets competent gegen, ſtets incompetent für das Volk. Die Souverainetät der Fürſten hat die Stände vernichtet — jetzt iſt dieſe Souverainetät an das Volk übergegangen. Dieſer Sieg iſt um jedes Opfer feſtzuhalten. Preußen hat den günſtigen Zeitpunkt verſäumt, für das Volk zu handeln. Vor 33 Jahren verſprach Ew. Majeſtät hochſeliger Vater dem preußiſchen Volke eine reichsſtändiſche Verfaſſung — erſt die Neuzeit hat Ew. Majeſtät gewaltſam daran gemahnt. In Ew. Majeſtät Macht ſtand es, Ihrem treuen Volke, ja dem geſammten deutſchen Vaterlande ein Gott der Erlöſung zu werden, und — Ew. Majeſtät ſchworen, nie eine Conſtitution zu geſtatten. Bürgerblut färbte Berlins Straßenpflaſter und — Ew. Majeſtät bewilligten Alles. Dieſe Gaben erfüllten jedes Herz mit Mißtrauen und das Volk ſagt, es ſei eine Comödie geweſen.“ —

Der König hatte ihn ohne Unterbrechung angehört. Als Robert ſchwieg, blieb er ſtehen und ſprach:

„Junger Mann, indem Sie dieſe Vorwürfe ſo frei und unumwunden gegen Mich ausſprechen, geben Sie Ihrem Könige das Zeugniß der größten Ehrenhaftigkeit,

Digitized by Google

denn Sie ſind, um Ihrer ſelbſt willen, beſonnen genug, dieſe Vorwürfe nicht in das Antlitz eines Tyrannen, eines Volksunterdrückers zu ſchleudern. Sie vergeſſen aber, daß ein König ein Menſch iſt, der das Loos Aller, den Irrthum, theilt, ja, daß ein König mehr als jeder Andere des Irrthums fähig iſt, denn der Blick von der Höhe in die Tiefe trügt nur zu oft, und wir auf der Höhe denken und fühlen anders, weil wir Vieles aus anderem Geſichtspunkte anſehen. Ihre Vorwürfe waren bitter, aber Ich achte Sie deßhalb, junger Mann, Sie hatten den Muth, ſie Ihrem Könige zu ſagen. Zweifeln Sie nicht an der Wahrheit Meines Wunſches, Mein Volk glücklich zu machen. Sie ſahen Mich aus der Gruft kommen, wo die Ueberreſte meines theuren königlichen Vaters, Meiner liebevollen, und laſſen Sie Mich ſagen, dem ganzen Preußenlande unvergeßlichen Mutter ruhen. Wer von den Todten kommt, kann nie lügen, es iſt ein Reich der Wahrheit, wo Sinn und Herz gewaltig ergriffen wird, und der Gott, der aus dieſem lichten Sonnenhimmel auf uns niederſieht und in den ſtillen Raum des Grabes hinabſchaut, kennt Mein Herz — Er weiß, daß es für Mein Volk ſchlägt, und ſo möge Er Mir Kraft geben, zu thun, was ich dereinſt verantworten kann vor Ihm!“

Die Stimmung des Königs war eine erhabene, feierliche, — Robert fühlte ſich unwikürlich ergriffen.

„Ew. Majeſtät,“ ſprach er faſt ſtammelnd. ...

Der König unterbrach ihn lebhaft mit den Worten:

Digitized by Google

„Keine Bitte um Vergebung. Wollen Sie Mir ein Zeugniß geben, daß Sie bereuen, Ihren König irrthümlich verkannt zu haben, ſo widmen Sie Ihre Kräfte in Meinem Dienſte unſerm theuren Vaterlande. Wie wollen Sie durchgreifendes Gutes wirken, wenn Sie keine Stellung einnehmen, die Ihren Kenntniſſen entſpricht? Meinen Sie, bloß durch Ideen nützen zu können? ſie ſind nicht für die Dauer. Nicht die Einträglichkeit einer von Mir Ihnen angewieſenen Stellung wird Sie, bei Ihren Grundſätzen, abhalten können, dieſelbe zu verlaſſen, wenn Sie glauben, daß ſie ſich nicht mit Ihrem Gewiſſen verträgt, — auch als Staatsdiener bleiben Sie ein freier Mann."

„Ew. Majeſtät, dieſe Güte habe ich nicht erwartet," entgegnete Robert in großer Verwirrung.

„Zwei Männer tauſchten ihre Geſinnungen unter Gottes freiem Himmel aus, nicht der König und der Unterthan," antwortete der Monarch. „Ueberdenken Sie Meinen Vorſchlag. Soll Ich glauben, daß Ich mich nicht in Ihnen getäuſcht habe, daß nicht nur blinder, tauber Eifer für die Looſung der Zeit Sie antreiben konnte, offen und wahr gegen Mich zu ſein, ſondern die Wahrheit wirklich die Göttin Ihres Herzens iſt, ſo nehmen Sie denſelben an, und wäre es nur, um — ſich Ueberzeugung zu verſchaffen."

„Beſtimmen Ew. Majeſtät über mich!" rief Robert. „War ich im Irrthum, dann ..."

Digitized by Google

„Pſt! keine Betheuerung der Treue,“ unterbrach ihn König. „Sie werden es auch ohne Worte ſein. — Ah, die Königin wartet. Folgen Sie mir.“

In der That war die hohe Frau ſtehen geblieben und ſchaute nach Ihrem Gemahl zurück, der ſich jetzt, von Robert gefolgt, ihr nahete und in heiterm, ſcherzendem Tone zu ihr ſagte:

„Es wird mehr Frohlockens im Himmel über einen zurückgekehrten Sünder ſein, denn über neunundneunzig Gerechte. Ich ſtelle Ihnen, meine Damen, hier einen ſolchen Sünder vor, der, wenn auch nicht gerade zum Himmel, doch zu ſeinem Könige zurückgekehrt iſt.“

Die Königin lächelte.

„Möchten Millionen Preußen ſolche Zurückgekehrte ſein,“ entgegnete ſie; „unſere Tage würden nicht ſo kummervoll dahinfließen.“

„Es müſſen Aergerniſſe kommen, ſo ſteht es in der Schrift, und ſie war, ehe wir waren,“ ſprach der König. „Es werden ſich auch wieder Freuden finden. Nur Muth, Geduld und Ausharren — die Sonne kehrt nach Gewitterſchauern zurück.“

Die Königin reichte Robert die Hand zum Kuſſe.

Mit einer Handbewegung gab der König das Zeichen, daß dieſe Begegnung geendet ſei, und ſeiner Gemahlin und Schwägerin den Arm reichend, entfernte er ſich raſch, dem kleinen Hauſe zu, welches ſein hochſeliger Vater, der das Heimliche und Trauliche einer kleinen Wohnung mehr als die großen

Digitized by Google

Prachtgemächer des Charlottenburger Schloſſes liebte, als einen neuen Anbau dem coloſſalen Gebäude hinzugefügt hatte. Robert befand ſich ungefähr in der Lage eines Menſchen, der das Bewußtſein hat, daß eine Veränderung mit ihm vorgegangen iſt, ohne ſich ſelbſt ganz deutliche Rechenſchaft darüber geben zu können.

„Sie ſind gewonnen, Robert,“ ſagte Charlotte leiſe neben ihm. „Ach, ich wußte es, daß Ihr Widerſtand nur der eines übelgeleiteten Herzens war. Jetzt ſind Sie der Unſere.“

Robert fragte:

„Und Sie wußten, daß der König ſich hier befände?“

„Wir wußten es, ja, und ſchwiegen, weil es Ihr Glück galt.“

„Mein Glück?!“ ſprach Robert vor ſich hin. „Begehe ich keinen Treubruch?“

Aber Charlotte erfaßte ſeinen Arm und eilte mit ihm zurück nach dem Eingange des Parkes, wo der Major und ſeine Gemahlin ihrer harrten. Das triumphirende Lächeln in Charlottens Geſicht verkündete dem alten Herrn, was das Reſultat dieſer Begegnung geweſen ſei und er begrüßte den jungen Mann mit der biedern Freude eines Kriegers, der einen theuren Freund auf der Seite des Feindes wußte und ihn nun plötzlich in ſeine Reihen zurückkehren ſieht.

Das Reſultat dieſer Unterredung mit dem Könige ließ nicht lange auf ſich warten. Wenige Tage darauf empfing Robert durch den Major ein Schreiben, das ihm eine un-

Digitized by Google

tergeordnete Stellung im Miniſterium mit einem Jahrge=
halt von 600 Thalern anwies.

„Mit Kleinem fängt man an, das Größere, das
Große folgt von ſelbſt,“ ſagte der Major heiter. „Ich
freue mich, Sie auf einer Bahn zu ſehen, die Sie, wie
jetzt die Zeitverhältniſſe ſind, leicht zu den höchſten Stellen
emporheben kann.“

Robert war ſehr unruhig in ſich ſelbſt. Welch einen
Auftritt hatte er mit ſeinem Vater zu befürchten! Und
doch war es nicht möglich, zu ſchweigen.

Der alte Republikaner hörte ihn mit einer finſtern
Ruhe an.

„Mein Sohn ein Fürſtenknecht!“ ſprach er dann
dumpf vor ſich hin, „mein Sohn ein Söldner gegen ſein
Vaterland! ... Geh, laß Dich nie wieder vor meinen
Augen ſehen, Abtrünniger! Möge Dich der Verrath tref=
fen, wie Du die heilige Sache der Volksfreiheit verrathen
haſt um ſchnöden Sold. Wirf Dich in die Arme der
Ariſtokratie, ſauge an den fetten Brüſten des Königthums
Dich voll wie ein Blutigel; krieche in Demuth vor den
übermüthigen Blicken der Hofchargen, heuchele, ſchmeichele
— ein Tag wird kommen, wo man Dich, einen Mißliebi=
gen, mit Füßen wegſtößt, dann denke an Deinen Vater,
den Republikaner — an ihn, der Dich verflucht!“

Der alte Mann war bleich vor Zorn, ſein Blick ſtier
und durchbohrend. Robert wollte ſeine Hand ergreifen,
mit ihm ſprechen, dieſer aber ſtieß ihn zurück.

Digitized by Google

„Ich kenne keinen Sohn, der ein Fürſtendiener wäre,“ ſagte er rauh. „Geh nur hin, hilf Dekrete ſchmieden, die mit ſchönen Worten das Volk verdummen ſollen, ſchreibe mit glühender Begeiſterung für das überreife Königthum, auf dem der Fluch eines unterdrückten Volkes laſtet und das Blut ſeiner Freiheitskämpfer, — ich werde meine letzten Kräfte aufbieten, um für die Republik zu werben.“

Der Bruch zwiſchen Vater und Sohn war nicht mehr auszugleichen. Der rauhe Charakter des Erſteren hielt das Andenken an die im Feſtungskerker zu Koſel verlebten Jahre der Pein zu feſt im Gedächtniſſe, um wanken zu können; ſein Haß gegen das Königthum war furchtbar.

Robert verließ die Wohnung, die er bisher mit Vater und Bruder getheilt hatte, — der Letztere war nicht zu Hauſe — mit ſchwerem Herzen. Der alte ſtarre Republikaner ſchien jeden Funken der Liebe zu Robert in ſeinem Herzen erſtickt zu haben, — dieſer hörte ihn ein grelles Gelächter aufſchlagen, das ihm auf der Treppe wie Hohn der Hölle nachſchallte — dann ſchleuderte der alte Mann die Thüre gewaltſam in's Schloß, dem furchtbaren Krachen folgte eine tiefe Stille — Robert entfloh dem Hauſe wie ein Verbrecher, es war ihm, als läge ein Mord auf ſeiner Seele. —

Der goldene Adler, im deutſchen Hauſe auf der Jeruſalemerſtraße, war zu dieſer Zeit der Sammelplatz vor-

Digitized by Google

nehmer Fremden, indem dies Hotel eins der nobelſten Berlins iſt. Die table d'hôte verſammelte dieſe Ariſtokraten-Elite aller Herren Länder in den ſpätern Nachmittagsſtunden und die Unterhaltung wirbelte gleich einem luſtigen Strome, gehoben durch ächten Rheinwein, von Mund zu Mund. Unter dieſer vornehmen Geſellſchaft finden wir einen Bekannten, den jungen Grafen Ferdinand von Falkenhayn. Er bot das Bild eines der vornehmſten Cavaliere. Neben ihm ſitzt ein ältlicher Herr, welcher den delicaten Speiſen die möglichſte Ehre anthut und mit einer beneidenswerthen Tapferkeit Teller um Teller abräumt. Dieſer gute Eſſer ſcheint für nichts Anderes Sinn zu haben, als gerade nur für dieſen angenehmen Zeitvertreib. den ihm die Kellner präſentirten. Nur ſelten heften ſich ſeine Augen auf irgend Einen der Sprechenden, zuweilen lächelt er wie geſchmeichelt, aber ſein Geſchäft zu verrichten nimmt augenblicklich wieder ſeine ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch.

„Wer iſt dieſer Herr? Er ſpricht ja kein Wort."

Auf dieſe Frage, die gewöhnlich von ſeinen Nachbarn an die ſervirenden Kellner gerichtet wird, erfolgt die Antwort:

„Wir haben nicht die Ehre, ihn zu kennen. Er dinirt bei uns, ohne bei uns zu wohnen."

Der Gegenſtand dieſer Nachfrage iſt ein Mann von unterſetzter Statur, das Wohlleben hat ihn fett gemacht, ſein Geſicht beſitzt eine mondartige Rundung, es iſt etwas

Digitized by Google

ſtark geröthet, aber man ſieht immer noch, daß es ehemals, ehe es ſo feiſt geworden, ſehr hübſch geweſen ſein muß, jetzt trägt es einen Zug von Schlauheit, welcher vorzüglich bei dem feinen ſtillen Lächeln, das er zuweilen zeigt, hervortritt.

„Mein Herr,“ ſagt Graf Ferdinand lachend zu ihm, „man ſollte glauben, Sie hätten gar keine Theilnahme für die Zeitereigniſſe, da Sie auch nicht Eine Sylbe äußern.“

„Ich pflege in der Regel beim Diner nicht viel zu ſprechen, mein Herr, ... wen habe ich die Ehre zu begrüßen?“

„Graf Ferdinand von Falkenhayn,“ war die Antwort.

„Ah, dann habe ich die Ehre, Sie zu kennen.“

„Mich? Sie irren vielleicht. Ich bin heute Morgen erſt hier angekommen.“

„Ich weiß das. Dieſe Miſſion zeugt von dem großen und ehrenvollen Vertrauen, das gewiſſe allerhöchſte Perſonen in Sie ſetzen.“

„Wie, mein Herr?“

„Pſt! nicht ſo laut,“ flüſterte der Andere, „ſpeiſen wir fort. Wir werden uns kennen lernen.“

Mit einem Blicke des Erſtaunens und zugleich des Schreckens betrachtete der junge Graf ſeinen Nachbar, der mit einer beneidenswerthen Seelenruhe ſein einträgliches Geſchäft der Speiſevertilgung fortſetzte. — Das Diner war beendigt, die Meiſten erhoben und entfernten ſich.

Digitized by Google

„Mein Herr, ich habe nicht die Ehre, Ihren Namen zu kennen ...“

„Er iſt ſehr unbedeutend,“ lächelte der gute Eſſer, „ohne von oder ſonſt einen Titel. Nennen Sie mich Hubert, wenn's Ihnen beliebt, Herr Graf.“

„Verbirgt der einfache Name keinen andern?“

„Es kann ſein, iſt aber für Sie zu unweſentlich, Herr Graf, um mehr als irgend Jemand darauf zu geben, der ihn nicht kennt.“

„Werden Sie mich auf mein Zimmer begleiten, Herr Hubert?“

„Sie haben zu befehlen, Herr Graf.“

Als Beide im Zimmer des Grafen ſich befanden, wendete ſich dieſer zu ſeinem Begleiter und ſprach:

„Mein Herr — oder Herr Hubert, wie es Ihnen am Beſten klingt, — Sie werden die Güte haben, ſich vor mir zu demaskiren.“

„Warum ſo eilig, Herr Graf? Fürchten Sie Verrath von mir?“ entgegnete der Andere; „wenn wir Beide nun Träger eines und deſſelben wohl- und tiefangelegten Planes wären, wie dann?“

Bei dieſen Worten lüftete der Sprechende ſeinen Rock und zog aus einer in demſelben verborgenen Taſche eine Karte heraus, die er dem Grafen vor die Augen hielt, welcher, überraſcht von den darauf ſich befindenden Wortzeichen, zurücktrat.

Digitized by Google

„Sie ſehen, wir ſind Verbündete, unſere Miſſionen ſind, obwohl ſie ein Ziel haben, jedoch verſchieden. Sie, Herr Graf, ſind nur der Vermittler bei dem geheimnißvollen Plane, ich habe die Ehre, einen Theil der Ausführung auf meinen Schultern zu tragen. Wo Sie mich auch ſehen, ich bin Ihnen ein Fremder, vergeſſen Sie das nicht; gewöhnen Sie ſich auch daran, wenn wir zuſammentreffen und ich Sie als Jemand anſpreche, der mir bekannt iſt, mich einfach Herr Hubert zu nennen.“

„Wie Sie es wünſchen,“ ſagte der Graf; „aber warum betrachten Sie mich ſo aufmerkſam, Herr ... Hubert?“ fragte Ferdinand nach einer Weile.

„Eine Erinnerung, nichts weiter,“ antwortete Jener und ſein Antlitz, welches bisher den Ausdruck einer gewiſſen Verſchmitztheit zeigte, verwandelte ſich faſt ſichtbar zu dem eines ſchmerzlichen, wehmüthigen Gefühls.

„Sie haben viel Aehnlichkeit mit Ihrer verſtorbenen Mutter,“ ſagte er nach einer kurzen Pauſe.

„Kannten Sie dieſe, mein Herr?“

„Ja!“ antwortete Jener, „ich kannte ſie.“

Das Benehmen dieſes Mannes wurde faſt auffallend. Jetzt hatte er die Augen zu Boden geſchlagen und mit geſenktem Haupte, die Hände an den Seiten herabhängend, ſtand er eine lange Zeit, er glich einem zum Tode Verurtheilten, der über ſeine zurückgelegte Laufbahn nachdenkt. —

Digitized by Google

„Was iſt Ihnen, mein Herr?“ fragte Graf Ferdinand, ihn am Arme berührend.

Hubert — wir nennen dieſen Mann bei dem Namen, den er ſich ſelbſt beigelegt hatte — richtete ſich auf, es ſchien, als ob er aus einer Lethargie erwache, ſeine ſonſt kleinen, halb zuſammengekniffenen, gleichſam an ein frommes Blinzeln gewöhnten Augen wurden groß, als unterlägen ſie einer willkürlichen Ausdehnung, dann ſtrich er mit der Hand über die Stirn, ganz wie ein aus tiefem Schlafe Geweckter, und ſagte dann langſam:

„Mir iſt nichts — ich leide zuweilen an ſolchen Anfällen.“ Ein Lächeln fuhr dann über ſein wohlgenährtes Geſicht und ganz harmonirend mit dieſem faunenartigen Ausdruck des Hohnes ſprach er: „Man iſt jederzeit ein Thor, wenn man zu ſehr der Menſchlichkeit ſich hingiebt, das taugt nichts.“

„Sie ſind räthſelhaft, mein Herr,“ hob Ferdinand nach einer Weile an.

„Fürchten Sie ſich nicht vor mir, Sie werden nie unter die Zahl Derjenigen gehören, gegen die ich offen oder geheim handle. Ihre Züge ſprechen ſo lebhaft für Sie, daß ich ſelbſt zu dem größten Opfer bereit ſein würde, wenn es Ihr Glück beträfe,“ redete Hubert mit warmem Ausdruck. „Sie haben noch einen Bruder, Egon heißt er?“

„Ja,“ antwortete Ferdinand gleichgiltig.

„Er gleicht Ihnen nicht, er iſt häßlich,“ fuhr der

Andere fort; „er iſt auch gefährlich, ich meine ſeiner politiſchen Grundſätze wegen. Lieben Sie ihn?“

„Nein, ich haſſe ihn.“

„Das iſt mir lieb, zu wiſſen. Ich glaube auf einer Spur zu ſein, welche mir Beweiſe liefern dürfte, daß eben dieſer Egon ein gottloſes Spiel treibt am Hofe des Kaiſers.“

„Wie? wäre es möglich, daß Sie ...“

„Sie haſſen ihn, ich haſſe ihn auch. Haben Sie Geduld, Graf, das Weitere macht ſich. Leben Sie wohl für jetzt, wir ſehen uns wieder an der table d'hôte.“

Hubert verließ raſch das Zimmer und Graf Ferdinand mußte ſich wirklich die ganze Scene mit ihm ins Gedächtniß zurückrufen, um ſich zu überzeugen, daß er nicht geträumt habe. Welch eine ſeltſame Bekanntſchaft! Der junge Graf wußte in der That nicht, was er aus ihm machen ſollte. Er empfand Scheu vor ihm und doch auch wieder ein unbeſtimmtes Gefühl von Vertrauen, das er ſelbſt nicht zu deuten wußte. Der lebenswarme Ausdruck der Zuneigung, welche Hubert in den Worten: „Ihre Züge ſprechen ſo lebhaft für Sie, daß ich ſelbſt zu dem größten Opfer bereit ſein würde, wenn es Ihr Glück beträfe“, ausgeſprochen hatte, war, wenn auch räthſelhaft, da Ferdinand keine Urſache kannte, warum er ihm ſo theuer ſei, doch von einem ſo wunderbaren, zum Herzen klingenden Tone begleitet, daß der junge Graf ſich unwillkürlich in dieſem Momente angezogen fühlte. Indeß jedes Nachſinnen über

dieſen ſeltſamen Mann war vergebens und der Graf entſchlug ſich der nutzloſen Erinnerung und ordnete ſeine Briefſchaften, die ihn hier bei verſchiedenen hochgeſtellten Perſonen beglaubigen ſollten. Dann wechſelte er ſeine Garderobe und die Hotelequipage brachte ihn an die Wohnung des Majors von Bonin, wohin er ſchon vor dem Diner eine Karte abgeſendet hatte. Er fand die Familie ziemlich vollſtändig beiſammen. Des Majors älteſte Tochter, Baroneſſe von Selby, deren Gemahl Kammerherr am däniſchen Hofe war, präſentirte ſich als eine in den höchſten Cirkeln wohlgeſchulte Dame und man flüſterte ſich von ihr zu, ſie ſei in einer Art geheimer Miſſion des däniſchen Hofes anweſend. Ihre Schweſter, Frau von Arnim, Witwe und eingefleiſchte Preußin, welche den ſo beliebten Satz: „Preußen ſolle hinfort in Deutſchland aufgehen", nur vom entgegengeſetzten Standpunkte aus betrachtete und ſomit Deutſchland in Preußen aufgehen zu ſehen wünſchte, vertrat die Partei der Ultraroyaliſten mit viel Energie. Ihr ganzes Gefühl ruhte auf der Spitze dieſes Meinungsextrems, welchem nach ſie eine außerordentlich thätige Reactionairin war. Dieſe beiden Damen waren Stiefſchweſtern, die Kammerherrin aus der erſten Ehe, Frau von Arnim aus der zweiten Ehe des Majors. Seine dritte Gemahlin hatte ihm einen Stiefſohn zugebracht, der Herr von Wydenbrugk hieß und Leutnant bei einem Garderegiment war, das jetzt den Dänen gegenüber die Blutſchuld der Märztage durch Kampf und Sieg ſühnte. Der

Digitized by Google

junge Offizier war einer empfangenen Wunde wegen außer Aktivität und hatte die Erlaubniß, zu ſeiner Wiederherſtellung ſich zu ſeiner Familie nach Berlin zu begeben, erhalten. Der Zeitpunkt, wieder zu ſeinem Regimente zurückzukehren, nahte heran, ſeine Geneſung ſchritt raſch vorwärts. Herr von Wydenbrugk war indeß das einzige Glied der Familie, welches mit dem Oberhaupte derſelben nicht auf gutem Fuße ſtand. Die Urſache dieſes Zwieſpalts lag in den zuweilen liberalen Aeußerungen, welche dem Major als ein Gräuel erſchienen, der eines Adligen unwürdig ſei. Auch Charlotte von Reimbauld war zugegen und der junge Graf beſchäftigte ſich viel mit dieſer hübſchen Erſcheinung, an die er, laut einer geheimen Inſtruktion, angewieſen. Wir haben ſchon früher erwähnt, daß der junge Graf Falkenhayn ſeinem Aeußern nach ein höchſt liebenswürdiger Cavalier und heraufgebildet in der feinen Welt, im vollkommnen Beſitze aller der glänzenden Eigenſchaften war, welche das Auge beſtechen.

Charlotte von Reimbauld konnte ſich nicht leugnen, daß der Graf auf ſie einen außerordentlich vortheilhaften Eindruck mache; ſein Ariſtokratismus trug das Gepräge jener Ritterlichkeit, die an die guten alten Zeiten erinnerte, wo außer Gott nur Fürſt und Adel als einzig berechtigte Weſen auf dieſem Erdenrunde galten. Er erſchien ihr wie ein Bild aus der luſtigen Epoche der Cavaliere, die hoch zu Roß und groß beim Becher und Geſundheitausbringen die Stütze des Thrones geweſen.

Digitized by Google

„Auf Ehre, mein Herr Major, Fräulein Charlotte iſt ein Juwel und ich bin dem Zufalle ſehr dankbar, welcher mich an ſie adreſſirte,“ ſagte Graf Ferdinand zu Herrn von Bonin, welcher ſich dadurch ſehr geſchmeichelt fühlte und dieſe Aeußerung des jungen liebenswürdigen Fremden bald Charlotten zuflüſterte, welche, wenn auch erröthend, doch ſich ſehr angenehm dadurch geſchmeichelt fand.

In der Familie des Majors ahnte Niemand, daß der Beſuch des Grafen einer andern Urſache, als die im Bade Iſchl gemachte Bekanntſchaft mit dem alten Herrn zu erneuern, gälte, und in der That hatte Herr von Bonin ihn auch ganz ſo empfangen, als ob ſie einander ſchon früher geſehen. Man ſprach von Wien, der luſtigen Kaiſerſtadt, die plötzlich aus dem gutausgefahrenen Gleiſe der Unterthanenliebe herausgetreten ſei zum Erſchrecken aller Gutgeſinnten.

„O, ehe das Jahr zu Ende iſt, werden wir die Studentenherrſchaft wieder abgeworfen haben,“ ſagte der Graf mit Beſtimmtheit. „Glauben Sie mir, das Volk iſt ſchon noch zu Paaren zu treiben. Welche Zugeſtändniſſe hat man Sr. Majeſtät dem Kaiſer abgetrotzt, es iſt ſchändlich. Freiheit! ſchreit das Volk und Se. Majeſtät iſt auch ſo ein gutmüthiger Narr geweſen und hat nachgegeben. Jetzt lebt der gnädigſte Herr in Insbruck und ſchaut auf ſeine Wieneriſchen, was die für ein Treiben anſtellen. Man hat ihn aus ſeinem Hauſe getrieben in die Fremde und es bleibt dem Kaiſer nichts übrig, um den Aufruhr zu be-

ſchwören, als das Anerbieten des größten Theiles ſeiner Völker, der Slaven, ihm im Kampfe gegen die Aufrührer beizuſtehen, anzunehmen.“

„Verhüte Gott dieſen unſeligen Entſchluß,“ rief der junge Herr von Wydenbrugk lebhaft; „es iſt das größte Unglück für einen Monarchen, ſein Volk gegen ſein Volk zu bewaffnen.“

Der Graf blickte den Leutnant von der Seite an und erwiderte lächelnd:

„Solche Anſichten findet man zum Glück keine oder nur wenige in unſerer kaiſerlichen Armee.“

„Auch bei uns giebt es glücklicherweiſe nur einige Ausnahmen, die ſich ſolchen Ideen hingeben,“ bemerkte der Major mit einem Zornblick auf ſeinen Stiefſohn. „Zu meiner Zeit gabs auch dieſe nicht einmal, der König war unſer Gott, unſer Geſetz.“

Herr von Wydenbrugk, leicht angeregt, ſeine Anſicht zu vertheidigen, ſagte, zum Grafen gewendet:

„Herr Graf, wähnen Sie nicht, daß ich gegen meinen Herrn und König geſinnt ſei, ich bin Soldat mit Leib und Seele, aber ich huldige dem Fortſchritt, welcher endlich den Augenblick herbeigeführt hat, wo Bürger und Soldat zwei feindliche Kaſten im Staate zu ſein aufhören. Den Letztern gegen den Erſtern bewaffnen, hieße das Volk morden.“

„Für Aufrührer giebts Bajonnette,“ warf der kaiſerliche Kammerjunker leicht hin, „und es dürfte wohl

Digitized by Google

nur dem groſsen Eindruck der Ueberraſchung zugeſchrieben werden, daß man die Bajonnette nicht gleich im erſten Moment mit ſtärkerm Nachdruck gebrauchte. Das war ein Fehler, den man aber wieder gut machen wird, ſobald ſich die Gelegenheit günſtig giebt, ich bin es überzeugt.“

„Ich hoffe, Du wirſt von Deinen Thorheiten ſchweigen,“ raunte der Major ſeinem Stiefſohne unmüthig zu, „ſie werfen ein merkwürdiges Licht auf Deinen Charakter und ſchmälern den guten Ruf unſeres Namens.“

„Ich werde ſchweigen, weil Sie es wollen, Herr Major,“ entgegnete der junge Leutnant, „aber dieſe Geſinnungen bleiben die Meinen, — ich bin deshalb kein ſchlechterer Edelmann als — ein Anderer.“

Somit war dies kurze, etwas feindſelige Geſpräch zwar geendet, aber in des Leutnants Herzen legte ſich die Erregung ſo leicht nicht, er fühlte ſich von dem Grafen verletzt. Ferdinands Benehmen gegen ihn trug den Stempel der Ueberhebung. Von dieſem Augenblicke miſchte ſich der Offizier nicht mehr in die Unterhaltung, die von den Damen lebhaft weiter geführt wurde.

„Als Graf Ferdinand ſeinen Beſuch beendete, grüßte ihn der Leutnant mit einer kalten Verbeugung, die Jener mit derſelben Kälte erwiderte.

Da der Leutnant an demſelben Abende Charlotten zufällig allein in dem Beſuchszimmer traf, äußerte er gegen ſie:

„Für Ihren Schützling, den Referendar Pohland,

Digitized by Google

dürfte dieſer Abend ein ſehr folgenreicher ſein — meinen Sie nicht, Charlotte?“

„Ein folgenreicher? ich verſtehe Sie nicht,“ war Charlottens Antwort, während ſie ihr höher geröthetes Antlitz zur Seite wandte, um es ihm zu verbergen.

„Er würde Sie nicht verſtehen, meine ich,“ entgegnete der Leutnant betonend, „der Herr Graf ſchien ſehr ſchnell bei Ihnen in Gunſt zu ſteigen und was mir um ſo mehr auffiel, daß Sie, Papa und Mama bisher mit keiner Sylbe dieſer im Bade gemachten Bekanntſchaft erwähnt haben.“

„Wir ſprachen wohl zuweilen von dem Grafen, vielleicht achteten Sie nicht darauf oder Sie erinnern ſich deſſen nicht mehr.“

„Das mag ſein,“ ſtimmte der Leutnant bei und wünſchte ihr leichthin gute Nacht.

Sein Gehen entriß Charlotten einer außerordentlichen Verlegenheit, ſie hatte ſich zu einer Unwahrheit gezwungen geſehen, die ihr Schamröthe auf die Wangen trieb. Das Gefühl, dem ſie ſich jetzt, wo ſie ſich allein ſah, eine Weile faſt unwillkürlich hingab, war eine Beſtürzung, die dem edlen Theile ihres Weſens entſprang.

Charlotte erſchrack über die Bemerkung, welche ſie an ſich machte. Sie konnte es ſich nicht leugnen, daß ſie in des Grafen Gegenwart gänzlich ihrer Zuneigung für Robert vergeſſen habe, erſt der Leutnant hatte ſie an ihn erinnert. Ach, der Schimmer der glänzenden Tournure,

Digitized by Google

welche der Graf beſaß, blendete. Robert war in Allem ſo ſehr verſchieden von ihm. Das Herz, welches ſich zu Vergleichen über den Gegegenſtand ſeiner Neigung mit Andern verirrt, hat in der Regel ſchon den feſten Boden der Treue verlaſſen. Gegen des Grafen Benehmen erſchien ihr Robert wie ein ungeübter Schauſpieler, er beſaß nur eine ſtarre Leidenſchaft. Selbſt im Aeußern hielt Robert, obwohl er ein ſehr hübſcher junger Mann war, doch wenigſtens in ihren Augen den Vergleich mit ihm nicht aus. Die kräftige Natur des jungen Bürgerlichen drückte ſich in breiteren, ſtärkeren Formen aus, der Graf dagegen war eine ſchlanke, ſchmiegſame Figur mit wohlgerundeten Bewegungen. An ihm war Alles gefällig, Robert ſtreifte zuweilen ans Eckige. Charlotte ſpann dieſe Vergleiche weiter aus. Wie es ihrer Laune früher gefallen hatte, Robert, in deſſen Blicken ſie las, welch ein heißes Gefühl für ſie in ſeinem Herzen brannte, ganz zu dem Ihrigen zu machen, ſo gefiel ihr jetzt die Artigkeit, das glänzende Weſen des kaiſerlichen Kammerjunkers, und ihr ſpekulativer Verſtand unterließ nicht, ihr zu bemerken, daß er ein Graf, der Sohn eines vornehmen Hauſes ſei. Die Eitelkeit iſt die gefährlichſte Feindin, weil ſie beſticht.

Unter dieſen Gedanken und Bildern ſchlummerte ſie dieſe Nacht ein.

Der Leutnant fühlte ſich auch angeregt, aber gerade von der entgegengeſetzten Meinung hinſichtlich des Grafen. Herr von Wydenbrugk war ein Edelmann, der eine rühm-

Digitized by Google

liche Ausnahme hinſichtlich ſeiner Denkweiſe von der Mehrzahl ſeiner Standesgenoſſen machte. Er hatte ein tiefes, richtiges Gefühl für Alles, was vernünftig war, und trotz ſeinem Militaireide, der ihn an die Befehle des Königs feſſelte, ſprach er doch offen ſeine Meinungen über die Politik und Errungenſchaften der Gegenwart aus, der Fortſchritt, die Freiheit entſprachen ſeinen Ideen und fanden an ihm, wie wir wiſſen, einen Anhänger, der ſich über den ſtarren, verſauerten Ariſtokratismus aus eigner Kraft erhob. Der Kampf in den Märztagen hatte bei ihm einen Eindruck hinterlaſſen, der ſeine Anſichten noch mehr verſtärkte. Er hatte bis jetzt keinen weitern Antheil an Robert genommen, ja er verachtete ihn ſogar, daß er ſeine Anſichten gewandelt und denſelben ganz entgegen in den Staatsdienſt getreten war. Nicht etwa, daß der Letztere in des Leutnants Augen verächtlich geweſen wäre, er war als Offizier ja ſelbſt Diener des Staates, nur die unmännliche Schwäche Roberts, deren Urſache er wohl kannte, war ihm verhaßt. Er hat der Freiheit, die er miterringen half, ins Geſicht geſchlagen, ſagte er zu ſich. Aber von heute an dachte er anders, Robert erſchien ihm als ein Verlockter, und der Leutnant faßte den Entſchluß, Charlottens Thun zu beobachten, um Robert zu enttäuſchen.

An ſelbem Abende hatte ſich eine ungeheure Maſſe Volks vor den Zelten im Thiergarten verſammelt. Das Wetter begünſtigte dieſes großartige Stelldichein außerordentlich, ein laue ſüdliche Luft und ein in weiter Ferne

lichtblau dämmernder Himmel machte den Maiabend zu einem herrlichen Genuß, den allerdings die hier zu Tauſenden Verſammelten wenig genoſſen, indem ſie geſpannt auf die mit einer Löwenſtimme herausgedonnerten Rodomontaden des Volkstribun Held lauſchten. Während dieſe zahlreiche und einer Muſterkarte aus der Bude eines ausverkaufenden Trödlers nicht ganz unähnliche Verſammlung, bei der das Proletariat in ſeiner vollkommen ungeſchminkten Einfachheit aufs Ueberraſchendſte zahlreich vertreten war, von ihren Führern Held, Eichler u. ſ. w. mit Redensarten aller Art haranguirt wurde und zuweilen ihrem Entzücken in donnerndem Applaus oder Bravogebrüll Luft machte, hatten ſich einige Männer in die weitern Partieen des Thiergartens entfernt. Ein Mann, wohlgenährt, im einfachen Bürgerrock, machte dieſer Leute Sprecher, denn er führte das Wort vor Allen und ſeine Meinung ſchien die Uebrigen zu dominiren.

„Und davon hättet Ihr nichts gehört?“ fragte er mit Staunen; „dieſe Prophezeihung iſt ja weltkundig. Ja, meine Freunde, der Frater Herrmann von Lehnin — denkt nicht etwa, weil er von Lehnin heißt, er ſei ein Stück aus der Junkerzeit geweſen, das wäre ein trauriger Irrthum, Lehnin iſt der Name eines Kloſters — dieſer Frater hat es prophezeiht, daß Friedrich Wilhelm der Vierte **stemmatis ultimus**, das heißt der Letzte ſeines Geſchlechts auf dem Throne ſein werde. Und dieſe Prophezeihung iſt bis auf

den heutigen Tag zugetroffen, die Hohenzollern ſtehen am Grabe.“

Der Sprecher wußte, daß das Volk unwiſſend und leichtgläubig genug iſt, um auf Dinge ſolcher Art beſonderes Gewicht zu legen, die ohnehin zur Aufregung geneigten Gemüther ſind verblendet genug, um zu hoffen, daß Zeichen und Wunder am Himmel geſchehen werden zur Unterſtützung ihrer Pläne. Die Prophezeihung des Fraters Herrmann beſchäftigte alſo die Gemüther dieſer Männer ſehr, ſie ſprachen mit vieler Begeiſterung darüber und der Eine ſagte:

„Da hätten wir alſo den Faden zur rechten Zeit eingefädelt. Schade, daß dieſer Vater Lehnin ...“

„Frater von Lehnin,“ verbeſſerte ihn der erſte Sprecher.

„Einjal,“ redete der Andere, ein ehrſamer Berliner Schneider, weiter; „janz einjal, Vater oder Frater, jeſagt hat ers einmal, daß unſer juter König ſtämmiger Ultra ſein wird, Schade, daß er nicht die Zeit beſtimmt hat, wann ...“

„Ei allerdings, das hat er, er beſtimmte das Jahr 1850 dazu,“ unterbrach ihn der Erſtere.

„Sehr jut für die Republik, wir haben jerade noch zwei Jahre bis dahin, wir können ſie bis 1850 nicht blos zuſchneiden, ſondern auch janz fertig machen,“ ſprach der Schneider, und ein Anderer ſtimmte ihm mit den Worten bei:

Digitized by Google

„Ick werde alſo in zwei Jahren republikaniſcher Cigarrenfabrikant ſin — et is doch eene Freide um die Republik. Wiſſen Sie, Jevatter, det ariſtokratiſche Volk hat mir noch nich vor eenen lumpigen Silberjroſchen abgekooft, et raucht nur ausländiſche Fabrik — ick bin vors Volk.“ —

In ähnlichem Sinne ſprachen ſich noch einige Andere aus und charakteriſirten ſich mehr oder minder nach ihren Gewerben als Leute, die thöriger Weiſe bei einem Regierungsumſturz ſich beſondere Vortheile verſprachen.

„Meine Freunde,“ hob der erſte Sprecher an, nachdem die Prophezeihung des Fraters Herrmann lange genug beſprochen und für die ſanguiniſchen Hoffnungen dieſer geſinnungstüchtigen Republikaner ein wahres Labſal geworden war; „meine Freunde, der Regierungsantritt dieſes vierten Friedrich Wilhelm war merkwürdigerweiſe von einem Omen begleitet, das nichts Gutes von ſeinem Regimente erwarten ließ. Es ſollte mich wundern, wenn Keiner unter Euch wäre, der da gehört hätte, wie in demſelben Moment, als die Stände ihm zu Königsberg huldigten, eine wahnſinnige Frau in den Saal eindrang, laut aufſchrie und die Feierlichkeit gewaltſam ſtörte. Man ſagte damals, die Wahnſinnige habe geflucht — ich kann es nicht behaupten — wer weiß es auch mit Gewißheit? Aber ein übles Vorzeichen war es jedenfalls; die Deutung, welche man ſich damals nicht erlaubte, dürfte uns jetzt nicht ſchwer fallen, glaube ich.“

Digitized by Google

„Janz und jar nich,“ ſagte der Cigarrenfabrikant, „wenn die Frau geflucht hat, mag ſie wohl ſo 'ne janz kleene Ahnung von unſere Finanzzuſtände jehabt haben, die ſein verflucht jenug.“

Der Schneider, mehr poetiſcher Natur als ſein gleichgeſinnter Freund, der in ſteter Berührung mit ſeinem Fabrikat, etwas von deſſen narkotiſchem Weſen angenommen zu haben ſchien, ſprach ſehr ernſthaft:

„Reden Sie man jetzt nicht von die Finanzen, die ſein ſchlecht — wiſſen Sie, das Omen, wovon Herr Hubert erzählt, iſt höchſt auffallend, — et is ein Vorzeichen vom Hohenzollernſchen Sturze.“

„Unſer werther Herr Freund hier,“ ſprach Hubert, auf den Cigarrenfabrikanten deutend, „regte eine Saite an, die außerordentlich wichtig iſt. Es wird nun Niemand mehr ein Geheimniß ſein, warum nach der Taufe des Prinzen von Wales in London der Finanzminiſter Alvensleben und nach der Viſite der Königin Viktoria am Rhein, welche Preußen zwei Millionen Thaler koſtete, Flottwell abdankte?“

„Zwei Millionen!“ rief der Cigarrenfabrikant; „oh — oh! zwei Millionen! ick werde jedenfalls meine paar Jräten och mit zujeſteuert haben.“

In dieſem Augenblicke kam ein Mann auf ſie zu, den wir bereits kennen, der alte Pohland. Zwiſchen ihm und Hubert gaben ſich die Zeichen näherer Bekanntſchaft kund.

„Es wird eine Demonſtration vor den Minſterhotels geben, kommen Sie, meine Herren,“ ſagte er; „Held ſpricht davon, das Volk ſoll in dichtgeſchloſſenen Reihen zum Brandenburger Thor hineinziehen.“

„Eine Demonſtration?“ rief der Schneider enthuſiaſtiſch; „wir werden dabei ſein, kommen Sie, Pietſch, es iſt jedes juten Bürgers Pflicht, zu demonſtriren.“

Mit dieſen Worten faßte er den Cigarrenfabrikanten unterm Arm, die Uebrigen ſchloſſen ſich an und zogen den Zelten zu.

Hubert und Pohland blieben allein.

„Mein Freund,“ ſagte der alte Pohland; „ich bin um einen Sohn ärmer geworden, ich bin David, der um Abſalom weint. Nein, ich weine nicht, ich fluche dieſem Sohne.“

„Beruhigen Sie ſich, Freund; der Mann, der Großes will, darf ſich nicht durch Ein Unglück niederwerfen laſſen. Erheben Sie ſich, ſeien Sie ein Mann. Sie haben noch einen Sohn,“ tröſtete Hubert.

„Das iſt's, was mich auch aufrecht erhält“ ſagte Pohland.

„Machen Sie mich mit dieſem Sohne bekannt, — iſt er unſerer Farbe?“

„Vollkommen!“

„Dann mache ich es Ihnen ſogar zur Pflicht, mich mit ihm bekannt zu machen.“

Digitized by Google

„Es ſei! begleiten Sie mich heute Abend in meine Wohnung.“

„Haben Sie Briefe von unſern Freunden im Seekreiſe?“

„Ja! ... Ha, wann wird der Tag anbrechen, wo alle dieſe Fürſtenthrone verſchwinden und die Fahnen der Republik im goldnen Sonnenglanze wehen werden!“

„Geduld, Freund, die Zeit reift Alles, auch die Republik. Wirken wir dafür im Stillen und nach Kräften. Dieſe Volksverſammlungen, welche noch weit davon entfernt ſind, republikaniſche zu heißen, nützen unſrer Sache inſofern, als ſie die Aufregung ſteigern und endlich dem Volke die Augen öffnen, daß es einſehen lernt, wie es die alleinige Souverainetät iſt.“

Beide nahten ſich den Zelten, wo die Menge, angeregt durch die mit reichlichen Stichwörtern geſpickten Reden ihrer Volkstribunen, in einer außerordentlichen Stimmung ſich befand und durch Brüllen dieſelbe kund gab.

Auch Hiebe hatte es zur Abwechslung geſetzt zwiſchen Trägern verſchiedener Farben und nach dieſer Ergötzlichkeit wälzte ſich unter dem Schutze der tiefen Abenddämmerung die ungeheure Maſſe Volkes in breiten Colonnen und rauſchend wie ein reißender Strom dem Brandenburger Thore zu.

Wir übergehen die Demonſtration, welche vor dem Hotel des Miniſterpräſidenten auf der Wilhelmsſtraße

Digitized by Google

ſtattfand und folgen den beiden Männern in die Wohnung Pohlands.

Erich war nicht zu Hauſe, aber er kam bald. Sein Vater ſtellte ihn Hubert vor und ſagte dabei auf den Letzteren deutend:

„Sieh, mein Sohn, das iſt ein wackerer Kämpfer für die Republik, ein Ehrenmann, vor dem Jeder Reſpekt haben muß.“

„Seit wann iſt es Sitte, daß ſich Republikaner Schmeicheleien ſagen?“ lächelte Hubert; „laſſen Sie das, mein braver Freund. Was habe ich denn auch eigentlich für Verdienſte? Weniger als der Aermſte. Sie können mir doch unmöglich zurechnen, daß ich glücklicherweiſe ſo vernünftig bin, die republikaniſche Staatsform für die beſte zu erkennen, und einzuſehen, daß die 200 Millionen Thaler, welche Deutſchland für ſeine vormärzlichen Regierungen mit ihren diverſen Anhängebänken gezahlt hat, eine ungeheure Laſt ſind. Das Sündenregiſter der Fürſten iſt zu groß, als daß der vernünftige Menſch etwas Anderes als Republik wünſchen könnte. Höchſtens — und auch dies Verdienſt iſt ſehr prekair — könnten Sie erwähnen, daß ein Mann, deſſen Mittel ihm ein ſorgenfreies, ſicheres Leben gewähren, ſich mit Luſt und Liebe in den Strom der großen Bewegungen unſerer Zeit ſtürzte; aber es gilt ja Deutſchland, es gilt unſerm Volke, da müſſen alle Sonderintereſſen ſchweigen.“

Digitized by Google

Hubert hatte ſo warm geſprochen, daß ihn der alte enthuſiaſtiſche Pohland umarmte.

Erich zeigte ſich zurückhaltender; trotz der warmen Rede Huberts ſchien er ſich nicht zu ihm hingezogen zu fühlen. Hubert ſchlug mancherlei Saiten an, um das Mißtrauen, welches ihm nicht entging, das er aber mit keiner Sylbe als ihn verletzend bezeichnete, zu heben. Es ſchien ihm endlich zu gelingen. Er deutete darauf hin, wie es hauptſächlich nothwendig ſei, den Sitz alles Abſolutismus in Oeſtreich zu ſprengen. Erich ſchien dadurch elektriſch berührt und nahm Theil an dieſem Gegenſtande.

„Glauben Sie nicht, daß dort auch Männer wirken, welche mit ganzer Seele der Freiheit ergeben ſind?“ fragte er; „ich ſelbſt zähle Freunde dort, welche dies Streben mit aller Anſtrengung verfolgen.“

„Ich glaube das, Ihr Herr Vater erzählte mir davon und ich ſelbſt habe gleich nach dem Sturze Metternichs, da mich ein Geſchäft nach Wien rief, das Vergnügen gehabt, einige hervorragende Charaktere des Studenten-Comités daſelbſt kennen zu lernen: die Herren Fenner von Fenneberg, Aigner, Dr. Jellineck und Andere mehr. Man ſagte mir auch, daß ein Graf von Falkenhayn ein ehrenwerther Charakter ſei, welcher …“

„Man hat nicht gelogen,“ unterbrach ihn Erich lebhaft. „Graf Egon von Falkenhayn iſt mein Freund, ich ſage das mit Stolz.“

„Ich beneide Sie, mein junger Freund. Dann

Bayeriſche Staatsbibliothek München

Digitized by Google

haben Sie auch die Verpflichtung auf ſich, Ihren Freund anzuregen, das heilige Feuer der Freiheit nach Kräften in Gluth zu erhalten.“

„Zweifeln Sie nicht daran. Wir ſtehen in lebhafter Correſpondenz, Egon berichtet mir ſein Thun und Treiben. Er gehört nicht zu den Männern, welche auf das Volk wirken, ſein Wirkungskreis iſt anderer und gewiß eben ſo nützlicher Art, nämlich die Camarilla in den Augen des Kaiſers, der Kaiſerin zu entlarven. Sie geſtehen gewiß zu, daß Egon ein ſchönes Ziel verfolgt. Möge es ihm gelingen und er treue Beiſtände am Hofe für dies Beſtreben finden.“ —

Dieſer Gegenſtand der Unterhaltung wurde noch länger beſprochen. Dann verließ Hubert die beiden Pohlands.

„Es war mir unangenehm, daß Du anfänglich ſo kalt und zurückhaltend gegen dieſen achtungswerthen Mann warſt,“ ſagte der alte Pohland. „Mißtrauen iſt nicht immer an ſeinem Orte und wem ich vertraue, dem darfſt Du auch vertrauen. Der Mann iſt wohlhabend, er ſchont ſogar ſein Geld nicht, um das Volk zu Demonſtrationen zu treiben. Ich war vor wenig Tagen erſt Zeuge, wie er eine Handvoll Thaler unter Arbeiter, um ſie zu encouragiren, die Demonſtration gegen die Zurückberufung des Prinzen von Preußen mit ihren Kehlen zu unterſtützen, vertheilte.“

„That er das wirklich?“ fragte Erich.

„Glaubſt Du, daß ich Unwahrheit ſpreche?“

Digitized by Google

„Ich wünſchte es,“ entgegnete der Vorige; „denn ich traue den Volksfreunden nicht, welche ſich aufopfern; ſie ſehen den Reactionairen auf ein Haar ähnlich, welche die Maſſen aufwiegeln, um Grund zur Anklage gegen das Volk und die Freiheit zu finden.“

„Ich habe keine Gemeinſchaft mit Reactionairen,“ ſagte der Alte ſtolz; „dieſe Beſchuldigung iſt ungereimt.“

Nach einer Pauſe entgegnete Erich:

„Ich muß dieſen Mann ſchon einmal wo geſehen haben, ich habe ſo eine dunkle Ahnung davon in mir und doch kann ich mich nicht deutlich auf irgend eine gewiſſe Begegnung mit ihm beſinnen.“

„Es iſt um ſo unverzeihlicher, einem rechtſchaffenen Manne um einer täuſchenden Einbildung willen zu mißtrauen,“ entgegnete der Alte ärgerlich.

Erich erwiderte nichts weiter, indeß er gab ſich noch ſpät in der Nacht dem Studium dieſer Erinnerung hin, ohne jedoch ſich darüber klar zu werden.

Robert, der nun den allgemeinen Charakter eines Referendars beſaß und im Miniſterium arbeitete, erkannte bald, daß Charlotte von Reimbauld nicht mehr ſo warmen Antheil an ihm als früher nahm. Er konnte ſich anfänglich die Urſache dieſer ihn ſo unangenehm berührenden Erkenntniß nicht deuten, er war noch zu unerfahren, um zu ahnen, daß die Neigung Charlottens nur eine Laune ge-

Digitized by Google

weſen ſein könne. Selbſt der alte Major ſchien nicht mehr ſo herzlich als früher. Charlotte fuhr jetzt öfters nach Potsdam. Hingen dieſe öfteren Reiſen mit der Umwandlung ihrer Geſinnung zuſammen? Er kam auf dieſen Gedanken, ohne ſich jedoch dafür einen Grund angeben zu können. Nach eingezogener Erkundigung erfuhr er endlich, daß ein junger öſtreichiſcher Graf täglich zu der Familie Bonin komme. Die ihm bisher unbekannte Leidenſchaft der Eiferſucht erwachte plötzlich in ſeiner Seele und verdüſterte ſie gewaltſam. Um Charlottens willen hatte er mit ſeinem Vater gebrochen! Sonſt war Charlotte ſtets für ihn ſichtbar, wenn er den Major beſuchte, jetzt ſehr ſelten, obwohl ſie zu Hauſe war.

„Herr Pohland,“ ſagte eines Abends der Leutnant von Wydenbrugk zu ihm; „Sie befinden ſich in einer falſchen Stellung in dieſem Hauſe. Ich möchte Sie derſelben entreißen.“

„Wie meinen Sie das, Herr Leutnant?“

„Sie vertrauten auf die Laune eines Weibes und ſind der Betrogene.“

Robert ſtand ſprachlos.

„Sie thun mir leid,“ fuhr der Leutnant fort, „ich habe zwar früher keine Urſache gehabt, Sie zu lieben, indeß ich bin ehrlich genug, um Sie der falſchen Stellung zu entreißen, die Sie jetzt hier einnehmen. Charlotte iſt für Sie verloren, Graf Falkenhayn hat Sie verdrängt.“

„Falkenhayn?“ fragte Robert tonlos.

Digitized by Google

„So heißt er, ja — ein öſtreichiſcher Cavalier. Ihre eigene Ehre gebietet Ihnen, ſich zurückzuziehen,“ redete der Offizier.

Roberts Blick ward finſter.

„Meine Ehre?“ wiederholte er; „o mein Herr, erwähnen Sie jetzt nicht dies verbrauchte Phantom. Es wäre lächerlich. Aber ich danke Ihnen für dieſe Mahnung, ich glaube, Sie meinen es ehrlich. Ich werde Ihnen folgen und dieſes Hauſes Schwelle nicht mehr betreten. Doch um einen Dienſt, um eine Gefälligkeit bitte ich Sie noch. Verſchaffen Sie mir Gelegenheit, Charlotte noch ein Mal — das letzte Mal zu ſprechen — ich wünſche weiter nichts.“

„Sie fordern etwas, das nicht in meiner Macht ſteht, Charlotte iſt Herrin ihres Willens.“

Eine Pauſe folgte. Dann fragte Robert:

„Stehen die häufigen Fahrten nach Potsdam, welche, wie ich gehört habe, Charlotte jetzt öfterer als ſonſt von Berlin entfernen, etwa mit dem Grafen in einer fernern oder nähern Verbindung?“

„Ich weiß das nicht mit Beſtimmtheit, man behauptet auch gegen mich über die eigentliche Urſache der Anweſenheit des Grafen in Berlin und ſeiner Beſuche in unſerm Hauſe ein tiefes Geheimniß. Jedoch iſt Ihre Frage nicht zu überſehen, vielleicht haben Sie nicht ganz Unrecht. Wäre Ihre Vermuthung wahr, dann dürfte ein politiſches

Digitized by Google

Geheimniß die Urſache von des Grafen Anweſenheit allhier ſein.“

„Sei es, was es wolle,“ ſagte Robert; „haben Sie die Güte, mich zu avertiren, wenn Charlotte wieder nach Potsdam fährt!“ — Der Offizier gab ſein Wort.

Roberts Seelenruhe war vernichtet; er gehörte zu jenen Charakteren, die ein Unglück nicht ſo ſchnell vergeſſen können und den Schmerz wie eine beglückende Seligkeit ins Gedächtniß verſchließen.

Schon den nächſten Tag empfing er vom Leutnant die Nachricht, Charlotte werde heute mit dem Vormittagszuge nach Potsdam fahren. Robert fand einen Vorwand, ſich für heute Urlaub zu verſchaffen, und als er auf den Bahnhof kam, wurde er in der That Zeuge, wie Charlotte in ein Coupée einſtieg. Obwohl er auf der Fahrt hin und her geſonnen hatte, auf welche Art und Weiſe er ihr entgegentreten könne, ſo war er doch nicht mit ſich einig geworden, als der Zug anhielt und Charlotte eine Droſchke beſtieg. Sein Hauptaugenmerk war vor allen Dingen darauf gerichtet, ſie nicht aus den Augen zu verlieren, deshalb fuhr er ihr nach. Sie hielt an dem großen Gartenthore, durch welches neben der Hofgärtnerwohnung vorüber man in den königlichen Garten gelangt. Er bemerkte, daß ſie einige Worte mit einem Gärtnerburſchen ſprach und dann im Innern verſchwand. Gelang es ihm nicht, in den Garten Eintritt zu erhalten, was nur bekannten Perſonen erlaubt war, ſo blieb ihm nichts Anderes

Digitized by Google

übrig, als ſie zu erwarten. Er wagte den Verſuch, hineinzugelangen. Wider alles Erwarten ſah er ſich an der Thür als vornehmer Mann behandelt, und man deutete ihm mit größter Höflichkeit an, das Fräulein ſei den langen Baumgang hin nach der Fontaine zugegangen, wo die Frau Prinzeß gewöhnlich promenire. Robert, der hier ein Mißverſtändniß deutlich erkannte, ſchlug die ihm angebotene Begleitung aus und ging raſch den, tiefen Schatten ſpendenden Baumgang entlang. Er war an deſſen Ende angelangt, ein großer ſaftgrüner Raſenplatz bildete hier einen Mittelpunkt, von dem aus mehrere Alleen in verſchiedenen Richtungen hinliefen. Robert ſah ſich in großer Verlegenheit — wohin ſollte er ſich wenden? Auf gut Glück bog er in eine der Alleen ein und gewahrte an deren Endpunkte eine Eremitage von einer künſtlichen Wildniß umgeben. Er würde weiter gegangen ſein, indeß weibliche Stimmen, die in ſein Ohr drangen, nöthigten ihn, in das mit Blättern überwucherte Geſtrüpp zu treten, das die mit Stroh gedeckte Eremitage umgab. Er hatte nicht unrecht gehört, die Stimmen kamen näher und er erkannte bald, daß Fräulein Charlotte von Reimbauld an der Seite einer Dame von Hofe hierher ſich wende. In der That nahmen beide Damen in der Eremitage Platz. Robert ſtand dicht hinter derſelben und die dünne Bretterwand ließ ihn zum unfreiwilligen Ohrenzeugen des zwiſchen Beiden geführten Geſpräches werden.

„Es wäre nur zu wünſchen, daß, ehe noch dies heil-

loſe Jahr zu Ende geht, unſere Hoffnungen und Wünſche auf Unterdrückung dieſer unziemlichen Volkserhebung aller Orten in Erfüllung gekommen ſein mögen," ſprach die Dame. „Ihro Königliche Hoheit verſicherte mich geſtern noch, es ſei Alles eingeleitet, um dieſe traurigen Ereigniſſe der Zeit mit Uebermacht zu erdrücken. Ach mein Gott, es iſt nothwendig, daß man dieſer eben ſo eckelhaften als lächerlichen Volksſouverainetät ein Ende macht, dieſe Peſt greift um ſich und greift noch den vernünftigen Theil der Unterthanen an."

„Ich ahne, daß Graf Falkenhayns Miſſion mit unſern Wünſchen in Verbindung ſteht," bemerkte das Fräulein.

„Es iſt gewiß, liebe Reimbauld. Ihnen gegenüber, die Sie ſo treu an unſerm theuren, hochverehrten Königshauſe hängen, wäre es wohl ein Beweis von Mißtrauen, über die von allen Royaliſten ſehnlichſt gehoffte Erfüllung unſerer Wünſche und Pläne zu ſchweigen. Ein ſo treu ergebenes Gemüth wird in ſolcher Hoffnung eine Erhebung des Herzens finden. Ich habe die Ehre, in dies große und für die Exiſtenz aller regierenden Häuſer höchſt wichtige Geheimniß eingeweiht zu ſein. Die ſcheinbare Nachgiebigkeit, welche jetzt die Fürſten zeigen müſſen gegen die unehrerbietigen Forderungen der deutſchen Völker, wird ein plötzliches Ende nehmen. Betrachten Sie, gutes Kind, den Krieg gegen Dänemark auch nur als eine Folge dieſer Nachgiebigkeit, um einſtweilen die Aufmerkſamkeit Deutſchlands

Digitized by Google

dorthin zu lenken und — es iſt eine lächerliche Bezeichnung — die Regierung populär zu machen. Zwiſchen Rußland, England, Oeſtreich und Preußen iſt bereits ein Bündniß dem Abſchluſſe nahe, welches uns baldige Wiederkehr der guten alten Zeit, freilich mit Hilfe der Bajonnette und Kanonen, hoffen läßt.“

„Mein Gott, Krieg?“ rief das Fräulein.

„Nicht unter den hohen Häuptern, nur gegen das Volk, ma chère. Das darf Sie nicht ängſtigen, durchaus nicht. Der edle vertriebene Metternich zeichnet mit ſicherer Hand die Züge auf dem politiſchen Schachbrette vor, und das Finale des Spieles wird heißen: „Schach dem Volke!“ Wie traurig iſt es, meine Gute, daß der edle Metternich nur durch die dritte und vierte Hand wagen darf, mit dem Kaiſerhauſe in Correſpondenz zu treten! Um dieſe Correſpondenz zu ſichern, befindet ſich Graf Ferdinand von Falkenhayn hier in Berlin, und eben ſo geht durch ſeine treue Hand eine Correſpondenz Ihro kaiſerlichen Hoheit der Frau Erzherzogin Sophie an uns.“

„Das ſind die Billets, welche ich ...“

„Ja, welche Sie abliefern. Um jeder möglichen Ahnung, daß des Grafen Anweſenheit in Berlin mehr bedeutet als der bloße Aufenthalt eines Privatmannes, vorzubeugen, erſcheint der Graf nicht bei Hofe. Sie wiſſen jetzt Alles, liebe Reimbauld. Was ich Ihnen ſagte, werden Sie in Ihr Herz verſchließen. Ermeſſen Sie daher, wie unlieb es Ihro königlicher Hoheit, der gnädigſteu Frau ſein

Digitized by Google

muß, heute, wo ſie den Grafen in dieſem allerdings unwürdigen Raume empfangen zu können glaubte, abgehalten zu ſein, ſeine Ehrfurchtsbezeugung anzunehmen. Uebergeben Sie ihm dieſe Briefe zur Abſendung und drücken Sie ihm den Schmerz Ihro königl. Hoheit aus, einen ſo treuen Diener des Kaiſerhauſes nicht ſehen zu können."

„Verlaſſen ſich die gnädige Frau darauf," entgegnete Charlotte.

„Ah, ſchon ſo ſpät?" rief die Dame, „ich muß Sie verlaſſen. Sie werden wohl vorziehen, den Grafen hier zu erwarten, nicht wahr, liebe Reimbauld? Adieu! auf Wiederſehen. Bleiben Sie, meine Gute — bleiben Sie — keine Begleitung. Adieu! Adieu!"

Die Hofdame rauſchte die Allee dahin. Charlotte war an die Thür der Eremitage getreten und ſah ihr nach. Als ſie ſich zurückwendete, rauſchte es ganz leiſe an der Bretterwand hin, und einige Sekunden ſpäter ſtand Robert im Eingange des Häuschens.

„Sind Sie es, mein theurer Ferdinand?" fragte das Fräulein, ſich raſch umkehrend.

„Sie irren, Fräulein, ich bin es!" antwortete Robert mit feſter Stimme.

„Mein Gott!" mit dieſem ihren Schrecken markirenden Ausrufe ſank das Fräulein auf die weiche Moosbank, die ſie kurz zuvor an der Seite der Hofdame eingenommen hatte.

„Was erregt Ihr Entſetzen ſo ſehr?" fragte Robert, „daß ich es bin und nicht der, den Sie erwarten?"

Digitized by Google

Charlotte ſchien der Sprache nicht mächtig werden zu können, ſie ſtarrte ihn an.

Mit tiefem Spotte fuhr Robert nach einer Pauſe fort: „Faſſen Sie ſich, gnädiges Fräulein, es iſt nur ein Bürgerlicher, kein Graf, der vor Ihnen ſteht. Daß der Zufall eine ſolche Verwechslung der Perſonen geſtattet, iſt allerdings ſehr unangenehm, indeß Sie werden vielleicht in ſpäterer Zeit ſolchen Unannehmlichkeiten enthoben werden, wenn der köſtliche Plan, das Volk mit ſammt ſeiner Souverainetät zu erdrücken, glücklich in Ausführung gebracht werden ſollte. Ueberraſcht Sie das?“

„Sie ſind fürchterlich, Robert,“ ſagte Charlotte.

„Wenn ich es Ihnen in dieſem Augenblicke bin, dann liegt die Urſache nur in Ihrem Bewußtſein des doppelten Verrathes, den Sie begangen haben, den Sie noch begehen. Verrath am Volke, Verrath an mir! O es ſtand Ihnen wohl an, den Sohn des Volkes zu täuſchen, denn Täuſchung iſt allein Ihre Wahrheit. Schämen Sie ſich jetzt der Enthüllung Ihres trügeriſchen Spieles!“

Dieſe Vorwürfe ſchienen gewaltſam den Schreck Charlottens zu beſiegen, ſie erhob ſich, und blickte ihn eine Weile lang an, denn ſie wußte von früher, daß ihr Auge außerordentlichen Einfluß auf ihn ausübe. Ja, ihr Blick beſaß eine wunderbare Kraft, die ſich auch jetzt in ihm erprobte. Charlotte bemerkte den Anfang der Wiederkehr ihrer Gewalt über ihn und ſie verfolgte dieſen Sieg mit einer Conſequenz, welche ihr das Spiel ſicherte. „Robert,“ ſagte ſie — „ich

Digitized by Google

hätte nicht erwartet, daß wir einander je ſo gegenüber ſtehen würden; da es aber iſt, ſo muß es auch klar werden zwiſchen uns.“

„Iſt es noch nicht?“ rief Robert — „der Tag kann nicht klarer ſein als Ihr Doppelverrath.“ —

„Mein Doppelverrath?“ fragte Charlotte — „Sie klagen mich eines Doppelverrathes an? Sie, Robert?“

„Ja, ich,“ entgegnete der junge Mann mit bereits unſicherer Stimme. „Der Zufall ließ mich hinter dieſer Bretterwand die köſtlichen Pläne hören, die gegen die Freiheit des Volkes geſchmiedet werden — ha, auf dieſem Tiſche die Papiere — ſie ſind Zeugen des ſchändlichen Verrathes!“ Raſch und ohne daß Charlotte es verhindern konnte, ergriff er die Briefe, welche die Dame hier für Charlotten hingelegt hatte. — „Mein Gott, was thun Sie, Robert?“ rief Charlotte in höchſter Angſt.

„Ich will ein Verbrechen entſchleiern, welches man gegen das Volk angezettelt hat!“ antwortete Robert — „dieſe Papiere ſind jedenfalls Beweiſe.“ — „Sie machen mich unglücklich!“ rief Charlotte — „ich beſchwöre Sie, üben Sie keine ſolche Rache an mir, geben Sie keiner Leidenſchaft Raum in Ihrem Herzen, welche Ihnen ſpäter Reue verurſachen würde, denn Sie müßten ſich ſagen, Sie hätten ein Weſen zu Grunde gerichtet aus ungerechtem Verdacht.“ —

„Ungerechtem Verdacht?“ entgegnete Robert bitter — „wollen Sie mich aufs Neue täuſchen?“

Digitized by Google

Was Charlotte nie gethan hatte, geſchah jetzt, ſie ſank an ſeine Bruſt und weinte, ſie ſchien gänzlich erſchüttert von dieſer Scene.

„O mein Himmel, muß ich ſo ſchwer für die Schwäche meines Herzens büßen! Robert, hielten Sie mich wirklich eines Verrathes, eines Spieles mit Ihnen fähig? Ach, Sie würden es nicht, wenn Sie wüßten, was ich gelitten. Sie kennen die Dankbarkeit, die mich an den Hof feſſelt, dieſe Dankbarkeit dehnte man auch auf die Verpflichtung aus, meine Hand dem Grafen Falkenhayn zu reichen. Darum hielt ich mich fern von Ihnen, obwohl mein Herz blutete. Was ſollte ich Ihnen ſagen? Ihnen Kummer bereiten? ach, es iſt genug, daß ich ihn trage! Und Sie verdammen mich? Sie, Robert, weil ich im Stillen duldete?“ — Robert war an der empfindlichſten Stelle ſeines Herzens berührt, er hielt das Weſen, welches er ſo innig liebte, in ſeinem Arm, die Thränen Charlottens erſchienen ihm als Zeugniß der Wahrheit deſſen, was ſie ſprach. „Aber Sie nannten mich in Mißverſtändniß theurer Ferdinand,“ ſagte er, — „dieſe zärtliche Benennung ...“

„Wenn Sie ihn kennten, würden Sie dieſen Ausdruck nicht für mehr halten, als er ſein ſollte. Der Graf iſt ein edler Mann und ich glaube ihn zum Rücktritt bewegen zu können. Ich achte ihn um ſeiner Ehrenhaftigkeit willen, rechnen Sie mir das als Verbrechen an?“ —

„Charlotte! Charlotte! Wenn Sie eine Täuſchung beabſichtigten — ich will es nicht für möglich halten, ich

will glauben, — aufs Neue an Sie glauben. Aber dieſe Papiere — dies Verbrechen iſt klar.“

Charlotte ſchwieg und verbarg ihr Geſicht abermals an ſeine Bruſt. „Sie haben dafür keine Entſchuldigung,“ ſagte er nach einer Pauſe — „Sie können keine dafür haben.“

„Nein,“ antwortete Fräulein von Reimbauld — „ich wußte darum.“ — „Mein Gott!“ — „Werfen Sie einen Blick auf meine Erziehung und dann verdammen Sie mich. Dies wird Ihnen unmöglich ſein, denn eben ſo gut könnten Sie dann dieſen Lindenbäumen Vorwürfe machen, daß ſie keine Feigen oder Datteln tragen.“

„Und Sie wollen ferner zu dieſem hochverrätheriſchen Geheimniß Ihre Hand, Ihre Vermittelung bieten?“ fragte Robert.

„Nein — nicht mehr, wenn ich demſelben entgehen kann,“ antwortete Charlotte. „Ich fürchte nur, daß dies Geheimniß dann auf andrem Wege vermittelt werden dürfte.“

„Sie haben Recht, es würden ſich ſtets Dienſtfertige finden. Kennen Sie den Inhalt dieſer Papiere?“

„Nein!“

„So leſen wir ihn!“

„Sie ſind mir vertraut, Robert — meine Ehre ſteht als Pfand für ihre Geheimhaltung, Sie werden mich nicht zwingen, vor mir ſelbſt als ehrlos erröthen zu müſſen.“

Charlotte ſprach dies mit ſo ſtolzem Ausdruck, daß der junge Mann erkannte, ſie habe Recht.

„Ihre Ehre iſt mir heilig, Charlotte — es iſt viel-

Digitized by Google

leicht eine Schwäche, daß ich Ihnen nachgebe, aber — hier nehmen Sie ſie zurück. Dies Geheimniß muß jedoch entſchleiert werden, ohne Sie dabei zu compromittiren. Helfen Sie mir ein Mittel auffinden.“

„So ſchnell?“ lächelte Charlotte. „Dieſe Haſt würde Alles verderben und mich in eine unnennbare Verlegenheit verwickeln. Fürchten Sie, daß dies Geheimniß, um einige Tage oder einige Wochen vielleicht älter, minder anziehend ſein dürfte, als jetzt, wo es erſt ſeit Kurzem eingeleitet iſt? Bedenken Sie das, Robert. Wenn Sie es enthüllen wollen, muß es ſo geſchehen, daß ich unbetheiligt dabei erſcheine. Ich opfere die Dankbarkeit der Liebe, vergeſſen Sie das nicht.“

In der That erkannte Robert, daß, ſollte nicht Charlotte compromittirt werden, dies Geheimniß auf eine ſie gar nicht berührende Weiſe entſchleiert werden müſſe.

„Nun, Charlotte, laſſen Sie uns deshalb nachſinnen. Ich vertraue Ihnen — es iſt unmöglich, daß dies Auge lügen kann — wo gäbe es dann Wahrheit?“

Lebhafte Schritte wurden hörbar.

„Mein Himmel, man kommt!“ rief Charlotte.

„Heute oder morgen ſehe ich Sie wieder, Charlotte!“ Mit dieſen Worten entſchlüpfte Robert ſchnell der Eremitage.

Dieſe Scene hinterließ bei Beiden einen verſchiedenartigen Eindruck. Während ſich Fräulein von Reimbauld einer außerordentlichen Angſt entledigt fühlte, war Robert in einem

Digitized by Google

ſehr harten Zwieſpalt mit ſeinen Geſinnungen. Die Leidenſchaft für Charlotte war aufs Neue in ſeiner Seele erwacht und zugleich die heftigſten Vorwürfe gegen ſich ſelbſt. Der Kampf dieſer beiden feindſeligen Gewalten peinigte ihn furchtbar. „Sie bietet ihre Hand zu einem Verbrechen und ich liebe ſie,“ ſagte er — „begünſtige ich nicht dadurch dies frevelhafte Thun? Aber ihre Thränen ... ihre Angſt ... Charlotte kann nicht heucheln.“ — Indeß, ſo groß auch ſeine Leidenſchaft für die ſchöne Verrätherin war, ſo ſehr er auch ihr Bild vor ſeiner Seele feſtzuhalten ſtrebte, um den Selbſtvorwürfen über ſeine unmännliche Schwäche einen Damm entgegenzuſetzen, wollte es ihm doch nicht gelingen, dieſe zu unterdrücken.

In ſeiner Hand befanden ſich Beweiſe volksfeindlicher Pläne und er hatte ſie zurückgegeben, es war ein unzeitiger Edelmuth, die Thränen eines Weibes hatten ihn beſiegt, er fühlte ſich ſtrafbar und konnte dies Bewußtſein nicht wegleugnen. Während er ſich dieſem peinigenden Vorwurfe gezwungen hingab, hatte ſein Bruder Erich eine Ueberraſchung, welche eben nicht freudigerer Art war, als die Gemüthsſtimmung Roberts. In dem Hotel eines Fremden hatte er ſchon einige Tage her portraitirt. Eine ältliche Dame ſaß ihm gegenüber. Erichs Benehmen und Anſtand ſchien ihr Achtung vor ihm einzuflößen. Obwohl bereits einige Tage vergangen waren, ſo hatte doch eine nur ganz gewöhnliche Unterhaltung über die Malerkunſt, wie ſie zur Qual wahrer Künſtler öfters von Laien angeſponnen wird, zwiſchen

Digitized by Google

ihnen ſtattgefunden. Heute wies ihm die Dame ein Album mit Portraits lebender mehr oder minder berühmter Perſonen. Erich vermochte nicht die Bemerkung zu unterdrücken: „Zu dieſem Album gehört jedenfalls ein zweites, nicht wahr, gnädige Frau?“ fragte er. — „Wie ſo? es iſt ja vollſtändig,“ war die Antwort. Erich lächelte.

„Einſeitiges iſt nie vollſtändig,“ ſagte er. „Sämmtliche Portraits in dieſem Album gehören einer politiſchen Farbe an.“ — „Die Leute von der andern Farbe liebe ich nicht,“ entgegnete die Dame.

Schweigend überreichte ihr Erich das Buch zurück. — „Sie gehören doch nicht zu den Leuten einer Farbe, die Sie vermiſſen?“ fragte die Vorige pikirt. — „Gnädige Frau,“ erwiderte der Maler — „es iſt die erſte Bedingung für das Streben eines Künſtlers, der Freiheit zu huldigen und ſo gehöre ich meiner innerſten Natur nach zu denen, die ſie als die erſte und zugleich heiligſte Bedingung des Völkerglückes betrachten.“ — „Dieſe Anſicht iſt doppelſinnig, mein Herr, die Revolutionairs ſtecken auch die Freiheitsfahne auf und wollen Umſturz alles Beſtehenden, aller göttlichen und menſchlichen Ordnung.“ — „Verſtehen die gnädige Frau unter göttlicher und menſchlicher Ordnung vielleicht die Stabilität der Religion und das alte Herkommen in weltlichen Dingen, welches man das göttliche Recht der Könige nennt, dann freilich muß ich mich als Gegner bekennen.“ — „Das thut mir leid um Ihrer ſelbſt willen.“

Digitized by Google

„Eine Freiheit in religiöſen Dingen iſt gefährlicher als Alles. Wir haben ja den ſichtbarſten Beweis. Der Vorläufer aller der betrübenden Ereigniſſe unſrer Zeit war die neumodiſche Religion Ronges, ſie erſchütterte den Glauben und mit dem Glauben ſinkt jedes rechtliche Gefühl, jede Tugend.“

„Dieſe Anſicht, gnädige Frau, muß ich zurückweiſen, denn ich fühle mich glücklich, Deutſchkatholik zu ſein.“

Die Dame rückte ſchnell ihren Stuhl etwas zurück: „Sie ſind ein Rongianer?“ fragte ſie erſchrocken.

„Ja, gnädige Frau,“ antwortete Erich mit Mühe ein Lächeln unterdrückend.

Eine Pauſe folgte.

„Dann freilich darf ich mich nicht wundern, — ſolche Geſinnungen von Ihnen auszuſprechen zu hören. Natürlich werden Sie dann auch die Revolutionsverſuche billigen, welche man überall macht.“

„Sie ſind die Folgen des ſtarren Stabilitätsſyſtems, welches nur der Uebermacht weicht. Die Despotie, die Brutalität der früheren Gewalthaber, die nicht einſehen, daß unſre Zeit eine andere geworden, ruft ſie hervor.“ —

„Laſſen Sie uns davon abbrechen,“ ſprach die Dame — „es iſt ein zu unglücklicher Gegenſtand, um ihn länger feſtzuhalten. Undankbarkeit iſt die Sache des Volkes von jeher. Wie edel und mit viel Mäßigung benahm ſich die königliche Familie der Hohenzollern in jenen traurigen Märztagen!“

Digitized by Google

Erich lächelte. „Zweifeln Sie daran?“ frug die Dame raſch.

„Gnädige Frau, ich war zu jener Zeit nicht hier. Ein Augenzeuge erzählte mir jedoch, daß ein hoher Herr den Soldaten mit einer fabelhaften Brutalität als Muſter diente, die ins Schloß gebrachten gefangenen Bürger zu höhnen und zu beſchimpfen, und daß eine dieſem Herrn naheſtende hohe Dame im rothen Shawl ſich vor Lachen ausſchütten wollte, als die erſten Pelotonfeuer von der langen Brücke aus in die Königsſtraße gegen das Volk donnerten.“

„Ihr Augenzeuge iſt ein Verleumder,“ entgegnete die Dame in Zornaufwallung ſich ſchnell erhebend. „Ich finde es unwürdig, Ihnen länger zu ſitzen. Hören Sie auf zu malen, mein Gemahl ſoll Ihnen auf der Stelle das Honorar einhändigen — warten Sie einige Minuten.“

Raſch verließ ſie das Zimmer. Erich fühlte ſich betreten. Ich war ein Thor, ſagte er zu ſich — aber, es iſt nicht zu ändern. Er legte ſeine Sachen in den Malerkaſten und war eben im Begriff das Zimmer zu verlaſſen, als aus dem Nebengemach der Gemahl der Dame und ein anderer Herr eintraten. „Bleiben Sie!“ rief der Erſtere — „ich will Sie bezahlen.“

„Und ich pflege der arbeitenden Klaſſe nichts ſchuldig zu bleiben,“ war die Antwort Jenes, der mit kaltem Stolze die Börſe zog und ihren goldglänzenden Inhalt auf den Tiſch leerte.

Digitized by Google

„Dieſe Tugend erhebt Sie allerdings über die meiſten Ihrer Standesgenoſſen, welche die Arbeiten ſchuldig zu bleiben, für einen Theil ihrer Ehre anſehen,“ redete Erich mit großer Bitterkeit. „Der Künſtler jedoch, mein Herr, iſt kein Handlanger, den man ablohnt. Des Künſtlers Ehre iſt eben ſo zart, wie die des reichſten Müſſiggängers, der ſich Baron oder Graf nennt.“

„Unverſchämter!“ rief der Gemahl der Dame, „Sie wagen es, mich zu beſchimpfen? Rufen Sie die Diener, hochwürdiger Herr!“

Der mit dem letztern Titel Bezeichnete, welcher mit dem Gemahl der Dame eingetreten war und durchaus in ſeinem Aeußern keine Spur geiſtlichen Standes trug, hatte bis jetzt mit dem Rücken gegen Erich in einer Fenſtervertiefung geſtanden, und eilte jetzt, ſein Taſchentuch vor das Geſicht haltend, als leide er an Zahnweh, nach der Thür, um entweder die dort hängende Klingelborde zu ziehen oder ſelbſt die Diener zu rufen.

„Beiben Sie,“ ſagte Erich, ihn feſt am Arme haltend, „jeder Schritt, um mich von hier zu entfernen, iſt unnöthig, denn ich gehe allein. Will der Herr Baron die funfzehn Louisd'ors aus angebornem Stolze zahlen, dann ſoll er ſie der Armenkaſſe einhändigen — ich trete ſie derſelben ab.“

Der hochwürdige Herr wollte ſich von der Hand Erichs losmachen. Bei dieſer Gelegenheit entfiel das Taſchentuch ſeiner Hand und — Erich trat erſtaunt zurück,

denn er erkannte vor ſich den Freund ſeines Vaters, Hubert.

„Wie? ſehe ich recht? Herr Hubert?“ rief Erich.

„Wie nennen Sie mich?“ fragte dieſer, ohne größeres Befremden zu verrathen, als Jemand zeigen würde, der ſich irrthümlich für einen Andern angeſehen ſieht.

„Herr Hubert!“ antwortete der Vorige.

„Sie befinden ſich in einem großen Irrthume, mein Herr. Jedenfalls muß eine auffallende Aehnlichkeit, die ich zufällig mit Jemand habe, den Sie Hubert nennen, Sie ſo ſehr täuſchen. Ich bin katholiſcher Prieſter und erſt ſeit wenigen Tagen in Berlin.“

Erich war betroffen. Wie er den Mann vor ſich ſah, war es Hubert, der Unterſchied zwiſchen Beiden, den er höchſtens herausfand, beſtand in der feinen Kleidung und in der Tonſur, die dieſer trug. Auch hatte der Geiſtliche dunkles, glattanliegendes, aber ſpärliches Haar, während Hubert dichtes, gekräuſeltes beſaß. Sonach wäre der Irrthum erklärt geweſen.

„Verzeihen Sie, mein Herr — eine frappante Aehnlichkeit — ich bitte um Entſchuldigung. Ha, wie iſt es möglich, ſich ſo zu täuſchen! Selbſt die Stimme iſt die Huberts.“

„Dann bleibt auch mir nur zu bedauern, daß ich nicht das Vergnügen habe, mein lebendes Conterfei von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen,“ antwortete der Geiſtliche lächelnd, und mit einer leichten Verbeugung ſagte er:

Digitized by Google

„Adieu, mein Herr.“

Erich erwiderte faſt mechaniſch das Abſchiedscompliment und verließ ungehindert das Zimmer.

„Der affröſe Menſch verkannte Ew. Hochwürden,“ ſagte der Gemahl der Dame. „Es wäre nicht nöthig geweſen, ihn ſo einer langen Auseinanderſetzung zu würdigen. O dieſer bettelhafte Künſtlerſtolz! Dieſer ekelhafte Republikanismus!“

„Vergib ihnen, Vater, ſie wiſſen nicht, was ſie thun!“ ſprach der Ehrwürdige mit vieler Salbung.

„Wir beſitzen nicht Alle ſolch eine Lammesnatur, um an dieſen Spruch zu denken,“ entgegnete der Andere. „Das mag ſich wohl für einen Prieſter ſchicken, ein Laie vergißt ihn oft.“

„Und doch wollen die Laien des Himmelreichs theilhaftig werden!“ bemerkte Jener mit leiſem Vorwurf.

„Laſſen wir das, Hochwürden! Haben Sie die Güte, mich zu meiner Gemahlin zu begleiten.“

„Wie es Ihnen gefällt.“ Er ſah nach der Uhr. „Meine Zeit iſt allerdings nur kurz gemeſſen, eine kleine Viertelſtunde iſt mir nur noch verſtattet, dann ...“

„Was rathen Sie mir? ſoll ich das Honorar der Armencaſſe einhändigen oder ihm zuſchicken?“ fragte Jener, das noch nicht vollendete Bild ärgerlich betrachtend. „Ich kann ja unmöglich ſolch eines Menſchen Schuldner bleiben.“

„Thun Sie das Erſtere und ſenden Sie ihm die

Digitized by Google

Quittung der Armenbehörde zu. Die Künſtler haben in der Regel, ohne gefährlich zu ſein, eine eigenthümliche Geiſtesrichtung, ſie finden ſich von Allem ſchnell berührt, ſind ſehr empfindliche, excentriſche Gemüther — betrachten die Welt wie ihre Bilder, die ſie übermalen können.“ —

Beide verließen das Zimmer und begaben ſich in das Gemach, in welchem die Dame ihrer Rückkunft harrte. —

— — — — — — — — — — —

Wir führen den Leſer in die Wohnung Huberts ein, ein kleines, einfaches Logis, aus Stube und zwei Kammern beſtehend und in der Taubenſtraße gelegen.

Die Stube iſt in bürgerlichem Geſchmacke eingerichtet, die Wände mit colorirten Bildern behangen, welche durch nichts als ihre ſchreienden Farben ſich auszeichnen. Die anſtoßende Kammer enthält Bett und Waſchtiſch des Bewohners, außerdem noch einen Kleiderſchrank und einen Koffer. Die zweite Kammer, in welche man durch die erſte gelangt, iſt ſtets verſchloſſen, und wenn er ſie betritt, auch die äußere Thür des Quartiers.

Dieſe Kammer birgt ſein Geheimniß. Hier ſteht ein Tiſch, zu einem Schreibepulte benutzt und mit einer Menge Briefſchaften überſäet. Eine kleine Chatoulle von ſchwarzlackirtem Holz und vergoldeten Handhaben und Schloßbeſchläge iſt ziemlich von den Papieren bedeckt. Ein halb abgebranntes Licht, jetzt unangezündet, und ein chemiſches Feuerzeug vervollſtändigen neben dem Schreibzeuge das Chaos auf dieſem Tiſche. An den Wänden ſind einige

Digitized by Google

Landcharten mit Holzrollen aufgehangen, auch ein genauer topographiſcher Plan von Berlin, der dem Fremden das Studium der Localität ſo ſehr erleichtert, daß er ohne Führer ſich in dem Häuſer- und Straßenlabyrinthe der Stadt, nach einigermaßen fleißiger Durchſicht der Karte, zurechtfinden kann. Ein langer Kleiderkoffer und ein kleines Tiſchchen, auf dem ein Perrückenkopf ſteht, der eine graue Perrücke auf dem hölzernen Schädel trägt, füllen den Hintergrund der mehr langen als breiten Kammer, deren einziges Fenſter ſtets mit einem Vorhang verhüllt iſt. Hubert ſitzt an dem Tiſche, er lieſ't Briefe und trägt Bemerkungen über dieſe in ein Buch ein, das vor ihm liegt. Tiefe Stille herrſcht um ihn, nur das Knittern des Papieres und der ziemlich helle Schlag ſeiner Repetiruhr, welche er auf die Papiere vor ſich hingelegt hat, unterbrechen dieſe lautloſe Ruhe. Die Correſpondenz, die dieſer Mann führt, iſt bedeutend, vorzüglich zeichnen ſich die blauen oder rothen Poſtzeichen Oeſtreichs auf den meiſten der Briefe aus. Nachdem er ſie durchgeleſen, lehnte er ſich zurück in den Seſſel und bedeckte mit beiden Händen ſeine Augen. In dieſer Stellung tiefen Nachſinnens blieb er längere Zeit. Endlich ließ er die Hände langſam in den Schoos niedergleiten. Sein Blick war düſter, ein banger tiefer Seufzer hob ſeine Bruſt.

„Werde ich glücklich die ſchwere Aufgabe beenden?“ fragte er ſich, — „ach, ich zweifle zuweilen an der Möglichkeit, es zu können.“

Digitized by Google

Er ließ den Kopf auf die Bruſt ſinken. Dann nach einer Pauſe richtete er ſich wieder auf und öffnete die Chatoulle, deren Schlüſſel er bei ſich trug. Aus derſelben nahm er ein Medaillon von der Größe eines Handtellers heraus. In einem goldenen Rahmen wies ſich auf feiner Elfenbeinplatte das Bild eines jungen Geiſtlichen des Benediktinerordens. Hubert ſtarrte es lange an. Die Züge des jungen Geiſtlichen waren mild, obwohl ſeine Augen feurigen Blickes.

„Sonſt und jetzt!“ murmelte Hubert vor ſich hin, „ſonſt und jetzt! Armer Amadeo!“

Ein Ausdruck tiefen Schmerzes überglitt das Geſicht des Beſchauenden. In dieſem Moment nahm ſein Antlitz eine leiſe Aehnlichkeit mit dem des jungen Geiſtlichen an, nur daß das des Letzteren mit dem Reize der Jugendfülle ausgeſtattet war, während Huberts Züge fleiſchig und ſonach den ſchärferen Ausdruck verwiſcht zeigten. Die Stirn des jungen Benediktiners war glatt, weiß — die Huberts trug mehre Erhöhungen, als hätten ſich verknöcherte Knorpel unter der Haut angeſetzt, welche ſonderbarer Weiſe gerade an dieſen Stellen lichter war, als der Teint ſeines Geſichts und die übrige Stirnhaut. Hubert ſchaute lange das Portrait an, oder er verſank vielmehr bei dieſer Anſchauung in Nachdenken, ein tiefer Ernſt verdüſterte ihn. Hubert war ein Mann in die Funfzig und hinter ihm lag nichts als die Erinnerung eines verſchwundenen Traumes.

Digitized by Google

— Er drückte endlich an einer verborgenen Feder, des jungen Benediktiners Portrait hob ſich empor und ein zweites, eine Dame vorſtellend, wurde ſichtbar, ein liebliches Madonnenantlitz. Dieſem Bilde gegenüber verſchwand der düſtere Ernſt von des Mannes Geſicht und machte dem Ausdrucke eines großen Seelenſchmerzes Platz, der ſo heftig ihn ergriff, daß ſeine Augen ſich mit Thränen füllten.

Drei hintereinanderſchallende Klingelzüge deuteten auf einen befreundeten Einlaßbegehrenden. Haſtig ſchloß Hubert beide Portraits vermittelſt der äußeren, aber nicht bemerkbaren Feder auf einander und legte das Medaillon, deſſen geheimen Mechanismus nur er kannte, in die Chatoulle, deren Deckel in's Schloß drückend. Dann verließ er die Kammer, auch ſie ſchließend, und ging durch's Zimmer und das ſchmale Entrée, den Riegel zurückſchiebend, der die äußere Thür dieſes Logis vor jedem zudringlichen und unerwarteten Beſuche abſperrte.

„Salve!“

Mit dieſem kurzen Gruſſe trat ein langer, hagerer Mann ein, der unmittelbar hinter ſich die Thür verriegelte, während Hubert voran in's Zimmer ſchritt.

„Ein Billet vom Grafen Falkenhayn,“ ſagte er, „wir wollen in's Bureau.“

Beide traten in die Kammer ein, welche Hubert vor Kurzem verlaſſen hatte.

Während der Letztere das ihm überreichte Billet öff-

Digitized by Google

nete, ſtellte ſich der Andere vor die an der Wand hängenden Landkarten und betrachtete ſie, zuweilen mit dem Finger einige Linien oder Bogen darauf beſchreibend.

„Uns droht Verrath!“ ſagte Hubert.

„Verrath?“ fragte der Andere, ſich raſch umwendend. „Von welcher Seite?“

„Leſen Sie, Hieronymus!“

Er gab dem Hagern das Billet hin.

„Der Verräther muß vernichtet werden,“ ſagte der Genannte, nachdem er das Billet durchleſen, mit einer kalten Seelenruhe. „Sie kennen ja die Pohlands, Vincenz?“

„Ja, ich kenne ſie und ſtimme bei. Wenn der junge Menſch, Robert heißt er, ſo viel ich weiß, — ich habe ihn nur einige Male geſehen — für jetzt auch glücklich durch die Klugheit der jungen Dame zum Schweigen gebracht worden iſt, ſo kannte er doch nichtsdeſtoweniger die eine Hälfte unſeres Planes und — dieſe Kenntniß allein zwingt uns, ihn unſchädlich zu machen. Das Glück iſt dabei auf unſerer Seite, wir entbehren der Hilfsmittel dazu von Oben her nicht. Indeß droht von Seiten ſeines Bruders mir eine Entdeckung, die gefährlich werden kann, wenn wir ſäumen. Er traf mich beim Baron *** und erkannte mich, obwohl er über die Richtigkeit dieſer Erkennung in Zweifel geblieben ſein muß. Aber ſelbſt der Zweifel iſt gefährlich. Es iſt beſſer, dieſe Leute verſchwinden.“

„Doch wie?“ fragte Jener.

Digitized by Google

„Laſſen Sie uns nachſinnen. Das Beſte wäre — und um des Schlages gewiß zu ſein, muß es ſo geſchehen — die drei Pohlands werden auf Ein Mal unſchädlich gemacht. Man muß den einzelnen übrigbleibenden Feind in dieſem Falle mehr fürchten, als alle Drei zuſammen.“

„Haben Sie Hoffnung dazu, Vincenz?“

„Ja! Der Alte ſteht mit allen Anhängern der rothen Republik in Deutſchland in Verbindung und iſt, ich weiß es mit Beſtimmtheit, bei der geheimen Correſpondenz betheiligt, welche von den deutſchen rothen Republikanern mit der Revolutionspropaganda in Frankreich, eine bewaffnete revolutionaire Intervention in Deutſchland betreffend, gepflogen wird, mithin des Landesverrathes ſchuldig.“

„Das wäre gut,“ ſagte der Hagere mit großer Zufriedenheit.“

„Sein Sohn, der Maler, unterhält Correſpondenz mit Wiener Freiheitsgeſinnten. Er iſt weit vorſichtiger, beſonnener, verſchloſſener als ſein Vater, den der Haß oft zu Aeußerungen verlockt, der, leidenſchaftlich wie ein Jüngling, ſich zu Demonſtrationen hinreißen läßt, welche ſeine Geſinnungen vollkommen enthüllen.“

„Dann müſſen Vater und Sohn eines Verbrechens, beabſichtigten Sturz der Monarchie, angeklagt werden,“ ſprach Hieronymus.

„Setzen Sie ſich, ſchreiben Sie,“ ſagte Vincenz, — „einen Brief an unſere Freunde im Seekreiſe, mit der Aufforderung, ſo ſchnell als möglich von einer uns befreunde-

Digitized by Google

ten Behörde die Meldung hierher an hieſiges Miniſterium zu ſenden, daß man aus den Papieren eines dortigen Gefangenen die Entdeckung gemacht, wie eine ſtarke Verzweigung rother Republikaner, unter denen beſonders Pohland Vater und Sohn, in Berlin, Charlottenſtraße Nr. * wohnend, als Hauptſchuldige bezeichnet würden, auch in Preußen beſtände. Vergeſſen Sie nicht, die Andeutung hinzuzufügen: dieſe der Monarchie gehäſſigſten Feinde ſtrebten allmählig dahin, das Volk zu einer Schreckensherrſchaft, zum Verbrechen an dem Throne, wie an Ludwigs **XVI.** geſchehen, vorzubereiten. Unterſtreichen Sie die letztere Andeutung mit rother Dinte; unſere Freunde kennen das Zeichen, ſie wiſſen, daß es der Hauptpunkt der Anklage ſein ſoll.“

Hieronymus ſetzte ſich und begann dieſen Entwurf zum Verderben zweier Menſchen auszuarbeiten.

Vincenz ſchrieb desgleichen. Tiefe Stille umgab Beide, nur das Kritzeln der Federkiele war hörbar.

Als die beiden Briefe geſiegelt waren, fragte Hieronymus, die Adreſſe auf den ſeinen ſchreibend:

„Doch nach Frankfurt a. M. an Baumgärtner zur Weiterbeſorgung?“

„So iſt’s. Die Weiterbeförderung durch ihn iſt präcis und enthebt uns hier jeden Verdachtes, in irgend einer Correſpondenz mit jenem verfehmten Winkel Deutſchlands zu ſtehen.“

„Und Sie haben nach Wien geſchrieben, Vincenz?“

Digitized by Google

„Ja, um eine Aufforderung an den kaiſerlichen Geſandten am hieſigen Orte zu bewirken, die Berliner Behörde zur Haftnahme und Unterſuchung des Malers Erich Pohland anzugehen, welcher, wie es ſich herausgeſtellt habe, in Verbindung mit das Kaiſerhaus gefährdenden geheimen Anhängern der rothen Republik ſtehe. Zwei Anzeigen eines und deſſelben Verbrechens und von zwei ſo ganz verſchiedenen Richtungen her werden und müſſen die hieſige Behörde zu einer Haftnahme der beiden Pohlands gebieteriſch beſtimmen.“

„Aber der Dritte dieſes Namens? was ſoll aus ihm werden?“

Vincenz ſann nach.

„Laſſen Sie mir Zeit, Hieronymus, — auch er muß zum Schweigen gebracht werden.“

Er ging mit großen Schritten auf und nieder.

Hieronymus wies die kalte Ruhe eines Schlächters, er lehnte an der Wand mit über der Bruſt verſchränkten Armen.

„Die rothe Republik iſt zum Popanz geworden, mit dem wir Maskerade treiben,“ ſagte er. „Es iſt luſtig, wie wir die Rollen wechſeln. Wir ſind Volkstribune geworden, um das leicht getäuſchte Volk zu reizen, aufzuregen, und die Revolution, die Auflehnung ſo lange in Gang zu erhalten, bis der Widerſtand von Oben her ſo weit erſtarkt iſt, um mit Gewalt jedem ſolchen Aufſtandsgelüſte zu begegnen und es zu erdrücken. Man hat uns überall verjagt

und wir haben uns überall verjüngt, um dem Geſchlecht, das uns mit Peitſchen ſchlug, Stichwunden beizubringen. Meinen Sie nicht, Vincenz, daß wir bald wieder in unſerm lieben Wien warm ſitzen werden?“

„Ich hoffe es,“ antwortete dieſer.

Von nun an trat zwiſchen Beiden Schweigen ein.

Hieronymus zog ein Brevier aus der Taſche und ſprach leiſe vor ſich hinmurmelnd die vorgeſchriebenen Gebete, ohne ſich an den noch immer auf- und niedergehenden Vincenz zu kehren, welcher zuweilen einen Seitenblick auf dieſen Mann warf, der Prieſter wie er, jedoch bezüglich der Miſſion, die Beide hierher geführt hatte, ihm als Diener untergeordnet war und vor der Welt auch dieſe Stellung einnahm. Ja, Vincenz empfand eine gewiſſe Scheu vor dieſem ihm Untergebenen, der mit derſelben Ruhe ſein Brevier las, wie er Wort und Hand zum Verderben Anderer gebrauchte. Hieronymus war eine kalte, entmenſchte Seele, eine Maſchine ohne Gefühl, während Vincenz den Schwächen eines leidenſchaftlichen Charakters, dem das Gefühl auszuſchließen unmöglich iſt, oft unterlag. So glich Hieronymus einem Teufel — Vincenz dagegen einem gefallenen Engel. —

In der Wohnung des Majors von Bonin gab's an einem Abende der folgenden Tage einen kleinen Cercle, auch Graf Falkenhayn hatte ſich dazu eingefunden. Char-

Digitized by Google

lotte, ſonſt ſo heitern Gemüths, ſo ſprechluſtig und liebenswürdig als Geſellſchafterin, ſchien heute nicht im Beſitz ihrer Laune zu ſein. Oft ließ ſich ſich in einer ſcheinbaren Gedankenabweſenheit überraſchen, und Graf Falkenhayn, welcher es bemerkte, flüſterte ihr zu:

„Gilt dieſe Verſtimmung dem großmüthigen Referendar?“

„Sie peinigen mich, Graf!“ entgegnete Fräulein von Reimbauld.

„Sie peinigen ſich ſelbſt, ſchöne Charlotte, indem Sie ſich einer Charakterſchwäche hingeben, welche Ihre Laune verdirbt, auf die wir Alle Anſpruch haben.“

„Charakterſchwäche?“ fragte Charlotte, „Herr Graf, was Sie mit dieſem Namen bezeichnen, iſt nicht Schwäche — Sie irren — es iſt nur der Ausdruck der Reue, die mich quält und verſtimmt.“

„Ah!“ ſagte Ferdinand lächelnd, „dieſer bürgerliche Don Quixotte ahnt jedenfalls nicht, daß ein ſo ſchönes Herz um ihn trauert, weil die Nothwendigkeit gebietet, ihn durch eine kleine unſchuldige Täuſchung zum — Schweigen zu bringen.“

„Ach, eben dieſe Täuſchung! iſt ſie nicht ein Verbrechen an ihm?“ rief das Fräulein und verhüllte ihre Augen.

Es trat eine Pauſe ein, dann neigte ſich Ferdinand zu ihrem Ohre und flüſterte:

„Es iſt ſehr gut, daß gewiſſe hohe Perſonen dieſen

Digitized by Google

Schmerz nicht ſehen, ſie könnten ſonſt leicht auf ſeltſame Gedanken gerathen.“

Als Charlotte ſich, unwillig über dieſe Bemerkung, aufrichtete und das Tuch von den Augen ſinken ließ, hatte ſich der Graf von ihr abgewendet und dem durch das Zimmer durchſchreitenden Major angeſchloſſen, welcher ſich in das Nebengemach begab, in dem ein Theil der Geſellſchaft, da die Localität es nicht anders zuließ, ſich vertheilt hatte. Wenn wir früher ſagten, daß Charlotte mehr aus Laune als aus wahrer Neigung ſich zu Robert hingezogen fühlte, ſo wollten wir keineswegs ihren Charakter mit irgend einer Spur von Frivolität brandmarken. Es iſt ein eigenthümlicher Zug des weiblichen Herzens, daß männlicher Muth auf daſſelbe einen tiefen Eindruck macht; faſt alle Frauen beugen ſich dieſem von der Natur ihnen eingepflanzten Gefühle — wie hätte Charlotte demſelben ſich entziehen können, ſie mit ihrer lebhaften Einbildungskraft! Robert war für ſie eine neue Erſcheinung. Sie liebte das Volk nicht, nicht die geringſte Sympathie empfand ſie für daſſelbe — woher hätte eine ſolche bei ihr auch kommen ſollen? ihre Erziehung, ihr Umgang waren ariſtokratiſch. Roberts edles Weſen, ſeine feurige Redeweiſe, ſeine kräftige Geſtalt und die Neuheit der Erfahrung, das Volk durch ſolch einen Repräſentanten kennen zu lernen, oder wenigſtens unter dieſem, das ſie in dem Begriff Roheit, Anmaßung und Niedrigkeit der Geſinnungen zuſammenzuſchmelzen gewöhnt war, einen Unterſchied zu gewahren, zog ſie an. Es ent=

Digitized by Google

ging ihr nicht, welch einen Eindruck ſie auf ihn machte; es ſchmeichelte ihrer weiblichen Eitelkeit und der Gedanke, ihn ſeinen Geſinnungen zu entreißen, erſchien ihr als ein Triumph, der zu ſchmeichelhaft war, um ſich ſeiner zu entſchlagen. Der Widerſtand, den Robert ihr entgegengeſetzt hatte, machte ihr die Ausführung dieſes Planes noch anziehender, und ſie liebte den, welchen ſie für ihre Geſinnungsrichtung gewinnen wollte und — gewann. Indem ſie dieſen Triumph feierte, nahm auch zugleich ihre Neigung zu ihm ab, es ſchien faſt, als wäre der Anziehungspunkt, der ihre Phantaſie bisher ſo lebhaft beſchäftigt hatte, wir meinen: ihren Sieg zu ſichern, verſchwunden, ja, es hatte ſogar den Anſchein, als ſei Robert durch ſeine Nachgiebigkeit gegen ſeine beſſere Ueberzeugung, bezüglich der Achtung in ihren Augen geſunken. In ihrem Herzen lebte nur noch jenes kühlere Gefühl für ihn, welches der Theilnahme an dem Looſe eines Schützlings gleicht.

Graf Falkenhayn's Ankunft, ſeine elegante Erſcheinung, der chevalereske Anſtrich dieſes jungen Ariſtokraten, die Huldigung, die er ihr bei jeder Gelegenheit erwies, und welche, mit einem Blick auf ſeine hohe Geburt und Familie verbunden, ihrer Eitelkeit außerordentlich ſchmeichelte, machten auch die Theilnahme an Robert erſterben. Indem ſie den Letzteren mied, glaubte ſie auch ſeine Neigung zu ihr, die ſie wohl erkannt hatte, zu zerſtören. Sie tröſtete ſich mit dem Gedanken, dem jungen Manne eine Carriere er=

Digitized by Google

öffnet zu haben. Die Ueberraſchung im königlichen Garten zu Potsdam gab ihr jedoch die Ueberzeugung, daß ſeine Leidenſchaft nicht erkaltet ſei. Alles ſtand in jenem Moment auf dem Spiele und Charlotte ſah, daß in einer Täuſchung Roberts die einzige Rettung zu finden ſei. Die Täuſchung konnte nur darin beſtehen, auf's Neue ſeine Liebe zu entflammen, und wir wiſſen, daß es ihr gelang.

Wenn Charlotte auch auf dieſe Weiſe das Geheimniß, deſſen Mitwiſſer Robert geworden war, gerettet hatte und ſich von dieſer außerordentlichen Angſt befreit wußte, ſo war ſie deßhalb doch nicht heiter, nicht frivol genug, dieſen Sieg, der das unverkennbarſte Zeichen ihrer Gewalt über den jungen Mann war, zu belächeln und ſich deſſelben zu erfreuen, im Gegentheil hatte Robert trotz ſeiner Schwäche, die ihn ihr unterwarf, einen Sieg davon getragen, deſſen Folgen nicht plötzlich waren, aber von einer langſamen, tiefeingreifenden Wirkung. Was früher Laune bei ihr geweſen, das geſtaltete ſich zum Ernſt, ſie begann Den zu lieben, den ſie — getäuſcht hatte. Das weibliche Herz iſt ein Räthſel, welches noch nicht vollſtändig enthüllt iſt. Charlotte fühlte die Nothwendigkeit, die Gefahr, welche dem Geheimniſſe, deſſen Vermittlerin ſie war, drohte, dem Grafen mitzutheilen, ſie warf ſich vor ihrer hohen Protektorin nieder und entdeckte ihr Alles. Das Reſultat war vorauszuſehen, es lautete dahin, Robert Pohland unſchädlich zu machen.

Graf Ferdinand entwickelte gegen Charlotten durchaus

Digitized by Google

nicht jene zarten Rückſichten, welche in dieſem Falle ein edlerer Charakter gegen ſie beobachtet haben würde. Es lag in ſeinem Weſen eine Spottſucht, die empfindlich die Schwächen Anderer traf; dieſe unwürdige Manier wendete er auch gegen Charlotte an, indem er ihres ſüßen bürgerlichen Schäfers ſpottete und denſelben in ihren Augen herabſetzte.

Dieſe Ironieen verletzten das Gemüth des Fräuleins von Reimbauld tief und brachten eine Wirkung hervor, die der Graf jedenfalls nicht ahnte, denn im Verhältniſſe, wie ſich Charlotte verletzt und beleidigt von ihm fühlte, ſtieg auch Robert in ihrer Liebe. Ach, und ſie ſollte das Werkzeug werden, das ihn ſeinen natürlichen Feinden in die Hand zu liefern beſtimmt war! Wie konnte ſie ihn retten?

Sie wollte es und fand doch keine Möglichkeit dazu, wollte ſie nicht ſelbſt das Vertrauen Derer täuſchen, die ihrer Anſicht nach im vollkommenſten Rechte und ihre Beſchützer, ihre Wohlthäter waren. — —

Im Nebengemach ſaß ein Theil der beim Major anweſenden Geſellſchaft und unterhielt ſich über die Ereigniſſe der Gegenwart, die ſo reichen Stoff boten. Die Geſinnungen aller ſich hier Befindenden waren ariſtokratiſcher Natur und in dieſer Rückſicht bewegten ſich auch die Tendenzen der Unterhaltung. Das Frankfurter Parlament wurde arg gegeißelt. Einer der Herren entwarf eine Schilderung der am 18. Mai ſtattgefundenen Eröffnung der

Reichsverſammlung und des bei dieſer Feierlichkeit gänzlichen Mangels an Würde.

„Was ſollen wir von einer Reichsverſammlung für gute Frucht erwarten, welche ſich ſchon an ihrem erſten Tage das Brandmaal gotteslaſterlicher Irreligioſität aufdrückte!“ ſagte der Erzähler. „Hat ſie nicht den Vorſchlag des Biſchofs von Münſter, die Berathungen mit einer gottesdienſtlichen Feier zu eröffnen, mit der Bemerkung verworfen, die Männer von Deutſchland hätten genug gebetet, es gälte nun, zu arbeiten?“

„Wenn die Volksſouverainetät ſich des Standes auf religiöſem Boden entſchlägt, wird ſie ſelbſt in der Achtung des Volkes fallen, das jetzt Zeichen und Wunder von ihr erwartet,“ entgegnete ein Anderer.

„Nun, das Volk hat ja ſeine Lieblinge in dieſer glorreichen Verſammlung,“ bemerkte Frau von Arnim, die Tochter des Majors, ironiſch. „Es hat ſeinen Blum, den guten Neukatholiken, der eine außerordentlich ruhmwürdige Carriere gemacht hat, daß man ihn mit Recht den Sohn der Volkshefe nennen kann, zum Führer der Linken, wo Jeder als Souverain geboren wird und als Souverain in den Windeln liegt.“

Man lachte über dieſe Bemerkung, und Frau von Arnim fand ſich durch dieſen Beifall ſo ſehr geſchmeichelt, daß ſie eine Reihe derartiger Zeichnungen von den en vogue ſeienden Volkstribunen zum Beſten gab.

„Ich verſichere Sie, das Volk iſt brillant vertreten

Digitized by Google

durch Männer, welche aus früherer Zeit her nicht im beſten Geruche ſtehen,“ fuhr ſie fort. „Aber das Volk verlangt ſolches Parfüm, feinere Eſſenzen ſind auch nur für feinere Naſen. Ach, es iſt ein Malheur, ſchlechte Geruchswerkzeuge zu haben! Da haben Sie den Gießner Profeſſor Vogt, aus deſſen gelehrten Abhandlungen der Eſel der Romantik hervorguckt. Es kann dem Volke nicht mehr fehlen, denn dieſer Gießner Profeſſor iſt ſeines Zeichens ein Naturforſcher, der dem Agaſſiz an ſeinem berühmten Werke über die foſſilen Fiſche geholfen, ſich Prügel von den Haslithalern zugezogen und nebenbei ein flotter Burſche Studio im Profeſſorat iſt.“

„Charmant! Charmant! Ganz köſtlich, gnädige Frau! Bitte, uns noch mehr ſolche humoriſtiſche Satyren zum Beſten zu geben!“ riefen die Meiſten lachend und applaudirend.

„Nun, ſo will ich Ihnen ein allerliebſtes Genrebild eines hochzeitlichen republikaniſchen Genieſtreichs mittheilen,“ lächelte Frau von Arnim. „Denken Sie ſich eine Ehe, die ſchon in der Kirchenthüre nach der Trauung wieder getrennt wurde, und Sie haben das Vergnügen, die Ehe des Mainzer Advocaten Zitz kennen zu lernen. Er iſt nicht der Mann ſeiner Frau, die unter dem melancholiſchen Namen Katinka die Didaskalia mit ihren Novellen überſchwemmt. Eines ſchönen Tages wurde der Herzensbund zwiſchen Fräulein Halein und Herrn Zitz am Altare eingeſegnet. Frau Katinka ſetzte ſich nach dieſem glücklich über-

Digitized by Google

ſtandenen Namenswechſel mit ihren Brautführerinnen in den an der Kirchthüre haltenden einen Wagen, ihr nunmehriger Eheherr beſtieg mit einem Freunde den andern. Zu Hauſe erwartete die Hochzeitsgäſte ein köſtliches Frühſtück; aber das Pikanteſte kam erſt nach, nämlich eine Entſchuldigung des Herrn Zitz, daß er nicht erſcheinen könne, indem er von der Kirchthür aus an den Rhein gefahren und das dort liegende Dampfſchiff zur Reiſe nach Holland beſtiegen habe. Frau Katinka ſoll der Erinnerung an dieſen Genieſtreich wegen die zehnte Muſe heraufbeſchworen und — eine rührende Novelle geſchrieben haben.“

Man applaudirte außerordentlich.

„Sie müſſen ſich wahrhaftig dem Studium dieſer ... dieſer Anekdoten gewidmet haben, gnädige Frau,“ ſagte ein alter Herr zu Frau von Arnim.

„Was bleibt einer Wittwe Andres übrig, als naturmerkwürdige Erſcheinungen der Zeit zu beachten?“ entgegnete dieſe lachend. „Leider habe ich keine andere Waffe, dieſe ſogenannten Volksmänner für die Unruhe, die ſie uns machen und noch machen werden, zu geißeln; aber ich hoffe, ihr Reich der Anmaßung wird nicht lange dauern und die Fürſten ſich von der unmännlichen Schwäche und Furcht aus den Märztagen erholen.“

In der Geſellſchaft gab es nur Einen, welcher nicht mit in das Beifallsgelächter einſtimmte, welches Frau von Arnim erregt hatte — und dies war der Lieutnant von

Digitized by Google

Wydenbrugk. Ein junger Mann trat zu ihm und ſagte ganz entzückt:

„Köſtlich! die Arnim iſt köſtlich — ich möchte ſagen, ſie hat eine Sapphirſche Ader.“

„Sie machen ihr eben keine Schmeichelei, Herr Aſſeſſor,“ entgegnete der Lieutnant — „Sapphir — Sie meinen doch den Humoriſten — dieſer Sapphir hat etwas Katzennatur, ſein Humor geißelt für Geld, er iſt ein Kriecher und Heuchler, immer in der Larve, nie nackt und wahr.“

„Ich rede nur von ſeinem Humor, nicht von ſeinen übrigen Eigenſchaften,“ bemerkte Herr von Lariſch etwas pikirt.

Der Lieutnant zuckte die Achſeln.

„Sie ſcheinen nicht Liebhaber der Satyre zu ſein — ich habe bemerkt, daß auch kein Zug Ihres Geſichtes ein Lächeln bei den allerliebſten Arabesken der Frau von Arnim verrieth,“ ſprach der Aſſeſſor.

„Ich liebe Satyre nur dann, wenn ſie in einem gewiſſen Kreiſe ſich bewegt,“ entgegnete der Offizier — „und halte es für ein Zeichen großer Charakterſchwäche, wenn wir unſre Gegner mit ſolchen Waffen angreifen, deren wir uns ſchämen müſſen. Das iſt die erſte moraliſche Niederlage, die wir uns bereiten. Ich ſpotte nie meiner Gegner, denn ich hätte mich dann nur ſelber verachtet, wenn ſie mich früher oder ſpäter beſiegen.“

„Ich hätte nicht geglaubt, daß der Krieg mit Däne-

Digitized by Google

mark unſre Offiziere ſo weiſe macht,“ bemerkte der Aſſeſſor von Lariſch ſpöttiſch.

„Sie haben nicht Unrecht, es bleibt immer ein großer Unterſchied zwiſchen Leuten, die für Vaterland und König ihr Blut einſetzen, und ſolchen, welche im Büreau ihr Leben verſitzen.“

„Wie meinen Sie das, Herr Lieutnant?“ fragte Lariſch mit verbiſſenem Grimme.

„Die Deutung iſt höchſt einfach, Herr Aſſeſſor,“ antwortete der Offizier mit Ruhe — „Jeder liebt ſeine Waffe, die ſich für ihn am beſten ſchickt, der Soldat ſpottet wohl auch, aber immer mit Nachdruck, darum lernt man auch als Soldat ſeichte Spottluſt verachten.“

Andere miſchten ſich nun in die Unterhaltung der beiden Herren und dieſe wurden noch rechtzeitig genug getrennt, um eine ärgerliche Scene zu verhüten. Der Lieutnant verließ das Zimmer und begab ſich in das andere, wo man ſpielte und Thee trank. Die Kammerherrin von Selby hatte hier einen kleinen Kreis um ſich verſammelt, den ſie mit däniſchen Sympathieen oder mit kleinen Bildern aus der Chronique scandaleuse der Kopenhagener vornehmen Welt unterhielt. Der Stoff war zu intereſſant und reichhaltig, um nicht den Kreis um Frau von Selby immer vollzähliger zu machen. Als der Lieutnant einen Moment lang ſtehen blieb, hörte er die Kammerherrin von der unwürdigen Liaiſon des verſtorbenen Königs von Dänemark mit Madame Dannemann erzählen, welche Letztere dem König eine ſo

Digitized by Google

große Leidenſchaft eingeflößt hatte, daß er ſeiner Gemahlin den Aerger verurſachte, dieſe Nebenbuhlerin dem königlichen Palais in Kopenhagen gegenüber einzulogiren, um ſie nur recht in der Nähe zu wiſſen und zu jeder Zeit zu ihr gelangen zu können.

„Ich hatte die Ehre, beim Wiener Congreß weiland Se. Majeſtät zu ſehen," näſelte ein ſchon lange Zeit dienſtunfähiger Hofherr — „Allerhöchſtdieſelben litten damals an einem Ausſchlage, der Ihnen nicht erlaubte, im offenen Wagen in Wien an der Seite des Kaiſers Franz einzuziehen, ſondern einen geſchloſſenen nöthig machte. Der Volkswitz der Wiener machte ſich damals ekelhafter Weiſe über die erhabenen Herrſchaften zuweilen in ganz impertinenter Manier luſtig. Se. Majeſtät von Dänemark kamen trotz der enormen Häßlichkeit Ihres Aeußeren und dem Ausſchlage, der Allerhöchſtdenſelben noch mehr verunſtaltete, noch ganz leidlich weg, aber die Majeſtät von Würtemberg mußte Ihrer außerordentlichen Corpulenz wegen auch viel leiden. Man machte Allerhöchſtdenſelben ſogar zum Gegenſtande einer Karrikatur, die vorſtellte, wie Er ſich vergebens bemüht, über Seinen dicken Bauch hinweg die Karte Seines Landes, welche als Schnalle auf einem der Allerhöchſten Schuhe befeſtigt war, in Augenſchein zu nehmen, und verzweifelnd ausruft: Ich kann meine Staaten nicht alle überſehen!"

Der Lieutnant von Wydenbrugk überſah die Geſellſchaft und vermißte zu ſeinem größten Erſtaunen Charlotte.

Digitized by Google

Seine Mutter, die Majorin, mochte die nämliche Bemerkung machen, denn ſie winkte ihn zu ſich und flüſterte ihm zu:

„Fräulein von Reimbauld ſehe ich nicht, ſie hat ſich entfernt, ſcheint heute überhaupt verſtimmt. Sieh doch nach, wo ſie iſt; es wird ja auffallend.“

Der Lieutnant verließ das Zimmer. Wo konnte Charlotte ſich anders befinden, als in ihrem Gemache, da ſie nicht in den Geſellſchaftszimmern war? Der Lieutnant ging dorthin, er hatte recht vermuthet. Die Thüre war nur angelehnt, ein ſchmaler Streifen Lichtſchein fiel durch die Spalte. Leiſe trat der Offizier ein. Auf dem runden in Mitte des Zimmers ſtehenden Tiſche ſtand eine brennende Kerze, Charlotte ſelbſt ſaß, das Geſicht in ihr Taſchentuch verbergend, auf der Ottomane.

„Mein Gott, was iſt Ihnen, Charlotte?“ fragte der Lieutnant.

Fräulein von Reimbauld erſchrack. Vergebens ſtrebte ſie einige Thränentropfen zu verbergen.

„Sie haben geweint, Charlotte?“ fragte Jener erſtaunt.

„Sie irren — nein, nein, warum ſollte ich weinen? ich wüßte keine Urſache.“

„Charlotte,“ ſagte der Lieutnant — „verhüllen Sie ſich doch nicht, Sie ſind nicht an Verſtellung gewöhnt. Ich habe freilich kein Recht, Sie zu einer Mittheilung Deſſen, was Sie drückt, aufzufordern, weil ich Ihnen bisher immer fern ſtand, wenn ich Ihnen aber in etwas gefällig werden

Digitized by Google

kann, ſo ſagen Sie es offen. Sie haben es mit einem ehrlichen Manne zu thun.“

„Ach, dieſe Güte bringt mich in Verwirrung,“ entgegnete Charlotte, und zu Boden die Augen geſenkt, ſagte ſie:

„Ich habe kein Geheimniß, wie Sie glauben.“

Eine kurze Pauſe folgte, dann ſprach der Lieutnant:

„Mama vermißte Sie, Charlotte, deswegen ſuchte ich Sie hier.“

„Ich wünſchte, man hätte einen andern Abend zur Geſellſchaft gewählt, oder ich hätte eine andre Laune,“ erwiderte das Fräulein.

Der Lieutnant ſchwieg. Charlotte nahm das Licht und trat an die Thüre.

„Wenn es Ihnen gefällig iſt, vorauszugehen,“ ſagte ſie — „mein Gott, ſind Sie böſe auf mich?“

„Nein,“ antwortete der Offizier — „Jeder iſt Herr ſeines Willens und Vertrauen läßt ſich nicht erzwingen.“

Fräulein von Reimbauld ſah ihn eine Weile lang an, dann ſagte ſie:

„Laſſen Sie uns gehen — ich darf nicht reden, wahrhaftig, ich darf nicht.“

„Sie dürfen nicht?“

„Nein,“ entgegnete Charlotte ſehr gepreßt — „ich darf nicht.“

„Dann iſt es etwas Andres,“ ſagte der Offizier, ihr das Licht abnehmend — ſie gingen ſchweigend durch die Zimmer nach den beiden Gemächern zu der Geſellſchaft. Ehe

Digitized by Google

ſie da eintraten, ergriff der Lieutnant ihre Hand und ſprach leiſe:

„Charlotte, wenn Sie Jemandes bedürfen — ich bin freilich nur noch ein paar Tage in Berlin — aber rechnen Sie auf mich.“

Der Blick, den Charlotte auf ihn richtete, ſprach ein Gemiſch von Dank und tiefer Bekümmerniß zugleich aus, ſie drückte ihm die Hand — dann traten ſie in das nächſte Geſellſchaftszimmer.

Der Lieutnant, der mit dem alten Major, ſeinem Stiefvater, eben keine Seide ſpann, hatte nur noch einige Tage in Berlin ſich aufzuhalten, dann ging er wieder zu ſeinem Regimente nach Schleswig zurück. Es mußte etwas vorgehen mit Charlotte, ſo wie jetzt war ſie noch nie geweſen. Sonſt immer heiter, jetzt niedergeſchlagen, düſter, immer in Gedanken. Der Graf kam öfterer als ſonſt ins Haus und wunderbarer Weiſe war dann Charlotte jedes Mal außerordentlich angegriffen, als wenn die Beſprechungen mit dem Grafen ſie in tiefſter Seele erſchütterten.

Endlich war der letzte Tag herangekommen, den der Lieutnant noch in Berlin zubrachte. Die zur Abreiſe nöthigen Geſchäfte und Anſtalten nahmen ihn ſo in Anſpruch, daß er erſt gegen Abend ſich ſelber gehörte, alle Abſchiedsviſiten waren gemacht und ſogar ſein Gepäck bereits nach dem Bahnhofe gebracht. Der Abſchied von des Majors Familie, ausgenommen von ſeiner Mutter, berührte ihn nicht allzu ſehr. Er lebte mit ihnen auf ſogenanntem Hofton.

Digitized by Google

Die einzige Perſon, welche ihn intereſſiren konnte, war Fräulein von Reimbauld. Er glaubte ſie unglücklich, wenigſtens ſprach die Bemerkung der großen Verwandlung in ihrem Weſen für dieſe Annahme. Und das Geheimnißvolle, welches Charlotte verbot, ſeine Hilfe anzunehmen und nichts über die Urſache zu ſprechen, die dieſe Verwandlung bei ihr herbeigeführt hatte, war für den Lieutnant allerdings von einer großen Anziehungskraft.

Charlotte befand ſich in ihrem Zimmer, es hieß, ſie leide an Kopfwey. Er ging zu ihr.

In der That, ſie ſah leidend aus.

„Charlotte,“ ſagte er zu ihr — „ich will Sie nicht lange beläſtigen, ich komme nur auf wenige Augenblicke, um Abſchied von Ihnen zu nehmen, morgen früh würde ich Sie nicht ſehen können. Wenn Sie aufſtehen, liegt Berlin ſchon weit hinter mir.“

„Ach ja, Sie reiſen zu Ihrem Regiment zurück,“ entgegnete Charlotte.

„So iſt es! Ich wünſche, wenn ich wieder zurückkomme, Sie heiterer zu ſehen.“

Charlotte antwortete niedergeſchlagen:

„Der Wunſch wird ſich wohl nicht erfüllen.“

„Mein Gott, Sie erſchrecken mich! Iſt das Geheimniß, welches Sie ſo quält und das Sie ſo emſig verbergen, von ſo entſetzlicher Art, daß Sie eine ſolche Antwort mit Ueberzeugung geben können? Betrifft es den Grafen?“

„Nein!“

Digitized by Google

„Oder den Referendar Pohland?“

Charlotte ſchwieg.

„Ihr Schweigen iſt Bejahung meiner Frage,“ fuhr der Lieutnant fort zu ſprechen. „Ich will nicht in Sie dringen, mich zu Ihrem Vertrauten zu machen. Wäre es aber möglich, daß ich Ihnen in dieſer Beziehung noch einen Dienſt erweiſen könnte, dann rechnen Sie auf mich.“

„Ach, welchen Gedanken erwecken Sie in mir! wenn es möglich wäre, ihn noch zu retten?“ rief Charlotte plötzlich.

„Ihn zu retten? iſt der Referendar in Gefahr?“ fragte der Offizier erſtaunt.

„Durch mich,“ antwortete Fräulein von Reimbauld, und ein Thränenſtrom ſchoß aus ihren Augen.

„Faſſen Sie ſich, Charlotte,“ redete ihr der Vorige zu — „droht ihm heute Abend Gefahr, dann erbiete ich mich zu ſeiner Rettung, wenn ſie nämlich in meiner Macht ſteht. Freilich müßten Sie in dieſem Falle Vertrauen zu mir haben.“

„Ich will es,“ ſagte Charlotte — „ich glaube an Ihre Ehre, Sie werden keinen Verrath an mir begehen.“

„Ich bin Edelmann,“ ſprach der Offizier ſtolz.

Charlotte entdeckte ihm, wie man ſie gezwungen habe, Robert durch eine Nachricht zu täuſchen, die ihn in Haft bringen müſſe. „Er iſt durch Zufall der Mitwiſſer eines politiſchen Geheimniſſes geworden, deſſen Entdeckung man durch ihn fürchtet,“ erzählte ſie — „erlaſſen Sie mir, dies Geheimniß näher zu bezeichnen, es iſt nicht das Meine, ob-

Digitized by Google

wohl ich unglücklicherweiſe darein verwickelt bin. Um an Robert zu können, ihn zum Schweigen zu bringen, forderte man meinen Beiſtand, und ich konnte aus Urſachen mich deſſen nicht weigern. Sein Vater, ſein Bruder ſind als dem Staate gefährliche Individuen bezeichnet und ihre Verhaftung für dieſen Abend angeordnet, um jedes Aufſehen, jede Theilnahme des Volkes zu verhindern. Ich mußte einige Zeilen folgenden Inhalts aufſetzen: Robert! Eilen Sie augenblicklich in die Wohnung Ihres Vaters, Ihres Bruders, ſo eben erfahre ich, daß Beide, ihrer Theilnahme an einer hoch- und landesverrätheriſchen Verſchwörung willen, dieſen Abend in der zehnten Stunde verhaftet werden ſollen. Warnen Sie ſie — retten Sie ſie. Vernichten Sie dieſe Zeilen ſogleich, um vor jeder Möglichkeit einer Entdeckung dieſer Warnung zu ſichern Ihre Freundin Charlotte von Reimbauld.“

„Jetzt iſt erſt 8 Uhr vorüber,“ ſagte der Offizier.

„Ach, er wird das Billet erſt zu der Zeit erhalten, wenn die Verhaftung ſo vorbereitet iſt, daß man ihn in der Wohnung ſeines Vaters mit zu finden ſicher iſt.“

„Welch ein Bubenſtück!“ rief der Offizier entrüſtet.

„O verdammen Sie mich nicht!“ rief Charlotte — „Sie wiſſen nicht, welche Gründe mich dazu beſtimmen konnten, dieſem Zwange zu gehorchen. Retten Sie Robert — eilen Sie zu ihm, nehmen Sie durch dieſe edle That von meiner Seele die Laſt eines Verbrechens, die mich erdrücken würde.“

Digitized by Google

Einige Augenblicke ſann der Lieutnant nach, dann ſagte er:

„Sie haben mir vertraut, Charlotte — ich gab Ihnen mein Wort und werde es halten. Schreiben Sie einige Zeilen an Robert, ich eile zu ihm — geben Sie mir ſeine Adreſſe. In wenig Minuten bin ich wieder bei Ihnen.“

So eilte er aus dem Zimmer. Als er wieder zurückkehrte, hatte er ſeine Uniform angelegt. Charlotte war mit den wenigen Zeilen fertig und ſchloß das Billet.

„Seine Adreſſe?“ fragte der Lieutnant.

„Friedrichſtraße, Eckhaus der Oranienburger Straße — Sie können nicht fehlen. Dritte Etage.“

„Um zehn Uhr haben Sie Nachricht, Charlotte. Faſſen Sie Muth — keine Thränen mehr — nur Muth!“

So verließ er ſie. Charlotte war tief erſchüttert. Hoffnung und Angſt peinigten ihre Seele. Bald gab ſie ſich der erſteren hin, bald ergriff die zweite ſie mit der vollen Macht der Verzagtheit. Dieſe zwei Stunden wurden ihr zur Ewigkeit. Jetzt erſt in dieſen martervollen Augenblicken empfand ſie, was ſie ſich noch nicht ſelber zu geſtehen gewagt hatte, daß ſie Robert wahrhaft liebe. Dieſe Erkenntniß war ihr jetzt, wo ſeine Freiheit auf dem Spiele ſtand, um ſo ſchmerzlicher, da ſie ſich eines Verbrechens gegen ihn bewußt war.

Der Lieutnant eilte zu Robert, er fand ihn glücklicherweiſe zu Hauſe und im Begriff auszugehen.

„Großer Gott!“ rief der junge Mann, nachdem er

Digitized by Google

Charlottens Billet geleſen — „welch ein Verrath! Welche Niederträchtigkeit! Vor wenig Minuten empfing ich dieſe Zeilen von Charlottens Hand.“

Er gab dem Lieutnant das Billet, welches ihn zur Rettung ſeines Vaters, ſeines Bruders aufforderte.

„Ha, dann kam ich rechtzeitig, um Sie zu retten; Sie müſſen Berlin augenblicklich verlaſſen,“ ſagte der Offizier.

„Ohne meinen Vater, meinen Bruder von der Gefahr zu benachrichtigen, die ihnen droht?“ rief Robert — „nein! nimmermehr! Nehmen Sie meinen Dank für Ihre Bemühung, mich vor einem eben ſo nichtswürdigen als ſeine Anſtifter entehrenden Bubenſtücke zu warnen. Danken Sie auch Charlotten — ja, danken Sie ihr, mein Herr, in meinem Namen.“

„Denken Sie jetzt an keinen Dank; vielmehr an Flucht — ich biete Ihnen an, morgen mit mir nach Hamburg zu fahren, aber heute Abend müſſen Sie noch Berlin verlaſſen. Fahren Sie mit einem Wagen einige Stationen voraus.“

„Wenn ich meinen Vater gerettet haben werde,“ entgegnete der junge Mann beſtimmt.

„Sie ſtürzen ſich eigenſinnig in Gefahr, wenn Sie noch ...“

„Sie werden mich nicht zurückhalten, Herr Lieutnant,“ ſagte Robert feſt. „Ihre Warnung benutze ich, um mich zur Flucht vorzubereiten, wie Sie ſehen.“

Er nahm aus dem Secretair einige Geldrollen.

„Wenn nichts Ihren Entſchluß erſchüttern kann, dann

bleibt mir auch nichts Andres übrig, als wenigſtens Alles vorzubereiten, was Sie ſchützen kann. Ich habe Charlotten mein Wort gegeben, Sie zu retten. Nur die militairiſche Kleidung iſt im Stande, dies möglich zu machen, Sie jetzt auf dieſem Wege zu ſichern. Wechſeln wir die Kleider, Herr Referendar. Niemand wird Sie erkennen, Sie täuſchen die Poliziſten und gelangen unaufgehalten in und zurück aus der Wohnung Ihres Vaters."

Dies Anerbieten nahm Robert an, der Uniformsrock, die Quartiermütze, der Degen an der Seite veränderten ſein Aeußeres ſchnell. Der Lieutnant legte dagegen ſeine Kleider an. Als dieſe Verwandlung geſchehen war, erinnerte er ihn noch daran, das Billet Charlottens, das er ihm gebracht, zu verbrennen. Bald loderte das feine Blatt in einer breiten Flamme auf und zerſtiebte in Aſche. Sie verließen das Zimmer, das Licht löſchend, und der Lieutnant ſagte zu ihm:

„An der Ebertsbrücke erwarte ich Sie. Im Fall Sie unglücklich ſein ſollten, dann werden Sie meinen Namen verſchweigen. Uniform und Mütze trägt keine Einzeichnung, ſie ſind mein Eigenthum."

„Ich erkenne den Dienſt, den Sie mir leiſten, Herr Lieutnant, fürchten Sie in jedem Falle keinen Verrath von mir."

Am Hauſe unten trennten ſie ſich, eine vorüberfahrende Droſchke nahm Robert ein und brachte ihn nach der Charlottenſtraße, wo er an dem Hauſe hielt, in dem ſein Vater und Bruder wohnten. In der That bemerkte der Ausſtei=

Digitized by Google

gende einige Männer, die an der Hausthüre ſtanden und ihn ſcharf muſterten.

„'s iſt ein Lieutnant,“ ſagte der Eine halblaut zu den andern.

Sie zogen ſich ein wenig von der Thüre zurück.

Die Dämmerung war ſchon ziemlich tief herabgeſunken, demohngeachtet hatte Robert dieſe Polizeiphyſiognomien ziemlich genau erkannt, während ſie ſich in einer Täuſchung ſeiner Perſon befanden, die beſonders dadurch verſtärkt wurde, daß erſtens wirklich ein Offizier höheren Ranges in dem Hauſe wohnte, und zweitens Robert in der Uniform durchaus in keiner ihm fremden Kleidung ſich bewegte, indem er erſt im vorigen Jahre ſeiner Militairpflicht als Student Genüge geleiſtet hatte und ſeine Bewegungen daher frei und ungezwungen waren. Das Haus hatte zwei Treppenaufgänge, da es als ein Eckhaus Fronte in zwei Straßen machte. Da Robert früher daſelbſt gewohnt hatte, kannte er die Lokalität genau und wußte, daß beide Treppenaufgänge durch lange Gänge mit einander verbunden waren. Er eilte alſo die Treppe hinauf, welche zu der Wohnung des Offiziers führte, um die vielleicht unten Lauſchenden in der Täuſchung zu erhalten, und öffnete dann die hölzerne Gatterthüre, welche den Gang zu der andern Hausfronte verſchloß. So kam er an die Wohnung ſeines Vaters. Das Herz ſchlug ihm gewaltig. Er mußte ſtehen bleiben, um Athem zu ſchöpfen, ſich zu faſſen. Ach, er erinnerte ſich des Tages, wo er, von ſeinem Vater verſtoßen, dieſe Woh=

Digitized by Google

nung verlaſſen hatte. Und wie kehrte er jetzt zurück? Ein Theil der Prophezeihung des alten Republikaners hatte ſich bereits erfüllt. Die Worte deſſelben: „Ein Tag wird kommen, wo man Dich, einen Mißliebigen, mit Füßen wegſtößt,“ waren, wenn auch nicht thatſächlich, doch in einem noch weit ärgeren Sinne zur Wahrheit geworden, man wollte ihm ja ſeine Freiheit nehmen.

Zagend klopfte Robert an die Thüre.

Seines Vaters Stimme rief „herein!“

Er folgte dieſer Einladung.

Der Alte ſaß ſchreibend bei der Milchglaslampe und erhob ſich bei dem unerwarteten Anblick eines Officiers.

„Sie ſind im Irrthum, Herr, hier wohnt Niemand, den Sie kennen könnten,“ ſagte er rauh.

„Vater!“ rief Robert von dieſer Anſprache erſchreckt, die ihm nichts Gutes prophezeite.

Der Republikaner prallte zurück — es folgte eine Pauſe, dann ließ der alte Pohland ein lautes gellendes Gelächter erſchallen.

„Zweierlei Tuch?“ rief er — „iſt Faſching heute, daß die Narren ſich maskiren?“

„Vater, hören Sie mich! ich beſchwöre Sie!“

„Schweig!“ donnerte der Alte — „königliche Schergen haben keine Stimme in dieſen vier Pfählen. Willſt Du mich ſchrecken, Abſalom? willſt Du mein Blut, weil ich ein Republikaner bin? O, ich habe auch Waffen! Blut um Blut, Schlag um Schlag, Aug' um Auge!“ Mit einem

Digitized by Google

Satze ſprang er nach dem Schranke, riß ein Fach auf und wendete ſich mit zwei Piſtolen gegen Robert, der unwillkührlich zurück bebte, denn er wußte, daß dieſe Waffen nicht blos zum Erſchrecken ihm drohten, ſondern daß ſie ſtets geladen im Schubfache ruhten, er kannte die Alles vergeſſende Wuth ſeines Vaters, die blind und ohne Zögern einen Mord vollbracht haben würde.

„Schießen Sie!“ rief Robert ihm nach einer augenblicklichen Pauſe zu — „ſchießen Sie, Vater! Sie haben mir das Leben gegeben, nehmen Sie es wieder — es iſt nur ein Sohnesmord, den Sie begehen.“

Dieſe Worte ſchienen auf den Republikaner Eindruck zu machen, er ließ die Piſtolen ſinken.

Robert begriff ſchnell, daß dieſer Moment nicht ungenutzt vorüber gehen dürfe. Er fuhr in demſelben Tone fort zu ſprechen: „Tödten Sie Ihren Retter, denn um Sie zu retten, komme ich her in dieſer Verkleidung. In wenig Minuten werden Poliziſten hier ſein, Sie zu verhaften.“

„Zu verhaften?“ ſchrie der Alte ... „mich?“

„Sie und Erich!“ entgegnete Robert — „ſchon lauern ſie unten am Hauſe. Folgen Sie mir Vater, ehe es zu ſpät iſt. Auch ich bin Flüchtling und verlaſſe heute Abend noch Berlin.“

„Wie? Du wärſt nicht Abſalom? ... nicht der abtrünnige Sohn? kein Verräther?“

„So wahr Gott über uns lebt — nein!“ betheuerte Jener. „Werfen Sie Ihren Mantel um, ſetzen Sie

Digitized by Google

Ihren Hut auf, raffen Sie Ihre Baarſchaft als Mittel zur Flucht zuſammen! Schnell! um Gottes willen ſchnell!“

Der alte Pohland ſchien zögern zu wollen.

„Ich beſchwöre Sie, Vater, zaudern Sie nicht! jeder Verzug iſt Verderben.“

„Aber Erich ... mein Sohn Erich!“ rief der Alte.

„Hier iſt er nicht zu retten, nur wenn Sie in Freiheit ſind!“

„Meine Papiere! meine Papiere!“

„Vernichten Sie ſie! Wo ſind ſie? ein Funke iſt hinreichend dazu.“

„Da, da, in dieſem Schubfache!“

„Nehmen Sie Mantel und Hut — ich ſtecke die Papiere in Brand.“

Robert riß das Fach auf, nahm ein Papier heraus, hielt es über den Lampencylinder, eine Flamme loderte auf, er warf das brennende Papier ins Fach.

„Fort! fort! ehe wir verloren ſind!“ rief Robert, als die Flamme die andern Briefſchaften ergriff, und riß den Alten, der Mantel und Hut in der Hand hielt, mit ſich hinaus zur Stube, deren Thüre er ins Schloß drückte. Draußen gab er ihm den Mantel um.

So beherzt und muthig der alte Republikaner auch war, das Plötzliche dieſer Flucht hatte ihn betäubt, es war ein zu großer Wechſel der Situationen, der ihn traf.

Digitized by Google

„Verrathen Sie ſich nicht, Vater, um's Himmelswillen kein Wort! keine Furcht!“

„Nein! nein!“ antwortete Jener noch in der Betäubung und folgte maſchinenmäßig dem ihn ſchnell fortziehenden Robert, welcher ihn denſelben Weg führte, den er ſelbſt gekommen war.

„Antworten Sie nichts, wenn ich auch ſpreche oder frage — drücken Sie den Hut tief in die Stirn,“ flüſterte Robert, als ſie an den Perron der erſten Treppe kamen, welche von einer Hängelampe erleuchtet war. Der junge Mann fing an laut franzöſiſch zu ſprechen und ließ ein ſtarkes Gelächter erſchallen. So kamen ſie herunter — im Hausflur ſtanden zwei Poliziſten. Roberts lautes Sprechen und Lachen, ſeine Militairkleidung täuſchte dieſe Leute vollkommen. Er wußte genau den heitern Ton eines jungen Officiers nachzuahmen, der in dem Wahne ſteht, die ganze Welt ſei ihm unterthan. Auch außerhalb des Hauſes waren ein Paar höchſt verdächtige Spürer zu bemerken, die jedoch ebenfalls getäuſcht wie ihre Kameraden ſich in einer Entfernung zurückzogen; ein flotter Lieutnant, der einen alten Herrn führte, mit dem er lachte und ſcherzte, war nicht ihr Mann.

„Zu Spargnapani!“ rief Robert laut dem Kutſcher zu, nachdem er ſeinen Vater in die Droſchke gehoben und nun ſelbſt hineinſtieg. Der Schlag flog zu, in wenig Sekunden rollte der Wagen ſchnell die Straße entlang, der berühmten

Digitized by Google

Conditorei unter den Linden zu, deren Firma jeder Droſchkenführer Berlins kennt.

„Sie ſind gerettet, Vater,“ ſagte Robert — „laſſen Sie uns jetzt ſcheiden. Ich flüchte nach Schleswig-Holſtein. Leben Sie wohl, denken Sie nicht mit Fluch und Haß an Ihren jüngern Sohn.“

„Du biſt nicht Abſalom?“ fragte der alte Republikaner.

„Ein Flüchtling wie Sie,“ antwortete Robert und erzählte ihm in kurzen Worten, wie es ihm möglich geworden, ihn zu retten.

„Aber Erich ... Erich! ihn wird man verhaften!“ ſagte der Alte.

„Aber man wird ihn wieder frei laſſen müſſen, wenn man keine Beweiſe gegen ihn findet,“ entgegnete Robert — „ſteht er vielleicht in Correſpondenz mit Leuten, wodurch er compromittirt werden könnte?“

„Nein, das nicht, ſeine einzige Correſpondenz iſt die mit Graf Egon von Falkenhayn in Wien, ſeinem Freunde.“

In dieſem Moment erſt gewann der Name Falkenhayn eine Bedeutung bei Robert, indeß er äußerte nichts darüber gegen den Vater. Erichs Freund Egon war nach der Erzählung des Erſteren, deß erinnerte ſich Robert genau, ein freiſinniger Mann und mit ſeiner Familie in Feindſchaft. Obwohl Robert die möglichen Verbindungsfäden einer Intrigue zwiſchen dem Grafen Ferdinand von Falkenhayn gegen Egon ſich nicht erklären konnte, ſo ahnte er doch eine

Digitized by Google

verſteckte Bosheit gegen den Letzteren in der beabſichtigten Haft Erichs. Die Kenntniß von dem geheimen Geſchäfte des Grafen Ferdinand in Berlin ließ Robert auf eine ſolche Intrigue ſchließen, obwohl ihm das mögliche Gewebe derſelben nur wie ein in Nebel verhüllter Kern erſchien, den er zu erblicken nicht im Stande war. Die Droſchke fuhr bereits unter den Linden hin, als Robert an das Fenſter klopfte und dem Kutſcher ein Halt! zurief.

„Wir dürfen nicht bei Spargnapani halten laſſen meiner Verkleidung wegen,“ flüſterte er dem Vater zu — „dieſe Conditorei wird häufig von Officieren beſucht, man könnte leicht herausfinden, daß ich bloß Pſeudoofficier bin.“ — Sie ſtiegen aus.

„Laſſen Sie uns nach der Marſchallsbrücke zugehen, Vater, hier iſt es zu lebhaft,“ ſagte Robert — „wir haben zu überlegen, wohin Sie ſich wenden können, um ſicher zu ſein, denn Sie müſſen ſelbſt Ihre Freunde und Bekannten vermeiden, da dieſe Verrätherei leicht das Werk eines derſelben ſein kann.“

Der alte Pohland, der, wie es ſchien, immer noch von der ſonderbaren Wendung der Dinge betäubt war, blieb plötzlich ſtehen und ergriff mit krampfhafter Haſt Roberts Hand.

„Hubert! Hubert!“ rief er halblaut ... „ha, wenn Erich ſich nicht getäuſcht hätte!“

„Wovon ſprechen Sie, Vater?“

Der alte Republikaner erzählte ihm von der Ueber=

Digitized by Google

raſchung, die Erich bezüglich Huberts, den er in einem katholiſchen Geiſtlichen wieder zu erkennen geglaubt, gehabt habe. „Und Hubert hat ſeit dieſem Vorfall vor vierzehn Tagen faſt auffallend vermieden unſere Wohnung zu betreten,“ fuhr der Alte fort — „ich habe ihn nur einigemal im Thiergarten ſeit der Zeit geſprochen, wo er ſich ſeines Ausbleibens wegen mit einer ihm plötzlich über den Hals gekommenen Menge von eigenen Geſchäften entſchuldigte.“

„Ich kann darüber nicht urtheilen,“ ſagte Robert — „ich wüßte keinen Grund, weshalb ein katholiſcher Geiſtlicher ſolch ein Verkleidungsmanöver ausführen ſollte, obwohl Erichs beſonnener Blick ſich nicht ſo leicht täuſcht. Gewiß iſt es jedoch am ſicherſten, weder ihn noch Jemand Andern heute Nacht aufzuſuchen. Je ſpurloſer Sie verſchwunden ſind, deſto verbürgter iſt Ihre Sicherheit. Sorgen Sie ſich nicht um Erich. Man wird ihm nichts anhaben können, Ihre Papiere ſind von den Flammen vernichtet, ſeine Correſpondenz, wenn man ſie auch findet, kann ihm nicht ſchaden.“

Sie gingen eine Weile lang neben einander ſchweigend hin.

Plötzlich rief der Alte: „Nein, Du biſt kein Abſalom — kein Abtrünniger! Du biſt mein Sohn, dem ich ungerecht geflucht habe. Abſalom hatte ſeinen Vater vergeſſen, Du haſt Deinen Vater gerettet aus den Klauen der Häſcher.“

„Gedenken Sie nicht deſſen, was ich gethan, denken

Digitized by Google

Sie jetzt nur an Ihre Rettung, Vater. Ich habe eine Idee. Laſſen Sie uns zum Kremſer gehen und einen Wagen für Sie miethen, der Sie für dieſe Nacht einige Meilen von Berlin fortbringt. Niemand wird fragen, wer Sie ſind — eine Eilfahrt wichtiger Geſchäfte willen fällt nicht auf — ich begleite Sie dahin.“

Sie beſprachen dieſen Plan, der am ſicherſten ſchien, während ſie über die Marſchallsbrücke in die Louiſen-Straße hinein ſchritten, welche von der Karlsſtraße, in der ſich das berühmte Kremſer Fuhrwerk, eine der größten Anſtalten für Reiſegelegenheiten befindet, durchkreuzt wird. Sie bemerkten vor dem Büreau dieſer Anſtalt einen Geſellſchaftswagen mit vier Pferden beſpannt, halten. Indem ſie noch gegenſeitig dieſe Bemerkung ſich mittheilten, rief ihnen der bei den Pferden ſtehende Kutſcher etwas unſanft zu:

„Na, jeh'n Se man ſchneller, ick habe keene Luſt bis Mitternacht uf Ihre Bequemlichkeit zu paſſen. Da müſſen Se ſich man eene eegene Droſchke anſchaffen. Jott ſtraf' mir, ſo eene Langſamkeit iſt mir noch nicht vorjekommen.“

„Ein Mißverſtändniß, benutzen Sie es, Vater,“ flüſterte Robert.

Der Kutſcher war indeß zu ärgerlich, um ſeiner Galle ſo wenig Spielraum zu gönnen, er brummte in Einem fort.

„Na, haben Se ſich nich lange, ſteigen Se man ein, dat wir abrutſchen. Ihr Gepäcke iſt längſt in der Remiſe

Digitized by Google

— beſinnen Se ſich man keene halbe Stunde — bis Warmbrunn iſt Zeit genug zu beſinnen.“

Und aus dem Wagen heraus riefen mehrere männliche und weibliche Stimmen höchſt ungeduldig: „So ſteigen Sie doch ein — das dauert ja eine Ewigkeit. Wir ſind doch nicht Ihre Dienſtleute, daß wir nur auf Sie warten müſſen, zum Donnerwetter!“

„Ohne Zögern, Vater — leben Sie wohl! Gott beſchütze Sie!“

Ein Achtgroſchenſtück, welches Robert dem Kutſcher in die Hand drückte, that electriſche Wirkung bei demſelben und machte aus dem Löwen ein Lamm.

„Da haben Se die Marke zum Gepäcke, juter Herre, bezahlt iſt man Alles, ick weeß ſchon, verlieren Se man die Marke nich,“ ſagte er ſehr gutmüthig.

Wenig Minuten ſpäter rollte der langgebaute Stellwagen davon, von den Thürmen erſchallte die zehnte Stunde.

Robert verließ die Karlsſtraße auf demſelben Wege, den er hierher gekommen und welchen jetzt ſein Vater wieder zurück fuhr. Während der Wagen von der Marſchallsbrücke aus in grader Richtung die Straße unter den Linden durchkreuzend die Wilhelmsſtraße entlang rollte, bog Robert dicht vor der Marſchallsbrücke links ab und ſchritt am Spreeufer hin nach der Ebertsbrücke, wo der Lieutnant ſeiner zu warten verſprochen hatte. Robert fühlte ſein Herz heftig ſchlagen, der heutige Abend war ein merkwürdiger in ſeinem Leben. In dem engen Raume von zwei Stunden drängte

Digitized by Google

ſich ein Ereigniß an das andere, als Flüchtling ſtand er jetzt in Berlin, ſein Vater, mit ihm ausgeſöhnt, dankte das Gelingen ſchleuniger Flucht einem Mißverſtändniſſe, welches jedenfalls ſchon am nächſten Morgen aufgeklärt ſein konnte. Und Charlotte von Reimbauld! Roberts Gedanken wendeten ſich ihr zu. Sie war es, deren Reue, deren Liebe er ſeine Rettung verdankte. Seine Leidenſchaft flammte heftig in ihm auf, ſeine reiche Phantaſie ſchuf jetzt ihr Bild vor ſeine Seele mit glühenden lebenden Farben. Es war wie ein Traumbild um ihn, eine laue Sommernacht mit heiterem, wolkenloſem Himmel, alle Gegenſtände verſchwammen in einer trügeriſchen Dämmerung, leiſe plätſcherten die kleinen Wellen der Spree, ihr flüſſiges Naß ſchillerte mondbleich zwiſchen dem feſten Uferbette herauf. Das tumultuariſche Leben der großen Stadt ſchwieg jetzt, auf dem Kai hin und wieder glänzten ſtille Lichter aus den Fenſtern der Häuſer entlang ſeines Weges oder vom jenſeitigen Speeufer herüber, einzelne Stimmen nur unterbrachen das Schweigen und Robert träumte wachend von Charlotte.

Die Liebe iſt der Stern in dunkler Nacht. Er hatte jetzt kein Obdach, keine Heimath und doch war er glücklich — er dachte an ſie, die er liebte, dieſer Gedanke ließ ihn Alles vergeſſen. — Die Nähe der Ebertsbrücke ſtörte dieſe glückliche Traumwelt. Der Lieutnant wartete dort ſeiner.

„Ich hatte Angſt für Sie,“ ſagte er — „ich glaubte Sie in den Händen der Polizei.“

Robert berichtete ihm Alles.

Digitized by Google

„Mein Einfall war alſo gut, das freut mich. Jetzt laſſen Sie uns über das Weitere ſprechen. Noch ſind Sie nicht ganz gerettet, erſt dann wenn Berlin weit hinter Ihnen liegt. Behalten Sie die Uniform noch, ſie bietet Ihnen den beſten Schutz, man wagt es nicht ſo leicht einen Officier um einen Ausweis zu fragen. Morgen reiſe ich nach Schleswig-Holſtein, Sie begleiten mich bis Hamburg. Wollen Sie Dienſte unter dem Tann'ſchen Freicorps gegen Dänemark nehmen, ſo empfangen Sie von mir an den Commandeur deſſelben ein Schreiben, das ihm Sie empfehlen wird. Wollen Sie das nicht, dann trennen wir uns in Hamburg."

Robert nahm das erſtere Anerbieten an.

„Für heute Nacht müſſen Sie ein Obdach haben. Es bleibt uns nichts übrig, als eine Täuſchung durchzuführen. Ich kenne in der Georgenſtraße einen Reſtaurant, der mir einige Gefälligkeiten zu danken hat. Er wird bereitwillig ſein, Ihnen auf die paar Nachtſtunden ein Sopha zum Ruhen einzuräumen, wenn Sie die Rolle eines vom Rauſch Schlaftrunkenen mit einigem Geſchick zu ſpielen ſich entſchließen wollen. Morgen früh hole ich Sie in der Droſchke dann zum Bahnhofe ab. Sie ſind vor jeder Entdeckung auf dieſe Art geſichert."

Robert, obwohl er eine bedeutende Abneigung fühlte, in ſolcher Lage wie er ſich befand, die Rolle eines der Ruhe bedürftigen Trunkenen auszuführen, ſah ſich eines Obdachs und vorzüglich ſeiner perſönlichen Sicherheit wegen doch ge-

Digitized by Google

nöthigt, darauf einzugehen und Beide wandten ſich demnach der dem Lieutnant bekannten Reſtauration in der Georgenſtraße zu. Eine Flaſche Wein, bei welcher Robert ſcheinbar einſchlief und nicht zu ermuntern war, gab dem Reſtaurateur den vollgiltigen Beweis, daß des Herrn Lieutnants Geſuch, ſeinem Kameraden, der in dieſem Zuſtande nicht gut fort zu bringen ſei und argen Verdruß wegen ſolch eines Fehlers haben könne, ein Sopha zur Nachtruhe zu geſtatten, nur vernünftig ſei, und ſo wies der Getäuſchte dem Schlaftrunkenen ein kleines Seitenſtübchen an, wo derſelbe vor jeder Störung geſchützt war.

Der Lieutnant verließ das Haus und eilte nach ſeiner Wohnung. Es war in der zwölften Stunde. Nur zwei Fenſter waren noch erhellt in der Etage, welche der Major von Bonin bewohnte — die beiden hellen Fenſter waren die von Charlottens Zimmer. Sie wachte noch, ſeiner wartend.

Leiſe öffnete ſich die Thüre ihres Zimmers. „Er iſt gerettet und fährt morgen mit mir nach Hamburg,“ ſagte der Lieutnant leiſe.

„Gott ſei Dank! ach die Angſt verzehrte mich faſt. Wie ſoll ich Ihnen danken?“

In Charlottens Auge perlten Thränen.

„Schlafen Sie wohl, Charlotte! Morgen ſehen wir uns nicht mehr — leben Sie wohl. Der Gerettete ſoll Ihnen von Schleswig aus ſchreiben.“

Digitized by Google

Der Lieutnant ſchlüpfte in ſein Zimmer. Charlottens Gemach ſchloß ſich.

Als der Dampfzug am andern Morgen früh um ſieben Uhr von Berlin nach Hamburg abfuhr, entführte er der berühmten Berliner Polizei einen ihrer Huld Empfohlenen.

In Huberts Wohnung herrſchte jederzeit eine große Ruhe, ſelbſt das Geſpräch wurde in derſelben mit der größten Mäßigung geführt. Es iſt Vormittag. Unruhig geht Hubert, den wir auch unter dem Namen Vincenz kennen, in der Kammer auf und nieder, ſeine Augen ſchließen ſich zuweilen, als wolle er die ſich ihm aufdrängenden Gedanken feſt zuſammenhalten, in einen Rahmen faſſen, um ſie beſſer zu überſchauen. Das Antlitz des Mannes gleicht einem ſchwülen Gewitterhimmel, es zuckt in ſeinen Zügen. Zuweilen bleibt er ſtehen und legt die Hand an die Stirn. „Alles verloren! Alles verloren!“ Dieſe Worte murmelte er vor ſich hin in großer Bewegung. Endlich weilt ſein Blick auf den an der Wand hängenden Landkarten. Mit dem Zeigefinger der Rechten beſchreibt er die Grenzen der Länder.

„Sie waren unſer! ſie ſind es nicht mehr! Wie Hunde hat man uns fortgejagt — werden wir uns je wie die Adler verjüngen? ... wer weiß es!“

Hubert verfällt in tiefes düſtres Schweigen.

An der äußern Thür wird dreimal hinter einander geſchellt.

Hubert verläßt die Kammer, ſchließt ſie und öffnet dann die äußere Thür. Graf Ferdinand von Falkenhayn tritt ein. Huberts Blick erhellt ſich bei dem Anblick dieſes jungen Cavaliers.

„Hochw ...“

„Hubert, Herr Graf,“ fällt ihm dieſer in die Rede.

„Nun denn, weil Sie es für gut finden, auch jetzt noch dies Inkognito zwiſchen uns Beiden feſtzuhalten — Hubert. Bei allem Unglück, welches wir geſtern Abend hinſichtlich der Haftnahme der Pohlands hatten, können wir noch von Glück ſprechen.“

„Von Glück?“

„Gewiß. So eben erfuhr ich vom Geſandten mit innigem Bedauern von ſeiner Seite, daß von hieſiger Polizei bei einer vorgenommenen Verhaftung am geſtrigen Abend, eine Correſpondenz zwiſchen meinem Bruder und einem Maler aufgefunden worden ſei, welche den Erſteren ſtark compromittire. Seiner Pflicht gemäß, müſſe er dieſelbe nach Wien einſenden.“

Das Geſicht Huberts nahm den Ausdruck eines wahrhaft diaboliſchen Lächelns an.

„Sie haben Recht, Graf, das iſt bei allem Unglück wenigſtens ein Glück. Der Geſandte ahnt nicht, daß wir dabei betheiligt ſind und die Fäden zu dieſem leider nur zum Theil gelungenen Plane ſpannen. Ein Verrath, deſſen

Digitized by Google

Spur wir bis jetzt nicht ergründen können, hat den größten Theil dieſes wohlangelegten Planes vereitelt.“

„Hieronymus ſagte mir heute morgen davon, aber er war zu flüchtig, um ihn verſtehen zu können. Ueberhaupt erſchien mir Hieronymus heute aufgeregt.“

„Es iſt zuweilen ſeine Art ſo,“ antwortete Jener ſcheinbar gleichgültig, „obwohl er mühſam einen flüchtigen Ausdruck von Furcht dabei zu unterdrücken ſuchte. Ich habe genauen Bericht über den mißglückten Erfolg der polizeilichen Unternehmung. Vergebens warteten die Poliziſten, nachdem ſie ſich überzeugt hatten, daß ſchon ſeit acht Uhr die Fenſter der Pohland'ſchen Wohnung ſchwach erhellt und alſo die Bewohner zu Hauſe waren, an der Hausthüre, um den ihnen ſignaliſirten Robert Pohland in's Haus hereingehen zu ſehen. Ihrer Ausſage nach bemerkten ſie einen Officier, der angefahren kam und einen Herrn in Mantel und Hut abholte, mit dem er in franzöſiſcher Sprache lachte und ſcherzte, ſowie mehrere Frauen und Mädchen ein- und ausgehen. Aber der Signaliſirte blieb aus. Gegen zehn Uhr bemerkten die Poliziſten eine immer ſtärker werdende Hellung in der Pohland'ſchen Wohnung und geriethen auf die Idee, daß ein Brand entſtanden ſein müſſe. Sie eilten hinauf, erbrachen im Beiſein des Hausbeſitzers, dem ſie die Verhaftungsordre vorzeigten, die Thüre und fanden ihre Vermuthung beſtätigt; undurchdringlicher Dampf quoll ihnen entgegen, das Aufreißen der Thüre und das Einſchlagen eines

Fenſters in der dampferfüllten Stube gab dem glimmenden Brande plötzliche Nahrung und eine lichte Flamme ſchlug aus dem Sekretair, welcher vollkommen ausgebrannt war, und bereits die Diele erfaßt hatte. Die auf dem Tiſche ſtehende Lampe fanden ſie vom Dampfe faſt erſtickt, noch glimmend, und nachdem die Luft gereinigt war, wieder aufflackernd, ein Beweis, daß der oder die Bewohner ſie brennend verlaſſen hatten — auf welche Art ſie dem Hauſe entkommen waren, blieb Allen ein Räthſel. Als man den Brand gelöſcht, der Sekretair in Stücken zerfallen am angebrannten Boden lag, durchſuchte man die übrigen noch unverſehrten Möbeln und fand in einem Reiſekoffer ein Päckchen Briefe. Ihrer vom Geſandten erhaltenen Mittheilung zufolge war es alſo die Correſpondenz zwiſchen Ihrem Bruder und dem Maler Pohland. Auch die Nachfrage in dem Logis des Referendars nach demſelben blieb fruchtlos — auch er verſchwunden und es bleibt kein anderer Gedanke, als daß die ihnen bevorſtehende Verhaftung ihnen verrathen worden ſein muß, und doch iſt es auffallend, daß alle drei Pohlands ſich durch die Flucht ihrem Schickſal zu entziehen wußten, da ich die Ueberzeugung habe, daß ein außerordentlicher Haß zwiſchen dem Alten und ſeinem jüngeren Sohne ſtattfand, der unmöglich eine ſo ſchnelle Verſöhnung und Uebereinſtimmung zwiſchen ihnen zuließ.“

„Wir verlieren nichts bei der Flucht dieſer beiden andern Leute. Die einzige Gefahr, die uns noch droht, iſt, daß der Referendar entkommen,“ ſagte der Graf.

Digitized by Google

Hubert ſchwieg eine Weile, dann ergriff er die Hand des jungen Cavaliers. Als ich Ihnen ſagte, daß wir **ein** Ziel verfolgten, ſo verſtand ich darunter: daß unſer Wirken, wie weit es auch ſcheinbar auseinander läuft, doch nur ein und daſſelbe ſei. Die heilige Geſellſchaft Jeſu, deren Mitglied ich zu ſein die Ehre habe, vertheidigt die Intereſſen der Fürſten, da ſie erkennt, wie wenig reif das Volk aller Orten iſt, ſich ſelbſt zu regieren. Die Revolution iſt eine Epidemie, welche nur nach homöopathiſchen Grundſätzen geheilt werden kann. Man muß das Volk zur Revolution aufregen, um der jetzt ſcheinbar gebrochenen Fürſtenmacht Anlaß zu geben, ſie gewaltſam unterdrücken zu können und bei dem Theil der Beſitzenden einen Abſcheu vor ſolchem Umſturz und Unordnung zu erregen, mithin eine Macht gegen den Aufruhr zu bilden. Mit dieſer Miſſion bin ich betraut und ich fürchte jetzt den Verrath, der mit der unerklärlichen Flucht dieſer Pohlands ſein Haupt erheben kann gegen uns.

„Sie fürchten alſo ...?“

„Ja, ich fürchte den Verrath und werde demſelben ausweichen,“ ſagte der Jeſuit. „Eins haben wir indeß gewonnen, die Enthüllung der Correſpondenz Ihres Bruders Egon.“

Eine Pauſe folgte, nach der der Graf fragte: „Sie haſſen ihn, ich auch — aber warum haſſen Sie ihn?“

In dem Antlitz Huberts wies ſich eine große Bewegung. —

Digitized by Google

„Mein Gott, was iſt Ihnen?“ rief der Vorige erſchrocken und wollte ſich von dem Sopha erheben, auf dem er neben Hubert ſaß; dieſer aber hielt ihn zurück. „Bleiben Sie,“ ſagte der Jeſuit — „bleiben Sie! Oft wandeln uns Stimmungen an, über die wir Niemand Rechenſchaft geben dürfen. Daß ich Egon haſſe, iſt mein Geheimniß, wie es auch das meine iſt, daß ich Sie liebe. Ja, Ferdinand, Sie haben keinen beſſeren Freund auf Erden, als mich. Ich liebe Niemand — Niemand als Sie!“

„Kennen Sie mich von früher?“ fragte der Graf erſtaunt.

„Von früher?“ wiederholte der Jeſuit — „ich kannte die, die Ihnen das Leben gab.“

„Meine Mutter?“

„Ihre Mutter! erlauben Sie einen Augenblick.“

Hubert ſtand auf und eilte in die Kammer, welche das Büreau dieſes geheimen Miſſionairs war. Nach einigen Sekunden kam er zurück, das Medaillon in der Hand, welches er bereits geöffnet hatte. „Kennen Sie dies Bild?“ fragte er den Grafen, das Portrait der jungen Dame vor Augen haltend.

„Ha! ſie iſt es! es iſt meine Mutter!“ rief dieſer.

„Ja, ſie iſt es!“ ſtimmte dieſer bei und ſein Antlitz drückte in dieſem Moment einen tiefen Schmerz aus.

„Wie kommt es in Ihre Hand?“

Der Jeſuit ſchwieg, er ſchien tief erſchüttert.

„Warum ſchweigen Sie? ſprechen Sie, woher haben

Digitized by Google

Sie dies Bild?“ wiederholte der junge Graf dringend — „ach, zerreißen Sie doch dieſen Schleier eines Geheimniſſes, auf deſſen Kenntniß ich das nächſte Recht habe.“

Jetzt erhob Hubert ſein Geſicht auf ihn, er ſah ihn lange ſchweigend, aber mit einem Blicke an, in dem eine tiefe Erregung ſeiner Seele ſich ausſprach. Plötzlich ſtreckte er die Arme nach ihm aus und zog ihn haſtig an ſeine Bruſt. „Mein Gott! Sie ſind außer ſich, hochwürdiger Herr!“ rief Ferdinand — wie ſoll ich Ihr Benehmen deuten? ſprechen Sie!“

„Ich will es,“ antwortete der Jeſuit leiſe, — „ach, es iſt eine Laſt, allein in der Welt zu ſtehen, ohne ein Herz, das uns verſteht, ohne eine Seele zu beſitzen, vor der wir unſre Bruſt öffnen können.“

Nach einer langen Pauſe, in der Hubert die Rechte über die Augen gelegt hielt, hob er an: „Der jüngſte Sohn eines ungariſchen Landedelmanns ward, da ſeiner älteren Brüder Erziehung das kleine väterliche Vermögen faſt erſchöpft hatte, zum geiſtlichen Stande beſtimmt und trat als junger Mann in den Orden der Benediktiner. Die Abtei Tihany nahm ihn auf. Unter allen geiſtlichen Orden iſt der der Benediktiner der reichſte und ſeine Mönche leben im Vergleich zu denen anderer Orden als Prälaten. Amadeo, ſo hieß der junge Benediktiner, jung und feurig, vermißte bald den wahren Glanz der Jugend, ein Herz, das er lieben durfte mit all' der Gluth ſeiner Seele, ein Herz, das ihn wieder liebte. Er wünſchte ſich etwas, das bei ſei-

Digitized by Google

nem Eide ein Verbrechen war. Das war ein harter Kampf für ihn und doch ward er Meiſter ſeiner Gefühle — er erſtickte ſie mit ſtarker Willenskraft. Aber dieſe ſchwer erkämpfte Tugend empfand einen harten Stoß, als er mit dem Grafen Falkenhayn bekannt wurde, der mit ſeiner jungen und ſchönen Gemahlin auf ihr Gut in der Nähe der Abtei Tihany zog. Beide gewannen Amadeo lieb. Oft hat der nächtliche Himmel, wenn er hereinſchaute mit ſeinen klaren Sternenaugen in die einſame Zelle des jungen Mönchs, deſſen Gebet gehört, daß Gott ihn ſterben laſſen möge in der Kraft ſeiner Jugend, um dem entſetzlichen Kampfe zwiſchen Prieſtereid und glühender Liebe zu der ſchönen Gräfin enthoben zu ſein. Der Himmel erhörte ihn nicht und das ſchöne Weib liebte den jungen Benediktiner. Eines Tages, als der Graf nicht zugegen war, ſtürzte er im Uebermaß ſeines Gefühls nieder vor ihr — ſein Herz ſchloß ſich auf, das fürchterliche Geheimniß drang in ihr Ohr. „Armer Amadeo, ich verdamme Sie nicht — ehe Sie Prieſter wurden, waren Sie Menſch. Sie bindet Ihr Eid — mich eine — traurige Pflicht!“ — Mit dieſen Worten enteilte ſie. Ach, ſie liebte den Mönch!

Hubert ſchien von dieſer Erinnerung tief ergriffen und begann nach einer Pauſe wie vor ſich hin ſprechend: „Ja ſie liebte den Mönch — das war eine Seligkeit für ihn — es gab keine höhere in ſeinem Daſein. Vergebens flehte ſie ihren Gemahl an, mit ihr nach Wien zurückzureiſen, ſie wollte tugendhaft bleiben. Aber er liebte das länd-

liche Leben und ging nicht darauf ein. Der Teufel war geſchäftig, die unerlaubte Flamme zu ſchüren. Der Graf wurde plötzlich eines Familiengeſchäftes wegen nach Wien berufen, ſeine Gemahlin blieb allein — Amadeo gewann ihre Liebe. Eines Abends athmeten die beiden Liebenden im Pavillon die von den Blumendüften des Gartens durchſchwängerten warmen Lüfte, Erd' und Himmel entſchwanden ihnen in glühenden Umarmungen. Plötzlich ein Geräuſch — ſie eilt ans offne Fenſter — Alles iſt ruhig — ſie kehrt zurück zu Amadeo, ſie ſcherzt mit ihm — da ſchwingt ſich eine dunkle Geſtalt über die Fenſterbrüſtung — es iſt der Graf — ein Beil in ſeiner Hand. Amadeo's Geliebte ſtürzt ſchreiend zu Boden ... das Beil ... zerſchmettert mir die Stirn!"

Entſetzt ſprang Graf Ferdinand auf. „Sie ... Sie Hubert?" ſtammelte er.

„Ich! ja! ich! ſehen Sie dieſe Knorpel, dieſe Verknöcherungen auf meiner Stirn — mich traf das Beil, in meinem Blute blieb ich liegen. Was nun geſchehen, weiß ich nicht. Als ich wieder anfing zu denken, lag ich in einer einſamen Zelle. Der Schlag hatte mich nicht getödtet, der geſchickte Kloſterarzt bot ſeine Kunſt auf, mich zu retten und es gelang ihm. Nach Monden ward ich wiederhergeſtellt. Der Abt, der mir wohl und den guten Ruf des Ordens erhalten wollte, hatte Alles gethan, dieſe Sache zu verhüllen. Der Graf war mit ſeiner ſchwer erkrankten Gemahlin abgereiſ't. Mir ward vom Abte die Buße aufer-

Digitized by Google

legt, nach Rom zu pilgern und in ein Apenninenkloſter einzutreten. Amadeo, ſeine Jugend, ſeine Liebe waren für die Welt geſtorben. In Pilgertracht verließ ich mit dem Dämmergrau eines Morgens die Abtei, ein armer Wanderer, der ſich ſein täglich Brot betteln mußte zur Strafe ſeines Uebermuthes, zur Abtödtung ſeiner böſen Luſt. Nichts nahm ich mit mir als das Andenken an mein zertrümmertes Glück, einen furchtbaren Haß gegen den, der mich erſchlagen und — dies Medaillon, die einzige Erinnerung an meine Jugend und meine Liebe.“ Hubert deutete auf die Bilder. „Das war ich einſt — das, Deine Mutter, mein Sohn, Sohn meiner Liebe, meines Verbrechens!“

„Himmel und Erde, Sie, mein Vater?“ ſchrie der Graf außer ſich.

„Nicht ſo laut — ſchreie die Todten nicht aus ihren Gräbern auf. Schaue Dich im Spiegel an und betrachte dann das Bild Amadeo's, die Aehnlichkeit verleugnet ſich nicht. Erinnre Dich der Häßlichkeit Deines Bruders und des Grafen, den Du Vater nannteſt, und die Ueberzeugung, weſſen Sohn Du biſt, wird Dir kommen. In Rom wendete ſich mein Geſchick, ich wurde Mitglied der Geſellſchaft Jeſu. Als Liguorianer kam ich einiger Miſſionen wegen nach Wien und meine erſte Sorge war, Erkundigung über Deine Mutter einzuziehen. Ich ſah Dich im Hauſe Deines Großvaters — Deine Mutter und der Graf waren todt. Die Nachforſchung ergab mir die Zeit Deiner Ge-

burt. Deiner Mutter ſchwere langanhaltende Krankheit nach dem entſetzlichen Ereigniſſe im Pavillon läßt keinen Zweifel übrig, daß Du die Frucht der glühenden Umarmungen jenes Abends biſt. Der Jeſuit, der weder Vater noch Mutter noch Brüder noch Schweſtern kennt auf dieſer Erde, der da iſt ein willenloſer Leichnam in der Hand ſeiner Obern, iſt heute ein Menſch — er fühlt die Freude eines Vaters. Mein Sohn! Sohn meiner Liebe, komm an das Vaterherz, daß es dieſe Wonne empfindet, ehe es vielleicht zum letzten Male ſchlägt. Hand in Hand, Liebe in Liebe wollen wir wandeln — Vater und Sohn!“

Hubert hielt den Grafen feſt und lange umarmt und das rein menſchliche Gefühl erhob ſich in dieſem ſeltnen Moment in dem Leben eines Jeſuiten über alle Leidenſchaft ſeines Herzens, die gleich böſem Niederſchlag zu Boden ſanken. Er war Menſch, Vater! —

„Sie, mein Vater!“ rief Ferdinand, ſich kaum von ſeinem Staunen erholen könnend.

„Dein Vater!“ antwortete der Jeſuit — „ich habe der Welt entſagen müſſen, der Welt, für die ich nur geboren ward, um zu fühlen, welch eine furchtbare Pein es iſt, freudenlos, durch ein fluchwürdiges Disciplinargeſetz gezwungen, einſam unter den glücklichen Menſchen zu ſtehen, die den Trieben der Natur folgen dürfen, ohne den Fluch des Meineids auf ſich zu laden. Faſt büßte ich mit dem Leben für die Uebermacht des menſchlichen Gefühls, das mich beſiegt hatte. Seit dieſer Zeit haſſe ich die Menſchen

Digitized by Google

— ich haſſe ſie mit aller Kraft meines Geiſtes und vor Allen die Abkömmlinge Deſſen, der mich erſchlug. Du haſſeſt ſie auch, mein Sohn, und unſer Ziel iſt eins und daſſelbe. Jetzt iſt Egon verloren. Des Geſandten Pflicht iſt es, die Briefe an den kaiſerlichen Hof zu ſenden; ſie ſind der giftige Pfeil, der abgeſchoſſen auf ſeines Schützen Bruſt zurück fliegt.“

„Was kann ihm widerfahren?“ fragte der Graf.

„Nicht viel,“ antwortete Hubert lächelnd — „man beſeitigt den Mißliebigen und eine Feſtung dient ihm zum Paradieſe, wie ſie ſchon ſo Vielen dazu gedient habt, die unerklärlicher Weiſe mitten aus dem Leben verſchwunden ſind. Der Kerker hält ſeine Beute feſt.“

„Es iſt Schade, daß ich nicht das Geſicht dieſes weiſen Sokrates-Egon in dieſem großen Momente ſehen kann, wenn er ſich auf ſolche Weiſe überraſcht ſieht,“ bemerkte Ferdinand mit dem vollkommenſten Ausdruck von Schadenfreude.

Dreimal heftiges Schellen an der äußeren Thüre deutete die Ankunft eines Bundesgenoſſen. So unangenehm Hubert auch dieſe Störung ſein mochte, ſo ging er doch mit der Miene der vollkommenſten Ruhe aus dem Zimmer, um zu öffnen. Es war ſein Miſſionsgefährte, Hieronymus, der da eintrat. Des Mannes Geſicht voll harter Züge und dem Ausdruck roher Gefühlloſigkeit ſah wie ein nächtlicher Gewitter-Himmel aus. Hubert ſagte, als er dieſe eben

Digitized by Google

nicht freundliche Stimmung bemerkte, leiſe zu ihm: „Faſſen Sie ſich, Hieronymus, wir ſind nicht allein.“

„Schaffen Sie Den oder Die fort, welche da ſind, meine Nachrichten ſind wichtiger als alle Unterhaltung.“

Beide traten ins Zimmer. Hubert bat den Grafen, zu entſchuldigen, daß wichtige Geſchäftsbriefe, ſo unlieb es ihm auch ſei, die Fortſetzung ihrer beiderſeitigen Unterhaltung ihn zu unterbrechen zwängen. Der Graf fühlte die Bedeutung dieſes Winkes und empfahl ſich. Ohne daß Hieronymus es bemerkte, legte Hubert den Finger auf den Mund und deutete Ferdinand Schweigen an. Hieronymus begleitete den Grafen hinaus, Hubert hörte ihn mit Gewalt den Riegel vorſchieben und als Hieronymus eintrat, ſagte er mit dem Ausdruck wilden Zornes: „Kommen Sie hinein, Vincenz — der Teufel hat uns das Spiel verdorben, wir müſſen Berlin ſchleunigſt verlaſſen.“

„Verlaſſen?“ wiederholte Vincenz faſt mechaniſch, die Kammer ſchließend, in die ſie Beide eintraten.

„Ja, verlaſſen!“ rief der Andere — „unſer Todfeind Placides iſt nicht todt — der Schlag, der ihn traf, war kein Todesſchlag. Man hat ihn in die Charité gebracht, und hat Hoffnung ihn am Leben zu erhalten. Um den Unſtern noch mehr zu vervollkommnen, iſt der Maler Erich Pohland bei ihm im trunkenen Zuſtande gefunden worden und da ihn die Policiſten als den muthmaßlichen Mörder des Placides ergreifen wollten, hat ſich dieſer mit ſolcher Wuth vertheidigt, daß er nur ihren vereinten Anſtrengun-

Digitized by Google

gen unterlag und blutend ebenfalls nach der Charité gebracht werden mußte.“

„Placides nicht todt?“ fragte Vincenz wie gelähmt.

„Nein, dieſer Verräther lebt, der Satan wendete die Wucht des Schlages von ſeinem Schädel. Ha, daß er verdorben wäre! Uns bleibt nur ſchleunige Flucht, denn der Augenblick, der ihm das vollkommene Bewußtſein giebt, iſt auch für uns der der Entdeckung. Er erkannte mich in dem Moment, als ihn die Tölpel von Proletariern niederſchlagen wollten, ich hörte ihn meinen Namen rufen und ſo weiß er, daß dieſer Ueberfall von uns ausging und es auf ſein Leben abgeſehen war.“

„So iſt alſo unſer Wirkungskreis in Berlin plötzlich beſchloſſen,“ ſagte Vincenz nachſinnend vor ſich hin.

„Die Gefahr einer Entdeckung unſerer Miſſion iſt zu drohend, als daß wir ihr mit Muth trotzen könnten. Der erſte ſchleſiſche Dampfzug muß uns über Breslau aus Preußen bringen.“ Er ſah auf die Uhr. „Zwei Stunden Zeit noch. Schnell Hieronymus, eilen Sie aufs Paßbüreau, um unſre Legitimationen nach ... Prag über Breslau viſiren zu laſſen, verlieren Sie keine Zeit. Ich packe unterdeß die Papiere ein und ſetze Alles in Stand zur Abreiſe.“

Als ſich Vincenz allein ſah, verhüllte er ſeine Augen mit beiden Händen und gab ſich einige Augenblicke dem Nachſinnen hin. „Es ſcheint, wir ſollen fallen und unſer Werk mißlingen,“ ſagte er dann, die Hände ſinken laſſend — „die Klugheit, die Liſt iſt mit der rohen Maſſe einen

Digitized by Google

Kampf eingegangen und wie auch die Würfel fallen, zur Entſcheidung muß es kommen. Ich habe einen Augenblick menſchliches Glück genoſſen — jetzt bin ich wieder der Leichnam ohne Willenskraft in der Hand der Obern. Soli Deo Gloria!“

Mit dieſem Schildworte der heiligen Geſellſchaft Jeſu, deren Mitglied Vincenz zu ſein die Ehre hatte, ſchien die vollkommenſte Ruhe in ſeinem Gemüth einzukehren, ohne Haß packte er die Papiere und Briefſchaften in einen Koffer und ordnete Alles zur Abreiſe.

Zwei Stunden ſpäter brauſ'te der Dampfzug, den der Particulier Hubert und ſein Diener mit vielen andern Reiſenden nach Schleſien benutzte, ſchnaubend dahin, große Rauchwolken hinter ſich herwälzend, welche gleichſam die im Fluge Flüchtenden gegen die Blicke etwaiger Verfolger zu ſchirmen ſchienen.

Die Reiſegeſellſchaft des alten Republikaners beſtand aus einigen Frauen und Männern, die das Bad gebrauchen wollten und ihrer Bequemlichkeit willen eine langſame Fahrgelegenheit dem raſch dahin eilenden Dampfzuge vorzogen. Der große, bequeme, in Federn hängende Wagen glich einem Lazarethe, denn die meiſten Paſſagiere waren in Betten eingepackt. Die Unterhaltung war ſonach eine ſehr kärgliche. Allmählig wich die Furcht vor Entdeckung bei Pohland, der vierte Tag war ſchon vorüber und durchaus keine Spur

davon. Zufällig erfuhr er auch den Namen Deſſen, den er hier vorſtellte. Bei Oeffnung der Remiſe ergab es ſich, daß man die Schnur eines Packets durchgeſcheuert fand, welches Demſelben gehörte. „Nr. 5! — wer hat Nr. 5? — Nr. 5!“ —

Ein etwas zu kräftiger Fluch des Schaffners deutete den Aerger deſſelben an, daß ſich Niemand zu Nr. 5 meldete, er ſah in ſeine Paſſagierliſte und fand den Namen „Placides.“

„Aha,“ ſagte der Kutſcher — „das iſt der ältliche Mann, auf den wir ſo lange in Berlin paſſen mußten, ehe wir abfahren konnten — der ſcheint etwas duſelig — na, werds ihm ſagen, daß Nr. 5 durchgeſcheuert iſt.“

Die Erinnerung an das von dem jungen Offizier ihm in die Hand gedrückte Achtgroſchenſtück hatte bei der Kutſcherſeele eine Sympathie für den ſchweigſamen Paſſagier erzeugt und er meldete dem in der Gaſtſtube ſich befindenden Inhaber von Nr. 5 unter Nennung von deſſen vermeintem Namen, was geſchehen war. Auf dieſe Weiſe erlangte Pohland die erſte Kenntniß der Perſon, welche er hier repräſentirte. Wer mochte dieſer Placides ſein? Und was konnte ihn beſtimmen, dieſe Fahrgelegenheit zu benutzen, da mit der Eiſenbahn die Tour nach Warmbrunn viel ſchneller von Statten ging? War er auch ein Kranker? Und — hieran dachte Pohland mit Schreck — welcher Anlaß lag hier vor, daß dieſer Placides zu dieſer durch einen Andern

Digitized by Google

geſchehenden Repräſentation ſeiner Perſon ſchwieg und mithin auch ſein Gepäck dieſem Andern preisgab?

Die verhängnißvolle Reiſe war zurückgelegt. Mit dem Entſchluſſe, Warmbrunn ſo ſchnell als möglich zu verlaſſen, da er eben jeder möglichen Erörterung über das Recht dieſer Reiſegelegenheit-Benutzung auszuweichen gezwungen war, hatte er ſeine oder vielmehr des Andern Effekten nach dem Hotel zum ſchwarzen Adler, wo er ſich ein Zimmer anweiſen ließ, bringen laſſen. Der ihm nicht gehörenden Effekten mußte er ſich entledigen, ſein biederer Charakter ſträubte ſich gegen den Gedanken, ſich derſelben zu bemächtigen. Daß er ſie ſich jetzt hatte nachbringen laſſen, lag nur in der Nothwendigkeit, erſt durch eine Unterſuchung derſelben, den Stand und Wohnort des Placides zu erfahren, um ihm dieſe Sachen, welche in einem Koffer, einer Hutſchachtel und einem Packet beſtanden, per Poſt zuzuſenden. Er wollte dann über Prag nach Wien zu Helene reiſen, die ſich noch immer bei der Gräſin Waldenried befand. Dort hatte er die Ausſicht, auf einige Zeit wenigſtens ein Aſyl zu finden. Mit Widerwillen ging er daran, durch einen Schloſſer den Koffer öffnen zu laſſen unter dem Vorwande, er habe den Schlüſſel verloren. Als er ſich allein ſah, begann er den Koffer zu unterſuchen. Einige Kleidungsſtücke, nach deren Anſehen der Beſitzer derſelben ein Mann von ſeiner Größe ſein mußte, lagen auf einem Pack feiner Wäſche. Eine dicke Brieftaſche war davon überdeckt. Sie war ohne Schloß, daher leicht zu

Digitized by Google

öffnen. Das Erſte, was ihm als Inhalt derſelben in die Augen fiel, war ein zwar dünner, aber reichhaltiger Pack öſtreichiſcher **50** Gulden Silber=Banknoten. Dieſem Vermögen von beiläufig **1500** Gulden zufolge mußte Placides kein unbemittelter Mann ſein. Pohland ſuchte weiter, er fand einen ungarnſchen Paß auf Herrn Placides, Weltgeiſtlicher ausgeſtellt, in Berlin zur Rückreiſe nach Wien und Peſth viſirt. Dem Paſſe nach war der Inhaber aus Peſth gebürtig. Zu ſeiner Reiſe nach Wien konnte Pohland von dieſem Paſſe Gebrauch machen, indem er dadurch vor allen Verlegenheiten und Fatalitäten an der Grenze Böhmens ſowohl, als unterwegs geſichert war.

Der fernere Inhalt des Portefeuille beſtand in Briefen. So widerlich es ihm war, ſich in die nähern Verhältniſſe eines ihm gänzlich Fremden einzudrängen und ſo große Achtung er auch vor der Heiligkeit des Briefgeheimniſſes hegte, ſo mußte eine Unterſuchung derſelben doch geſchehen, um wo möglich über den Beſitzer der Effekten eine Aufklärung zu erlangen. Wir geben hier den Inhalt einiger dieſer Briefe, da ſie zu Pohlands Erſtaunen mit ſeinen Erlebniſſen früherer und jetziger Zeit in einem wunderbaren Zuſammenhange ſtanden, der ihn ſo ſehr überraſchte, daß er es für möglich hielt zu träumen.

„Ehrwürdiger Bruder!

„Dein Schreiben iſt uns zugekommen und zündete Freude in unſern Herzen an, weil wir endlich die ſo ſehn=

Digitized by Google

lich erwünſchte Nachricht von Dir empfingen. Habe Dank für Deine Bemühungen, vielleicht ſind ſie für Ungarn, deſſen Horizont ſich immer mehr und mehr umzieht, von Segen. Gott gebe es! Bei welcher Nation dürften wir eher Hilfe erwarten, als bei der, die für die Freiheit ſeit einem halben Jahrhundert ſo manchen Kampf ausgehalten, jetzt die knechtenden Bande des thätigſten Finanziers abgeworfen und nun als Muſter für alle Nationen Europa's daſteht? Unſer edler Koſſuth erkennt wie wir in der Republik für Ungarn das einzige Heil. Von Deutſchland haben wir nichts zu erwarten — es iſt ein Greis, der auch mit dem ſlaviſchen Oeſterreich der goldnen Ruhe willen kokettiren wird, uneingedenk der Schmach, die dies Oeſterreich, noch als ein Herzſtück Deutſchlands, über Deutſchland gebracht. Kein Ungar hofft von Deutſchland eine Kraftäußerung ſich dem Vorſchreiten des Slavismus in der That entgegenzuſetzen, und ſo bleibt uns die Aufgabe und das Opfer, einzuſtehen in dem gewaltigen Kampfe der Nationalitäten. Unſre Kundſchafter ſind thätig, wenn es gilt, dem Drachenhaupte des Slavismus ein Auge zu durchbohren. Der Heerd des Slavismus, Prag, bereitet einen Aufſtand vor, der den Ausſchlag geben, den alle daſelbſt zuſammenkommenden Mitglieder des Slaven-Congreſſes ſehen und demſelben beiwohnen ſollen. Der Eindruck des Gelingens wird maaßgebend für die ſlaviſche Sache ſein und unſre Pflicht iſt es, jeden Sieg derſelben zu zerſtören, wie und wo wir ihn zerſtören können. Du findeſt, ehr-

Digitized by Google

würdiger Bruder, eine ſchöne Gelegenheit dazu, werkthätig für dieſe Aufgabe zu arbeiten. Der klügſte und allen Gefahren ſcheulos trotzendſte unſrer Kundſchafter befindet ſich in Prag und des Faſters Haus, die goldne Gans am Roßmarkt, iſt der Ort, wo er thätig iſt. Da Du ihn nicht perſönlich kennſt und er nicht Dich, ſo wirſt Du unſer Zeichen tragen, das an der Halsbinde befeſtigte Kreuz mit Strahlen. Daran wird er Dich erkennen und Du ſein Looſungswort: „Die Todten ſtehen auf!“ mit „Im Grabe wirds lebendig“, beantworten. Iſt es ihm möglich geweſen, ſchriftliche Beweiſe des vorbereiteten Aufſtandes Dir übergeben zu können, ſo ſäumſt Du nicht, durch welche Gelegenheit es auch ſein mag, ſie dem Fürſten zu Windiſch-Grätz in die Hände zu liefern. So verderben wir einen Feind durch den andern. Ja, ehrwürdiger Bruder, die Treuloſigkeit dieſer Slaven iſt ſogar gegen ihre Bundesgenſſen, die deutſch-öſterreichiſche Ariſtokratie gerichtet, welche einfältig genug, ſie zur Katze gebrauchen will, die die glühende Freiheitskohle aus der heißen Aſche nehmen ſoll. Gott ſchütze Dein Thun, ehrwürdiger Bruder. Beifolgende Billets ſind von Deinem lieben Iſtock und Deinem treuen Tolgyeſſy. Es grüßt Dich Dein Freund und Bruder

Cöleſtin.

Digitized by Google

„Mein theurer Vater!

„Die Tage fliehen, ich bin an die Scholle gebannt. Ach, fühle das mit mir, Vater! Ich bin jung, meine Seele hat Flügel — es zieht ſie fort, ich möchte hinaus — hinaus in die Welt, in die Freiheit, um thätig zu ſein, ich möchte kämpfen für das Rechte, für das Heilige, für die unterdrückte Menſchheit. Wer erklärt mir den Drang hervorzutreten aus dem Dunkel meiner Unbedeutendheit? Wie arm bin ich doch! ich kenne ja nicht einmal Die, denen ich das Leben danke. Geſtern ſah ich einen armen Raitzenknaben, er weinte an der Straße — ich ſchenkte ihm Geld, da ich glaubte, der Hunger preſſe ihm Thränen aus. Ich war im Irrthum. Er ſtieß mein Geld weg und ſagte: „Meine Mutter will ich haben!“ Seine Mutter! das traf mich tief im Herzen — ich habe auch keine Mutter. Wie ich noch bei ihm ſtand, kam eine blutarme Frau in Lumpen gehüllt, das war ſeine Mutter. Weg waren ſeine Thränen, er ſprang auf ſie zu, welche Freude! — ich aber ging fort und zerdrückte eine Thräne, die mir zufällig in die Augen trat. Warum? — ich will ſchweigen, Du hörſt das nicht gern. Ich will zu Dir von andern Dingen ſprechen. Koſſuth liebt mich. Er iſt ſo edel, ſo herrlich, ich danke Dir es, mein guter Vater, daß Du mich zu ihm geführt. Er hat mir verſprochen, daß ich in den Reihen unſres Volkes an ſeiner Seite kämpfen ſoll, wenn es gegen unſre Feinde zieht. Ha!

Digitized by Google

kämpfen! ſiegen! ſterben auf dem Bette der Ehre in Vertheidigung des Heiligſten! — Lebe wohl, mein theurer Vater — lebe wohl! Denke Deines Iſtocks, wie er an Dich denkt mit vollem Herzen. Lebe wohl, ich küſſe Dir die Hand in Ehrfurcht und Liebe.“

„Ehrwürdiger guter Herr!

„Unſer Leben wäre einſam, hätten Sie Iſtock nicht mit Koſſuth bekannt gemacht. Das iſt ſein Troſt, ſeine Freude — Iſtock iſt glücklich, wenn er Koſſuth ſieht und jeden Tag iſt er bei ihm. So vergißt er den ſeltſamen Kummer, ſeine Eltern nicht zu kennen. Kein anderer Jüngling von ſeinem Alter würde ſich mit ſolch einem Kummer tragen, aber er iſt auch wie kein Anderer. So im Stillen, wenn Alles ſchläft, dann gebe auch ich mich, obwohl ſchon mit weißem Haar belaſtet, dem Vergnügen hin, daran zu denken, daß es Ihnen mit Gottes Hilfe gelingen kann, Iſtocks Geburtsanſprüche zur Geltung zu bringen. Werde ich das erleben? Ich würde den Augenblick, in welchem Iſtock erführe, wer ſein Vater, ſeine Mutter ſind, welchen Namen er führt, indem ich ſein Erſtaunen, ſeine Freude ſähe, für die größte Gnade des Himmels betrachten. Ich wache über ihn in Ihrer Abweſenheit mit der Sorgſamkeit eines Vaters und der Liebe

Digitized by Google

einer Mutter. Gott ſegne meinen ehrwürdigen guten Herrn, mit dieſem Gebet erwacht am Morgen und legt ſich Abends zur Ruhe

Ihr treuer Diener,
Janos Tolgyeſſy.“

Der alte Republikaner war erſtaunt, hier vor einem Geheimniſſe zu ſtehen, das er nicht geahnt hatte, wir meinen nämlich, die Kenntniß, daß Placides, an den die Aufſchrift des erſteren Briefes, in welchem die beiden folgenden lagen, zu einer politiſchen Partei gehöre und in ihrem Intereſſe reiſe — einer Partei, der er (Pohland) als Republikanner vollkommen beipflichtete, denn die Beſtrebungen des Slavismus, Oeſterreich von Deutſchland zu trennen, ihre Nationalität zur herrſchenden zu machen und wenn auch nicht plötzlich, doch für die Folge, demſelben Deutſchland, welches ſich jetzt im Angeſichte dieſer Gefahr vollkommen blind zeigte, mit einer blutigen Ueberſchwemmung und Erdrückung der deutſchen Nation zu drohen, konnte einem Manne, wie der alte Republikaner war, als keine ihn gleichgiltig laſſende Wetterwolke am Horizonte ſeines Vaterlandes erſcheinen. Das andere Geheimniß, das Iſtock betraf, nahm ſeine Neugier wenig in Anſpruch. Was ging es ihn an? Er blätterte weiter unter dem Inhalt der Brieftaſche. Jeder der darin befindlichen Briefe hatte Bezug auf Politik und vorzüglich die Ungarn betreffend. Die Bekanntſchaft des Pater Placides mußte

Digitized by Google

eine ausgebreitete ſein. Einer dieſer Briefe erregte ſeine größte Aufmerkſamkeit, indem er ſich auf eine Perſon bezog, die er in Berlin perſönlich kennen gelernt hatte und deſſen Inhalt ihn ſonach näher anging.

Dieſer Brief war vom Rhein datirt.

„Mein ehrwürdiger Freund!

„Der Löwe wandelt nicht mehr im Mittagsſcheine brüllend umher, alle Die zu verſchlingen, welche nicht auf ihrer Hut ſind, er hat ein Schafsfell übergeworfen und die Liſt zu Hilfe genommen. Ich melde Ihnen eine Sie gewiß überraſchende Entdeckung. Eine Geſchäftsreiſe führte mich nach dem franzöſiſchen Elſaß. In einem Städtchen übernachtend, wurde ich unfreiwilliger Mitwiſſer eines gar wunderbaren Geheimniſſes. Kaum eine halbe Stunde nach meiner Ankunft wurde leiſe an meine Zimmerthür geklopft. Wie es kam, daß ich die Worte der Schrift: „Klopfet an, ſo wird Euch aufgethan werden,“ brauchte, als ich nachzuſehen die Thüre öffnete, weiß ich nicht — es war eine Laune, ein Zufall, wenn wir mit der letzteren Bezeichnung etwas ausdrücken dürfen, über das wir ſelbſt uns keine Rechenſchaft geben können. Ein langer hagerer Menſch ſtand vor mir und verneigte ſich tief — ich ſetzte dieſe Ehrfurchtsbezeugung auf die Rechnung meines geiſtlichen Aeußeren und wollte eben fragen, was dieſer Beſuch ſolle? als der Hagere mit Salbung meine eigenen Worte aus der Schrift wiederholte und dann ohn=

gefähr folgendermaaßen weiter redete: „Das Himmelreich ſcheint verſchloſſen, die Kinder der Welt haben Berge vor die Pforte gewälzt, auf daß die Apoſtel keinen Weg mehr finden ſollen, die Seelen einzuführen in die Räume des Lichtes, aber der heilige Geiſt thut Wunder und ſprengt die verſperrenden Berge und ebenet einen Pfad für ſie. Hochwürdiger Bruder in Chriſto, es iſt die Stunde und das Wort, die mir aufgegeben worden ſind, als Zeichen, Sie zu erkennen, und ſo empfangen Sie dieſe Vorſchriften, wie die Berge zu ſprengen ſind und welcher Auftrag Ihnen geworden, um bei dem Werke der Wiedereroberung thätig zu ſein. Die heilige Geſellſchaft wird nicht untergehen, wenn ſie auch jetzt in den Staub getreten ſcheint. Ich eile zurück, denn meiner wartet noch mehr der Arbeit — der Jünger iſt von Feuereifer beſeelt für den heiligen Orden.“ Mit eben ſo tiefer Verbeugung entfernte ſich der Menſch und ich — nun, mein ehrwürdiger Freund, ich geſtehe Ihnen meine Schwäche — ich war ſo überraſcht, daß ich noch an der Schwelle der Zimmerthüre ſtand, als die Schritte dieſes Boten ſchon nicht mehr auf der Treppe zu hören waren — in meiner Hand hielt ich ein mit dem Stempel des Lammes mit der Siegesfahne geſiegeltes Couvert. Lange Zeit unſchlüſſig, was ich damit zu thun habe, wurde meine Kurzſichtigkeit endlich die Urſache, dieſes Geheimniß zu eröffnen. Um die vier verzogenen Buchſtaben, die als Adreſſe dienten, näher zu unterſcheiden, kam ich, ohne es zu bemerken, dem Lichte zu

nahe und die eine Ecke des Couverts begann zu glimmen. Jetzt wäre es lächerlich geweſen, das unbrauchbare Couvert nicht ſeines Inhalts zu entledigen. Was fand ich?! Ein Schreiben an Pater Vincenz, unterzeichnet von einem Ordensprovinzial. Ja, mein Freund, jetzt lag es klar vor mir, welche Thätigkeit der ſcheinbar aufgelöſ'te Orden unter dem Siegel des Geheimniſſes entwickelt. Er ſendet ſeine „Apoſtel“ unter der Hülle der Kinder der Welt — um in der Sprache des Ordens zu reden — unter die Völker, um — zu wirken. Vincenz erhielt den Auftrag, ſich ungeſäumt nach Berlin zu begeben, dort durch alle möglichen Agitationen das Volk in ſeinem Revolutionsrauſche zu bekräftigen, es zu Exceſſen anzufeuern u. ſ. w. Natürlich als Weltmann, der unter dem ihm vorgeſchriebenen Namen „Hubert“ das Amt eines Wühlers zu erfüllen habe. Ich führe nur einen Satz der teufliſchen Logik des Ordens an:

„Wer den Berg von zwei Seiten untergräbt, wird ihn bald in Trümmer fallen ſehen. Alſo thun wir. Das Volk aufwiegeln, wird die moraliſche Tendenz der Revolution zur Beſtialität herabſinken laſſen, ſie vernichten, indem dem beſitzenden Theil dadurch Abſcheu vor jeder Frucht etwaiger Volkserhebung eingeflößt wird und dieſen, wenn auch kleinen Theil zum unwillkürlichen Anſchluß an uns und die in ihrer Macht gebrochenen Monarchieen drängen. Dies iſt eine Seite unſeres Strebens. Die andere Seite beſteht darin, indem wir durch unſer Wirken im

Volke gewaltſam die Fürſten zu feſtem Verbande unter ſich und zu Gewaltſtreichen treiben, dieſe Verbindungen und Gewaltſchritte mit allen uns zu Gebote ſtehenden Mitteln einzuleiten, zu unterſtützen, die reaktionaire Partei in allen Ländern zu kräftigen und ſo zugleich zu Dienern und Werkzeugen unſrer Pläne zu machen. Unſre Miſſionaire in den höhern Regionen haben nur die Kleider gewechſelt. Um dieſe Pläne zum Ziele zu leiten, müſſen überall in Deutſchland Miſſionen für die erſteren Beſtrebungen thätig ſein. Keine Rückſicht darf unſre arbeitenden Brüder abhalten, Den- oder Diejenigen, welche einen Verratth an uns begehen, zu vernichten. Die Sicherheit fordert und entſchuldigt jedes dazu dienliche Mittel.“

„Sie werden daran genug haben, mein ehrwürdiger Freund. Doch Eins noch. In Münſter ſoll Vincenz einen Mitarbeiter, Namens Hieronymus finden, welcher ihn als Diener nach Berlin zu begleiten beauftragt iſt.

„Daß Vincenz an demſelben Abende, wo mir das Couvert durch Mißverſtändniß übergeben wurde, in dem Gaſthofe des Städtchens eintreffen ſollte, iſt mir klar — ob dieſer Irrthum, den ich nur Ihnen, mein Freund, mittheile und meiner Sicherheit wegen gegen alle Welt zu verſchweigen genöthigt bin, Unglück bringen wird — wer weiß es! So viel ich mich erinnere, habe ich meinen Namen in dem Gaſthofe nicht genannt, und auch mein Kutſcher verſichert mir, nicht davon geſprochen zu haben. So

Digitized by Google

wäre alſo jede Spur meines Dortſeins verſchwunden und die Entdeckung dieſes Irrthums mir unſchädlich.

„Der Brief endigte mit einigen Sätzen, die nur für Placides Intereſſe haben konnten und war unterzeichnet mit „Thomas, Pfarrer zu St. Petri in Münzenfeld.“

Pohland war ſomit jetzt im Klaren, wer ſein gleichgeſinnter Freund Hubert geweſen, die Erzählung Erichs von deſſen Begegnung mit einem katholiſchen Geiſtlichen, den er dafür angeſehen, beruhte ſomit auf keinem Irrthum und Pohland fühlte ſich ſtark geneigt, die Urſache, die ihn zur Flucht von Berlin getrieben hatte, auf des Jeſuiten Rechnung zu ſetzen, obwohl er darüber ſich keine deutliche Rechenſchaft geben konnte.

Unter dem Reſte von Briefen befand ſich noch einer mit dem Poſtſtempel Münzenfeld (im Trierſchen) von dem Kaplan zu St. Petri, worin derſelbe meldete, daß der Pfarrer in voriger Woche, wahrſcheinlich in Folge eines plötzlichen Nervenſchlages, von dem hohen Dome längs des Fiſchteiches, wo er ſtets bei Sonnenuntergang zu promeniren gepflegt habe, in das Waſſer hinab geſtürzt ſei und erſt am andern Morgen aufgefunden worden ſei. —

„Das ſieht aus wie ein Mord, wenn man ſich der Logik des Ordens Jeſu bezüglich der Vernichtung ihrer Feinde erinnert,“ ſagte Pohland mit einer Anwandlung von Schauer zu ſich. „Sollte der Irrthum der Uebergabe des Miſſionsauftrages an Vincenz hinſichtlich der Perſon

entdeckt worden ſein? Wenn man das annimmt, dann war des Pfarrers Tod ein gewaltſamer. —“

Pohland fand trotzdem keine Spur einer weiteren, deutlicheren Adreſſe des Paters Placides; auf dem Briefe, den er zuerſt geleſen, ſtand „poste restante Dresden“ und die Bemerkung: „Nöthigenfalls dem Herrn Adreſſat auf ſeine bei ſchon geſchehener Abreiſe zurückgelaſſene Weiſung nachzuſenden.“ Aber ob der Brief nach Berlin abgeſchickt worden ſei, fand ſich kein Zeichen und Placides Aufenthalt daſelbſt blieb ihm mithin unerklärt. Pohland beſchloß demnach, da es nicht in ſeiner Kenntniß ſtand das Gepäck des Paters an einen Ort zu ſenden, wo dieſer es zurück empfangen konnte, daſſelbe mit nach Wien zu nehmen und von dort aus Erkundigungen über Placides durch die Peſther Behörde einzuziehen, um ihm wenigſtens auf dieſe Art ſein Eigenthum zu ſichern. Indem er den bis auf den Boden geleerten Koffer wieder, mit Ausnahme der Brieftaſche und deren Inhaltes, einpacken wollte und ihn zu dieſem Zwecke auf einen Stuhl hob, hörte er ein leiſes Raſcheln, als wenn ein Stück Papier an eine der Kofferwände anſtreifte. Er ſah nach und bemerkte nichts. Hielt er den Koffer ein wenig in ſchiefer Lage rechts oder links, ſo machte ſich daſſelbe leiſe Raſcheln vernehmbar. Das erregte ſeine Aufmerkſamkeit. Er begann ihn heftig zu rütteln und das Geräuſch wurde mehr und mehr verſtärkt. Er konnte ſich nicht täuſchen, daß dies Papier war, welches unter dem Boden des Koffers hin- und herrutſchte.

Digitized by Google

Sollte ein doppelter Boden ſich hier befinden? Nach näherer Unterſuchung wurde dieſe Vermuthung Gewißheit, beſonders da beim Druck mit der Hand der innere Boden, ohne den untern oder äußern Boden zu berühren, etwas nachgab. Nun betrachtete er ihn von allen Seiten, drückte überall, und als er nach vielen vergeblichen Verſuchen von ungefähr an einem der vier Kuppennägel des an der innern Kofferwand angeſchlagenen Schloßbleches rüttelte, bemerkte er zu ſeiner Freude eine Bewegung des Bodens und er gerieth endlich auf die Vermuthung, daß dieſer ſcheinbar nur zur Befeſtigung eingeſchlagene Nagel gezogen werden müſſe. Mit Hülfe eines Federmeſſers, das er in den kaum merkbaren Spalt zwiſchen die Nagelkuppe und das Schloßblech einſchob, gelang es ihm, den Nagel oder das als Nagelkuppe künſtlich gearbeitete Ende einer Feder ſo weit herauszuziehen, daß er dieſe mit den Fingern ergreifen konnte, — ein ſtarker Zug, dem ein Knarren im Innern der Kofferwand folgte, und der Boden ſprang auf — einige Papiere lagen in dem ſo vor Pohland geöffneten Fache. Es waren dem Anſcheine nach gerichtliche Dokumente in lateiniſcher und deutſcher Sprache.

Da der alte Republikaner hinreichende Kenntniſſe in der erſtern Srache beſaß, um, wenn auch nicht völlig wortgetreu, doch den Sinn nicht verunſtaltend, die lateiniſchen Dokumente überſetzen zu können, ſo ward ihm hier ein Geheimniß erſchloſſen, welches er niemals enträthſelt zu ſe

hen glaubte und bei dem er ſogar perſönlich betheiligt war. Das eine lateiniſche Dokument lautete folgendermaßen:

Am Tage Eſaias im Jahre **1831** nach unſers Herrn Chriſti Geburt, ward vor Uns, dem durch Gottes überſchwengliche Gnade und des heiligen Geiſtes Segen erwählten Biſchof von Veszprim, von dem ſterbenden Diener unſerer heiligen katholiſchen Kirche, dem ehrwürdigen Domherrn Franziskus Xaverius Freiherrn von Portemeiſchel, Folgendes ausgeſagt und beſtätigt durch ſeinen treuen Diener Jonas Tolgyeſſy und unſeren geliebten Bruder in Chriſto, den Pfarrherrn Jakobus Placides von Füred.*)

In der Nacht vorm Feſte unſerer lieben Frau Heimſuchung ward die von dem ehrwürdigen Domherrn Herrn von Portemeiſchel bewohnte Meierei Faliabegy von Räubern überfallen und die Bewohner derſelben entrannen mit Mühe der Todesgefahr, indem ſie ſich auf die Flucht begaben.

Der ehrwürdige Domherr hatte zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, Stefan und Etelka, bei ſich zur Erziehung und Aufſicht. Dieſe Kinder, ein Zwillingspaar, waren zwei Jahre alt und jedes trug auf dem linken Oberarm ein ganz gleiches Maal, ähnlich der Geſtalt einer Maus und behaart. Der Domherr rettete den Knaben und flüch-

*) Füred, Badeort am Plattenſee im ſüdweſtlichen Ungarn, eben ſo beſucht und berühmt wie Trentſchin im nordweſtlichen Ungarn.

Digitized by Google

tete in der Verwirrung in den Obſtgarten, durch den die Räuber in das Haus und die Meierei eingedrungen waren; ein ihm nachgeſendeter Piſtolenſchuß verwundete ihn ſchwer in der Hüfte und er ſtürzte mit dem geretteten Knaben in eine Hecke. Als der Morgen kam, fand ihn ſein treuer Diener Janos Tolgyeſſy dem Tode nahe und ließ von den wieder von der Flucht zurückgekehrten Meierleuten ihn nach Füred zu ſeinem Freunde, dem Pfarrherrn Jakobus Placides, ſchaffen, auf deſſen und des ſterbenden Domherrn Verlangen, zu deſſen Rettung alle Hülfe vergeblich war, wir und die Beamten des zu unſerer biſchöflichen Curie gehörenden jus studii und in Gegenwart des weltlichen Beiſitzers unſrer hohen geiſtlichen Gerichtsbarkeit, des Herrn Grafen Feſtetits, des Sterbenden Ausſage aufnahmen, um die Rechte der beiden Kinder, von denen das kleine Mädchen, Etelka, ſeit jenem räuberiſchen Ueberfalle verſchwunden iſt, hiermit feierlichſt zu verwahren gegen jede mögliche Verleugnung und Beſtreitung ihrer Anſprüche, die wir, da ſie uns ſchriftlich und beglaubigt vorgelegt worden ſind, als unzweifelhaft anerkennen. Der Sterbende übertrug in unſerer Gegenwart dem Pfarrherrn Jakobus Placides die Erziehung des Knaben Stefan und händigte ihm vor unſern Augen die uns unterm Siegel des Geheimniſſes mitgetheilten, der beiden Kinder Geburtsbeweiſe betreffenden Papiere ein. Ehe wir noch die Pfarrwohnung zu Füred verließen, endete nach dem Rathſchluß des ewigen Gottes

Digitized by Google

das Leben des ehrwürdigen Domherrn Freiherrn von Portemeiſchel, deſſen Seele wir Gottes Gnade empfehlen.“

Nun folgte der gewöhnliche Schluß derartiger Aktenſtücke und die ſämmtlichen Unterſchriften der bei dem Tode des Domherrn gegenwärtigen Perſonen, als des Biſchofs von Veszprim, ſeiner geiſtlichen und weltlichen Beamten, wie auch des Grafen Feſtetits.

Pohland war ſo überraſcht, daß er, das Dokument lange Zeit in der Hand haltend, vor ſich hinſtarrte, als habe ihn ein Traum umnebelt. Helene! er dachte an ſeine Pflegetochter, ſie war das kleine verſchwundene Mädchen Etelka. Welche Entdeckung! und doch zugleich wie unvollkommen! Die lebhafteſte Erinnerung an jenes Ereigniß auf ſeiner Flucht im Bakonyer Wald bei den Gonaſſen drängte ſich vor ſeine Seele. Und wie wunderbar war die Fügung, die ihn in den Beſitz dieſer Kenntniß brachte — wie ſeltſam verſchlangen ſich die Fäden des Geſchicks, das ihn gleichſam zum Vertreter des Pfarrherrn Placides erwählt hatte, denn jetzt unterlag es wohl keinem Zweifel, daß der Letztere nur durch einen ihn perſönlich betroffenen und ſchweren Unfall abgehalten werden konnte, ſein Gepäck mit ſo wichtigem Inhalt zu reklamiren. Sollte ein plötzlicher Todesfall wie bei dem Pfarrer Thomas zu St. Peter in Münzenfeld die Urſache ſein? Pohland faßte dieſen ihm ſich aufdrängenden Gedanken, der bei längerer Feſthaltung immer wahrſcheinlicher wurde, vorzüglich da ſich die Annahme, daß Hubert, der Jeſuit, thätig dabei geweſen

Digitized by Google

ſein dürfte, nicht wegleugnen ließ. Dies zweifelsvolle Nachſinnen blieb indeß unfruchtbar, nur das Einzige war feſt für Pohland, er hielt ſich berechtigt, an eine Aufgabe zu glauben, die ihm das Schickſal geſtellt habe, der Träger eines Geheimniſſes zu ſein, das er zwar noch nicht durchſchauen konnte, aber das er früher oder ſpäter klar zu ſehen wähnte. Er ſah ſich als den Erben Placides' an, das Geheimniß als deſſen Hinterlaſſenſchaft.

Ein zweites lateiniſch abgefaßtes Dokument, ebenfalls vom Veszprimer Biſchof und den Beamten der biſchöflichen Curie unterzeichnet, enthielt den Rücktritt Placides' von dem Pfarramt zu Füred mit der Bezeichnung, daß ſich derſelbe nach Peſth begeben werde, um daſelbſt für immer in Ruheſtand zu verbleiben. Ein Dokument in deutſcher Sprache, unterzeichnet von den Beamten des zu Prag befindlichen Gebärhauſes und einer Pflegerin, Margareth Stammlirtz, gebornen Steinholzer, von Wien gebürtig, erregte Pohland's Aufmerkſamkeit im höchſten Grade. Wir geben den Inhalt in kurzer Ueberſicht wie folgt, ohne uns an den ſchwerfälligen öſtreichiſchen Kanzleiſtyl zu feſſeln.

Im Jahre 1829 an einem Tage zu Ende März erſchien der hochwürdige Domherr Freiherr von Portemeiſchel im Bureau des Oberverwaltungsrathes des Prager Gebär- und Findelhauſes und meldete eine junge Dame an, deren Familienverhältniſſe es nothwendig machten, ihre Niederkunft in dieſer wohlthätigen Anſtalt abzuwarten. Obwohl es gegen die Geſetze des Prager Gebär- und Fin-

delhauſes iſt, Wöchnerinnen der erſten Klaſſe, welche alle ihnen gewährte Hülfe in der Anſtalt bezahlen, ohne einen verſiegelten Zettel, in dem im Falle einer mit dem Tode endenden Niederkunft ihr Name dem Verwaltungsrath entdeckt wird, den ſie aber nach glücklich überſtandener Entbindung unerbrochen zurückempfangen, aufzunehmen, ſo reichte indeß, da der hochwürdige Domherr die Dame ſelbſt anmeldete, die Ueberzeugung hin, daß er ſie perſönlich kenne, im ſie etwa treffenden Todesfalle daher auch den Namen derſelben dem Verwaltungsrath zu nennen im Stande ſei, damit der Todtenſchein der Familie zugeſendet werden könne. Die Dame trat im April des angegebenen Jahres unter Anwendung der Erlaubniß für die Wöchnerinnen erſter Klaſſe, eine Larve tragen zu dürfen, in die Anſtalt ein und als Pflegerin wurde ihr die obenbenannte Frau Margareth Stammlirtz beigegeben. Drei Wochen ſpäter genas die Dame eines Zwillingspaares, eines Knaben und eines Mädchens. Der Domherr verlangte über die Geburt dieſer beiden Kinder die Ausſtellung eines Dokuments, nebſt darin enthaltener Bemerkung etwaiger beſonderer Kennzeichen an den Körpern der Zwillinge. Pohland hatte das ausgeſtellte Dokument vor Augen. Als Kennzeichen war angegeben, daß beide Kinder auf dem linken Oberarm ein Maal in Geſtalt einer Maus und behaart mit auf die Welt gebracht hätten. Tag und Stunde ihrer Geburt war genau angegeben, ſo wie Tag und Stunde des Austritts der Wöchnerin mit der Larve aus der Anſtalt und

Digitized by Google

zugleich die Mitnahme beider Kinder, die in der Taufe die Namen Stefan und Adele erhalten hatten.

Bei Pohland ſtellte ſich die Gewißheit heraus, daß das Geheimniß, welches er bis jetzt nur zur Hälfte wußte, ein bedeutendes ſei, denn nach Allem, was er bis jetzt davon erfuhr, ließ ſich die Ueberzeugung faſſen, man habe die größte Sorge für deſſen Bewahrung und zugleich die größte Vorſicht für die unverwerflichſte Legitimation der Kinder getragen. Ganz auf dem Boden lagen noch mehrere Briefe in italieniſcher und franzöſiſcher Sprache, die, wie Pohland vermuthete, im unmittelbaren Zuſammenhange mit den Dokumenten ſtanden, die er aber, der Unkenntniß in dieſen Sprachen wegen, nicht leſen konnte. Sie waren ſämmtlich von männlicher Hand geſchrieben. Ganz auf dem Boden des Koffers lag noch ein Dokument mit einem großen Siegel, deſſen Stempel eine Kirche und die Schlüſſel Petri nebſt einigen andern römiſch-katholiſchen Kirchen-Inſignien wies. Es war ein ſogenannter Copulationsſchein, vom Abt zu Mölln ausgeſtellt. Indem Pohland dieſes in deutſcher Sprache verfaßte Dokument durchlas, war das Geheimniß der Geburt beider Kinder vor ihm enträthſelt. Er kannte nun ihre Eltern, und obwohl der alte Republikaner ſich nicht ſo leicht durch irgend etwas zu Thränen rühren ließ, ſo perlten jetzt doch an ſeinen Wimpern helle Tropfen — er fühlte ſich tief bewegt. „Arme Waiſen!“ ſagte er — „man hat Euern Vater aus treuloſer Politik geopfert; aber Gottes Auge wacht über Alle und

Digitized by Google

jetzt bete ich ihn an, denn er hat mich zum Werkzeug gemacht, Eure Anſprüche zu vertheidigen nach meinen beſten Kräften.“

Pohland befand ſich in einer ſehr erregten Stimmung, er betrachtete den Irrthum, der ihm zu dem Platze des Pfarrers Placides verholfen und ſeine Flucht von Berlin begünſtigt hatte, jetzt nicht mehr als einen Zufall, ſondern als eine Fügung der Vorſehung, um das Geheimniß der beiden Kinder zu retten. Wenn die Ahnung, daß Placides vielleicht ein Opfer der jeſuitiſchen Rache geworden ſei, keine Täuſchung war, dann ſchwand jeder Zweifel bei Pohland, vom Schickſal zum Bewahrer dieſes Geheimniſſes erkoren zu ſein.

Er unterſuchte noch das übrige Gepäck des Placides, es enthielt nichts als Reiſenothwendigkeiten und in einem Etui ein kleines ſtählernes Kreuz mit vergoldeten Strahlen, das er für das Zeichen der Erkennung bezüglich des Kundſchafters in Prag erkannte. Das Gepäck ſchnürte er wieder zu, ſämmtliche Dokumente barg er dann in das vom doppelten Boden gebildete, kaum zolltiefe Fach, drückte den innern Boden ſtark nieder und hatte die Freude, die Feder ihre Wirkung thun zu ſehen. Der Koffer war von außen durch ein Vorlegeſchloß und ein an demſelben angeſchlagenes Schloß, das, wie wir wiſſen, mit dem geheimen Mechanismus des doppelten Bodens zuſammenhing, verwahrt. Einen Schlüſſel zu dem Letzteren verfertigen zu laſſen, wagte er nicht, eben dieſes Mechanismus willen, er kaufte

Digitized by Google

daher ein Vorlegeſchloß, und ein Rödelholz durch die Haspe geſteckt, hielt den Koffer feſt verſchloſſen.

Denſelben Tag noch verließ er das Hotel und begab ſich nach dem eine Stunde entfernten Hirſchberg, von wo aus er, den Reiſepaß des Placides benutzend, einen Platz auf der über Landshut nach Prag abgehenden Poſt einnahm und im Dunkel des andern Abends in der Hauptſtadt Böhmens eintraf.

—

Wir führen den Leſer in ein hiſtoriſch gewordenes Bierhaus, in die goldne Gans, des Peter Faſters Eigenthum zu Prag. Der ſchöne Abend des 9. Juni hatte nicht, wie gewöhnlich, das Volk hinausgelockt in die Liebe und Freude athmende Natur, des Faſters Bierhaus war jetzt ein Magnet, der ſtärker Aller Herzen anzog. Die große geräumige Gaſtſtube und der breite und tiefe Flur des Hauſes wieſen ſich überfüllt mit Gäſten und draußen vor der Thüre auf dem Roßmarkt ſtanden und ſaßen noch Hunderte, die keinen Platz drin fanden.

In einem Winkel der geräumigen Bierſtube hatten drei Harfeniſtinnen ihren Thron aufgeſchlagen und ſangen mit Begleitung ihrer Inſtrumente tſchechiſche Nationallieder, welche von allen Anweſenden ſingend oder vielmehr brüllend — denn das ſtarke Bier hatte bereits die Köpfe

Digitized by Google

allzuſehr in Anſpruch genommen — und mit Füßen und Händen den Takt ſchlagend, begleitet wurden. Die außerhalb des Hauſes ſich Befindenden verſtärkten dieſen Chorus bedeutend, ſo daß der große, weite Roßmarkt davon widerhallte. Dabei wurden die Krüge tapfer geleert und der Anblick dieſer Geſellſchaft bot ein ſo wildes, dabei luſtiges Treiben, wie man es nicht alle Tage ſieht.

„Wo iſt der Faſter? ſchafft's den Faſter her!“ ſchrieen in böhmiſcher und deutſcher Sprache mehrere Gäſte — „wir wollen den Faſter ſehen, das iſt der Mann nach unſerem Herzen!“

Das Geſchrei ward allgemein — plötzlich endigte es — eine Pauſe des Erſtaunens folgte, gleich der Stille nach dem heftigen Toben eines Orkans, dann aber donnerte ein Beifallsſturm los mit Mund, Händen und Füßen, daß man den Einſturz des Hauſes hätte vermeinen ſollen. Der Faſter und ſeine Frau mit den beiden Töchtern hatten den guten Freunden eine nationale Ueberraſchung bereitet. Im alten Tſchechencoſtüm erſchienen ſie plötzlich und das Beifallsjauchzen wollte ſchier nicht enden, die Slawas (Lebehochs) donnerten immer von Neuem los, während Hülfe- und Angſtgeſchrei dazwiſchen dröhnte, denn mit Gewalt drang jetzt die Menge außerhalb des Hauſes herein, ihren Weg über Tiſche und Bänke nehmend, um des großen Anblicks theilhaftig zu werden, und Manchem, der ſich in die Enge getrieben, vielleicht gar zu Boden getreten fühlte,

Digitized by Google

mochten die Rippen knacken und das letzte Stündlein nahe ſcheinen.

Der Faſter paradirte unterdeß mit Frau und Töchtern in ſeiner Herrlichkeit, mit gnädigem Kopfnicken die Huldigungen erwidernd, die ihm ſo einſtimmig gebracht worden. Seine Tracht war die eines tſchechiſchen Herzogs. Ein blauer Sammetmantel, ein hellfarbiges Wams, rothe Beinkleider, mit Goldfranzen beſetzte Halbſtiefel mit Sporen, ein breiter Gürtel, an dem ein Schwert herabhing, und auf dem Haupte die Swornoſtmütze (hohe Pudelmütze mit rothem Sack, an dem eine goldne Trobdel ſich befindet), kleideten den Mann von großer, anſehnlicher Geſtalt und wohlgepflegtem, blondem Barte ſehr wohl.

Seine Frau und Töchter hatten die Zeit der böhmiſchen Wlaſta aus dem Grabesdunkel heraufbeſchworen und zeigten ſich in der tſchechiſchen Amazonentracht, beſtehend in einem weißen, kurzen Rock, blauem Spencer, rother, turbanähnlicher Kopfbedeckung, breitem Leibgürtel mit zwei glänzenden Piſtolen und rothen kurzen Stiefeln mit Sporen. Dazu die hübſchen, ſchlanken und doch kräftigen Geſtalten der Mädchen, ihre feurigen Blicke aus den großen Augen der Geſundheit und Muth ſtrahlenden Geſichter, vervollſtändigten das Intereſſante ihrer Erſcheinung.

Auf einen Wink Faſter's legte ſich allmählig der Beifallsdonner und er hob, ſich auf einen Stuhl ſtellend, folgendermaßen an:

„Wer gut tſchechiſch iſt, thue mir nach! Laſſet aus

Digitized by Google

dem Grabe erſtehen den berühmten Namen unſerer Vorfahren, laſſet uns im Herzen und im Aeußeren ſein, wie ſie. Iſt es uns nicht prophezeit, daß wir dereinſt wieder mächtig werden ſollen und der Name Tſcheche ein gewaltiger unter allen Völkern! Wißt Ihr nicht die Ueberlieferung vom alten König Prunzel, deſſen Statue auf unſerer ſteinernen Brücke ſteht, zu ſeinen Füßen das Steinbild eines Löwen, der den Prunzel begleitete auf allen Wegen, folgſam und treu wie der beſte Freund? Habt Ihr nicht den Schild geſehen, auf den ſich der Prunzel ſtützt, den Schild mit dem alten Prager Wappen, darüber ein mit der böhmiſchen Krone gezierter Helm? Da, wo dies ſteinerne Bild des Prunzel ſteht, der als echter Tſchechenkönig geharniſcht iſt, hat er ſein Zauberſchwert hinuntergeworfen in die Moldau, dies Schwert, das, wenn er ſagte: „Hau ein!“ ſich regte und alle Feinde vernichtete. Und wenn dereinſt dies Schwert ſich aus der Tiefe erheben und auf den Wellen der Moldau ſchwimmen wird, dann wird das Land unſrer Väter frei ſein, frei und groß, gewaltig und herrlich, wie in längſt verklungenen Jahrhunderten.“ *)

Nach einer Pauſe fuhr er mit erhöhter Stimme fort:

„Prunzel's Schwert regt ſich — es wartet auf den

---

*) Dieſe Sage vom König Prunzel und ſeinem Schwerte „Hau ein!“ iſt echt tſchechiſch.

Digitized by Google

Tag des neu erſtehenden Tſchechenthums. Wollen wir ſäumig ſein, daß es wieder verſinke in die Moldautiefe?“

Das Gebrüll, welches auf dieſe Frage als Antwort folgte, war ſo furchtbar, daß man nur mit Mühe einzelne Aeußerungen verſtand, alle Leidenſchaften ſchienen in dieſem Geſchrei verſchmolzen zu ſein, der wildeſte Fanatismus ſprach ſich darin aus.

Pohland war es gelungen, einen Platz im Flur des Hauſes zu erlangen; um ſeine Perſon nicht zu gefährden, ſtimmte er in das wüthende Händeklatſchen ein. Er hatte an ſeiner Halsbinde das ſtählerne Kreuz mit den vergoldeten Strahlen befeſtigt, um, wie der Brief beſagte, dem Kundſchafter das Erkennungszeichen zu geben, indeß ſein Hierſein ſchien vergeblich. Draußen war es ſchon Nacht geworden, man hatte Lichter und Lampen auf die Tiſche geſetzt — man brüllte Nationallieder und der Biernebel in den Köpfen zeigte ſich mit jeder Viertelſtunde mehr vorherrſchend. Pohland bereute bereits, daß er ſich in dies wüſte, wilde Treiben begeben habe, er ſah noch keine Möglichkeit, aus demſelben herauszukommen. Faſt erregte es ihm Angſt, daß ein langer Mann, mit der Swornoſtmütze auf dem Kopfe und von etwas wildem Anſehen, ihn eine Zeitlang anſah. Endlich erhob ſich dieſer gefährlich Scheinende, trat auf ihn zu und umarmte ihn mit der Zärtlichkeit eines alten Freundes. Pohland wollte ſich dieſer Umarmung entziehen, als der Zärtliche ihm ins Ohr flüſterte:

„Die Todten ſtehen auf!“

„Im Grabe wird's lebendig!“ antwortete Pohland, auf's Aeußerſte frappirt von dieſer Begegnung.

„Wo wohnen Sie?“ fragte Jener.

„Im Tempel.“

„Die Nummer des Zimmers?“

„Nr. 12, zweite Etage.“

„Gut, morgen früh bin ich bei Ihnen.“

„Helfen Sie mir fort, der Kopf wird mir wüſt.“

„Kommen Sie! halten Sie ſich an meinem Arm feſt, ich werde Ihnen Luft machen.“

Der Lange mit der Swornoſtmütze hielt Wort, ſeine herkuliſche Geſtalt und ſeine Kenntniß des ſlowakiſch-tſchechiſchen Dialekts bahnten ihm, der ſich wie ein berauſchter Enthuſiaſt geberdete, ſchnell einen Weg durch die Menge und bald athmete Pohland die köſtliche friſche Luft der Juninacht.

„Morgen alſo im Tempel, Nr. 12, zweite Etage — um 10 Uhr Vormittags bin ich bei Ihnen, mein Herr.“

Mit dieſen Worten entfernte ſich der Fremde, und Pohland durchſchritt die Straßen, um in ſeinen Gaſthof zurückzukehren. Im Tempel angelangt, begab er ſich auf ſein Zimmer.

Es mochte ungefähr nach Mitternacht ſein, als er durch die Unterhaltung zweier Sprechenden im Nebenzimmer im Schlafe geſtört wurde. Es war eine männliche und weibliche Stimme, die erſtere ſehr aufgeregt, heftig, die andere bittend, weich. Pohland vermuthete den Zwiſt

Digitized by Google

eines jungen Ehepaares, und bemühte ſich, wieder einzuſchlafen. Indeß dies war nicht möglich, und ſchon wollte er an die Wand klopfen und um Ruhe in der Nacht bitten, als er die junge Frau, oder das Mädchen, ſagen hörte:

„Nun, ſo nehme ich Dir die Piſtolen weg, — Du ſollſt keinen Mord begehen. Mord iſt eine ſchwere Sünde und Gott kann ſie niemals vergeben.“

Dieſe Worte, die er deutlich verſtand, erregten natürlich ſein Erſtaunen, denn hier war von etwas ſehr Ernſthaftem die Rede. Er ſtand aus dem Bette auf und trat an die Wand, um die Fortſetzung dieſer Debatte zu hören. Dieſe ließ auch nicht auf ſich warten.

„Gott und der Teufel brauchen ſie nicht zu vergeben, ich begehe ſie doch!“ rief der Mann wild. „Denkſt Du, ich hätte vergeſſen, daß dieſer vornehme gnädige Herr mich, ſeinen Jäger, um eines Fehlers willen entfernt und aus dem Hauſe geſtoßen? Sadrazeni! nie vergeſſe ich das! nie! nie! Und dieſe Sippſchaft ſoll daran glauben lernen, daß wir ohne von und Adel auch Menſchen ſind. Nur noch fünf Tage, dann bricht der Boden unter ihnen zuſammen!“

„Wie meinſt Du das? Was für ein Boden bricht unter ihnen zuſammen?“

„Nun der, auf dem ſie ſo ſtolz umhergehen, wenn Du es denn wiſſen mußt,“ entgegnete jener lachend, „das heißt: der Teufel oder das Prager Volk wird ſie holen.

Digitized by Google

Nun, was glotzeſt Du mich ſo an, Kathi? Wundert Dich's, daß es einmal zum Ausbruch kommen ſoll, was ſchon lange gährt?"

„Herr Gott, Meaux, doch nicht Revolution?"

„Nein, keine Revolution — die Tſchechen wollen bloß eine Vesper abhalten."

„Eine Vesper? was meinſt Du damit?"

„Eine Komödie, worin Einer dem Andern die Meinung handgreiflich ſagt. Kümmere Dich nicht um ſolche Dinge, Kathi, Das ſind Männerſachen."

Jetzt hörte Pohland die Frau, oder das Mädchen, weinen.

„Sei nicht albern, Kathi, — geh' zu Bett, 's iſt ſchon ein Uhr."

Nach einer langen Pauſe vernahm Pohland die weibliche Stimme ſagen:

„Ach, was biſt Du für ein ſchrecklicher Menſch; aber mir geſchieht Recht, die Mutter hat mir's prophezeit, daß ich als Deine Frau viel Thränen weinen würde. Und 's trifft Alles ein, Alles!

„Schweig! in's Teufelsnamen, ſchweig!" rief Jener, „rede mir nicht von Deiner Mutter; ich haſſe ſie."

„Weil ſie Dich einen böſen Menſchen nennt, weil ..."

„Sadrazeni — deutſche Canaille!" Mit dieſem tſchechiſchen Fluche verband ſich das ſchallende Geräuſch von Schlägen, ein dumpfer Aufſchrei der weiblichen Stimme, dann wurde Ruhe, das heißt, nicht mehr ge-

Digitized by Google

ſprochen. Pohland hörte eine Thür zuſchlagen und mit dieſem Geräuſch war das feindliche Intermezzo geendigt. Obwohl noch dann und wann ein leiſes Stöhnen im Zimmer hörbar war, ſo daß Pohland vermuthete, die Geſchlagene ſei in demſelben zurückgeblieben, ſo folgte doch keine weitere Unterbrechung der nächtlichen Ruhe und er legte ſich in ſein Bett.

Dieſe Ohrenzeugenſchaft gab ihm mancherlei Stoff zum Nachdenken. Aus der Rede des Mannes war, wenn auch über ſein früheres Dienſtverhältniß keine beſondere Aufklärung daraus hervorging, doch die Gewißheit zu entnehmen, daß ein Aufſtand der Tſchechen ſeinem Ausbruche nahe ſei.

Am Morgen erneuerte ſich abermals der Zank unter den beiden Nachbarn. Der Mann ging mit der Aeußerung fort, er komme nicht wieder. Auch die Frau verließ ſpäter ihre Wohnung.

Auf ſeine Frage an den Kellner, wer neben ihm wohne? antwortete dieſer:

„Das iſt der Herr von Meaux, ein Herr Techniker, mit der Seinigen.“

„Ein Fremder alſo?“

„Nein, Ew. Gnaden, a Inländer, — hat's Logis gemieth't ſeit drei Wochen, weil er nur ane kurze Zeit in Prag bleibt. Sein an paar junge Leut' zuſammen, der Herr von Meaux mit der Seinigen.“

Digitized by Google

Der dienſtbare Geiſt konnte ihm keine andere Auskunft geben.

Vergebens erwartete Pohland die junge Frau zu ſehen, dieſe Hoffnung ſchlug fehl; Alles blieb ruhig und ſtill im Nebenzimmer. —

Der Mann mit der Swornoſtmütze, der neue Bekannte Pohlands aus der goldenen Gans, trat faſt pünktlich mit dem Schlage der zehnten Stunde ein. Nach den gegenſeitigen Begrüßungen ſagte er:

„Mein Herr, die öſtreichiſche hohe Ariſtokratie ſpielt ein verwegenes, falſches Spiel. Die Fäden deſſelben weben ſich von Insbruck her, ſie werden aber plötzlich reißen, denn die dumme Brutalität der Ariſtokraten, welche die deutſche Freiheit als ihren größten Feind anſehen, wird ſich in der Demokratie der Tſchechen ſehr verrechnen. Indeß zur Sache jetzt. Faſters Haus, in welchem Sie mich geſtern ſahen, iſt der gefährlichſte Heerd der Feindſeligkeit, ſowohl gegen die Ariſtokratie, die das tſchechiſche Volk gern zur Katze machen möchte, um die gebratenen Kaſtanien aus der glühenden Aſche herauszulangen, aber auch hinſichtlich des uns drohenden Slavismus der gefährlichſte Feuerbrand. Das Volk will keine Ariſtokraten, es will Freiheit, Abwerfung der Laſten und wir könnten dem Ausbruch einer Revolution deßhalb mit Ruhe entgegen ſehen, wenn wir nicht befürchten müßten, daß durch einen errungenen Sieg der Tſchechen der Slavismus einen Triumph feiere, der für uns ein moraliſcher Schaden wäre.“

Digitized by Google

„Wie iſt aber dieſer Schlag abzuwenden?“ fragte Pohland.

„Durch einen Verrath der Revolution,“ entgegnete Jener, „ſo führen wir einen doppelten Schlag, nicht allein gegen den Slavismus überhaupt, ſondern auch gegen die Ariſtokratie — wir reißen ſie von den Tſchechen los und nehmen beiden Theilen ihre Stützen.“

„Würden Sie Beweiſe, dieſen Verrath auszuführen, haben?“ entgegnete Pohland.

„Ich hoffe, mein Herr, bis übermorgen einige ſchriftliche Ihnen übergeben zu können, die Sie dann dem Fürſten zu Windiſchgrätz entweder perſönlich überreichen oder dafür ſorgen, daß ſie ihm ſicher zukommen.“

„Iſt dieſe Revolution ſo nahe?“

„Noch iſt der Tag der Ausführung ein Geheimniß, ich werde ihn aber ergründen.“

Pohland erzählte ihm von dem nachbarlichen Streite in dieſer Nacht.

„In dem Falle, daß meine Bemühungen hinſichtlich der Auftreibung ſchriftlicher Beweiſe ſcheitern, würden Sie in dieſem Streite die beſte Begründung einer Anzeige der bevorſtehenden Gefahr beim Fürſten Windiſchgrätz haben,“ ſagte der Andere. „Wollen Sie Zeuge einer tſchechiſchen Volksverſammlung ſein, ſo lade ich Sie ein, mich heute gegen Abend auf die Sophieninſel zu begleiten.“

„Ich bin es zufrieden, wenn Sie mir verbürgen, daß

Digitized by Google

keine Gefahr für mich dabei iſt, da ich nicht böhmiſch verſtehe.“

„Ich bin bei Ihnen, verlaſſen Sie ſich auf mich. In der achten Stunde heute Abend hole ich Sie hier ab.“

Somit war dieſer Beſuch beendet, und Pohland lehnte ſich aus dem Fenſter, um das lebhafte Treiben auf der Straße zu beobachten.

Prag bot in dieſen Tagen einen wahrhaft merkwürdigen Anblick. Die alte längſt zu Grabe getragene Vergangenheit Böhmens wetteiferte mit der modernen Gegenwart um den Preis, die Augen der Welt auf ſich zu ziehen. Da ſah man Figuren aus allen Jahrhunderten des Tſchechenthums in ſeiner Blüthe. Die ſchwerfällige Tracht aus der Ziskazeit neben der eleganten und theilweiſe auch narrenhaften unſerer Tage. Der Slavencongreß hatte eine Menge ſeltener Exemplare ſlaviſcher Nationalcoſtüms herbeigeführt und der Fremde, der plötzlich hinein verſetzt worden wäre in dieſes buntſcheckige Treiben in den Prager Straßen, würde verſucht worden ſein, ſich als Zuſchauer eines italieniſchen Faſchingſcherzes zu wähnen. Selbſt Viele von den ſchönen Pragerinnen tſchechiſcher Abkunft, trugen im altböhmiſchen Coſtüm ihre Nationalität zur Schau. Freilich ließ dieſe Tracht ihnen ſchön, ſonſt würde die weibliche Eitelkeit wohl über die Nationalität geſiegt haben. Sie trugen kurze rothe, meiſt ſeidene Röcke, dunkelblaue Spencer, rothe oder ſchwarze Halbſtiefel mit beſetztem Umſchlag, auf dem Kopfe ein aufrechtſtehendes ver-

Digitized by Google

goldetes Stäbchen, von deſſen Spitze ein rother Schleier in den Nacken herabflatterte. Manche waren ſogar bewaffnet mit Dolch und Piſtolen. Wäre hinter dieſem bunten, augenergötzenden Treiben nicht ein ſo ſchwarzer Ernſt verborgen geweſen, die Pragerſtadt hätte um dieſe Zeit den gegründetſten Anſpruch auf Heiterkeit machen können.

Als Pohland dieſe Schau überdrüſſig hatte, zog er ſich vom Fenſter zurück. Er gab ſich dem Nachſinnen hin und dachte an ſeine Söhne. Die Stimmung, die ſich ſeiner bemeiſterte, war eben nicht angenehm, beſonders da er nicht wußte, was aus ihnen geworden und ob er ſie je wiederſehen werde.

Aus dieſen Gedanken bildete ſich ein nicht unnatürlicher Uebergang zur Erinnerung an jene Tage des Aufenthalts im Bakonyer Walde, an Etelka, an das Geheimniß ſelbſt, deſſen Mitwiſſer er geworden und bei dem er ſchon vor vielen Jahren durch die Rettung Etelka's gleichſam betheiligt war, ohne es zu wiſſen.

In dieſem Nachſinnen vertieft, ſtörte ihn endlich ein fortgeſetztes Klopfen an der Thür der Nachbarwohnung. Dann hörte er draußen rufen:

„Kathi, mach doch auf, i bins, Dein' Mutter.“

Pohland öffnete ſeine Thür, eine ältliche Frau ſtand draußen vor jener Wohnung.

„Es wird Niemand zu Hauſe ſein, gute Frau, ich habe wenigſtens ſeit heute Morgen Niemand darin gehört.“

Digitized by Google

„Dös iſt a Jammer, a Kind z' haben, das man nie z' Haus trifft!“ ſagte die Frau.

„Sind Sie die Mutter der jungen Frau?“

„I möcht's eigentlich nit ſein, weil mi's a Verdruß koſt't, der mi no in's Grab bringt. Aber ſchauens Ew. Gnaden, i bin halt dalket in der Sach, i kanns nit vergeſſen, daß die Kathi mein Kind iſt.“

Bei dieſer Rede war die Frau näher gekommen. Sie war eine jener gewöhnlichen Weibergeſtalten, die man tagtäglich ſieht, die von Arbeit und Sorge etwas gekrümmt, aber durch die Schule der Armuth an Entbehrungen gewöhnt, die Laſt ihres mit wenig Freuden ausgeſtatteten Daſeins gleichgiltig oder frivol, je nach ihren Gemüthsanlagen ertragen.

„Ich habe die junge Frau nicht ſelbſt geſehen,“ ſagte Pohland — „aber ſie dauert mich, ſie ſcheint ſehr uneinig mit ihrem Mann zu leben.“ —

„Dös iſt a Stockböhm, Ew. Gnaden, und von der Sorten iſt halt kein Gut's zu erwarten,“ entgegnete die Frau halblaut und fügte hinzu: „erlauben Ew. Gnaden, daß i ani kommen darf, i möcht anmal mein Herz ausſchütten und hab kein Menſchen, gegen den i's könnt. Sie ſcheinen mir halt a guter Herr z' ſein, der mir vielleicht a a Rath geben möcht, wie i mi z' verhalten hab mit dem Dickſchädel von Schwiegerſohn.“ —

Indem die Frau um Erlaubniß einzutreten bat, wartete ſie auch nicht erſt auf die Zuſtimmung Pohlands, ſon-

Digitized by Google

dern befand ſich bei ihren letzten Worten bereits über der Schwelle im Zimmer.

„Sind Sie nicht ſelbſt eine Böhmin, gute Frau, daß Sie die Stockböhmen ſo haſſen?“ fragte Pohland, dem dies Intermezzo von ſeinem eignen düſtern Nachſinnen zerſtreute.

„I bin a Wienerin,“ war die Antwort — „und i ſag jeden Morgen Gott ſei Dank dafür. Wiſſens, guter Herr, die Stockböhmen haben unſerm Herrn Jeſus ſchon a Verdruß gemacht und machen ’n a allen Menſchen — dös iſt a ſaubre Nation.“ —

„Unſerm Herrn Jeſus?“ fragte Pohland lächelnd — „davon weiß ich noch nichts.“

„O jerum! die ganze Welt weiß d’von!“ rief die Frau. „Schaun’s Ew. Gnaden, als der Herr Jeſus mit ſein’ Jüngern in a Wald ani kommen iſt, hab’n ſich All’ hingeſetzt und geſpeiſ’t, was bei ſich hatten. Der Herr Jeſus aber hat ſein Mantel über a Baumſtumpfen breit’t. Wie’s haben wieder fortgeh’n wollen, hat Petrus geſagt zum Meiſter: Schau, Herr, die Schnitzel und Kolatſchen haben uns ſo gut g’ſchmeckt, wie no nie — dös iſt a ſaubrer Wald — zum Andenken könntſt a Wunder thun hier. — A Wunder? was red’ſt Petrus? — ’s iſt kein Seel da, der’s könnt zum Heil dienen, hat der Herr geſagt; aber Petrus iſt nit faul geweſen und hat geantwort’t: „Schaff a Seel, Herr, dös iſt für di kein ſo große Sach.“ — Da hat der Herr ſein Hand ausgeſtreckt gen den Baumſtumpfen, worauf ſein

Mantel lag, und hat 'm g'heißen ſich aufzurichten in menſch-
licher Geſtalt. Jetzt paſſens auf, Ew. Gnaden, was der
Herr Jeſus für a Verdruß d'von gehabt hat. 'Aus dem
Baumſtumpfen iſt a dicker vierſchrötiger Kerl worden mit
einer knolligen Naſ', klein'n Augen und einer entſetzlich brei-
ten Goſchen. Der hat ſich gar nit lang erſt umg'ſchaut,
ſondern hat den Mantel genommen und iſt d'von gelaufen.
— Dös iſt a Schnipfer! hat der Herr Jeſus geſagt —
jetzt hat er mir a mein Mantel mitg'nommen und i bin
halt für d'Nacht petſchirt. — Schaun's, der Kerl aus dem
Baumſtumpfen iſt der erſte S t o c k böhme g'weſen und ſein
Alle ſolche Schnipfer, a undankbare Nation, die's ſchni-
pfen (ſtehlen) nit laſſen kann."

Pohland lachte herzlich über dies Mährchen, die Frau ſchien indeß ihrer Ueberzeugung ganz feſt zu ſein und ſagte;

„Ew. Gnaden lachen — da iſt gar nix zu lachen dabei. I hab als Kinderfrau gedient und weiß, daß man zwei ganz kleine Kinder, wann das ane von böhmiſcher, 's andre von deutſcher Abkunft iſt, gleich unterſcheiden kann. Wann man halt beide auf die Erd ſetzt, ſtreicht's Deutſche mit den flachen Händen den Sand von ſich weg, das böh-miſche aber ſtreicht ihn zu ſich heran. Schaun's Ew. Gna-den, 's Schnipfen ſteckt der Sorten im Blut von dem Mantel her."

„Dann hätten Sie Ihre Tochter auch keinem Stock-böhmen zur Frau geben ſollen," bemerkte Pohland.

Digitized by Google

Die Frau erzählte ihm, daß dieſe Heirath wider ihren Willen geſchehen ſei, die Kathi wäre ſchon ganz verrückt geweſen, als der Meaux noch Jäger beim Fürſten zu Windiſchgrätz war und hätte auch nicht abgelaſſen von ihm, obwohl der Meaux aus dem fürſtlichen Haus mit Schimpf und Schande gejagt worden.

„I hab fürchten müſſen, daß ſich dös Madel a Leids anthut, wann's ihn nit kriegt," ſchloß die Frau ihre Erzählung.

Pohland äußerte nichts über das Erſtaunen, das ihn ergriff, jetzt eine Einſicht in den Racheplan des Böhmen gewonnen zu haben. Dieſen Umſtand konnte er benutzen.

„O wann dös Alles mein Seliger, der Stammlirtz hätt erleben ſollen, dös hätt ihn no eher umbracht!" klagte die Frau. „Dieſer Stockböhme hat mein' Kathi von mir abgewend't."

„Welchen Namen nannten Sie? wie heißen Sie?" fragte Pohland — „Stammlirtz?"

„I? i heiß Margareth Stammlirtz, mein Mann iſt halt ſchon 8 Jahr todt. I hab wollen nach Wien zu meinem Bruder dem Sephel Steinholzer, aber der hat a nix als dös biſſerle Leben. I hab mi halt hier ſo durchgeſchlagen mit der Kathi, aber jetzt möcht i ſchon lieber in Wien ſein als in Prag."

Die Frau gewann in Pohlands Augen ein bedeutendes Intreſſe.

„Erinnern Sie ſich der Dinge noch mit einiger Deut-

Digitized by Google

lichkeit, welche vor faſt zwanzig Jahren geſchehen und bei denen Sie betheiligt waren?“ fragte er. Die Frau ſchien ihn nicht zu verſtehen.

„Sie dienten einſt als Wärterin einer Dame, die mit einer Larve verſehen im hieſigen Gebärhauſe ihre Niederkunft hielt — nicht?“

„Heiliger Nepomuk! woher wiſſen Sie das?“ rief die Frau im höchſten Erſtaunen die Hände vor die Bruſt faltend. —

„Antworten Sie, gute Frau!“

„Ja, dös iſt wahr.“

„Suchen Sie Ihre Erinnerungen aus jener Zeit her zuſammen, erzählen Sir mir, was Sie wiſſen — es ſoll Ihr Schade nicht ſein.“

„Dös iſt kuriös,“ antwortete die Frau mißtrauiſch — „der Herr iſt ſchon der Zweite, der mich darnach ausfragt. Warum thun's dös?“

„Um den beiden Kindern, ſo Gott will, zu ihrem Rechte zu verhelfen.“

„Dös warn a paar liebe Kinder,“ ſagte die Frau davon angeregt — „leben's denn no?“

„Ja, ſie leben. Kannten Sie den Domherrn von Portemeiſchel?“

„Freilich, dös war a guter hochwürdiger Herr und wann i damals die beiden Kindern im Wägelchen in der Gimpelallée (Domhernallee auf dem Hradſchin) auf und

Digitized by Google

abſpazieren gefahren hab, iſt er immer kommen und hat ſie angeſchaut und mit ihnen balkt. Lebt er no?“

„Er iſt wenige Jahre darauf geſtorben.“

„Gott geb ihm die ewige Ruhe,“ ſagte die Frau fromm.

„Damit Sie ſehen, daß ich von Allem unterrichtet bin, ſage ich Ihnen noch, daß beide Kinder ein Maal auf dem linken Oberarm haben. Es wäre thörigt, wenn Sie noch ſchwiegen. Der Herr von Portemeiſchel iſt geſtorben, die Kinder leben; aber es handelt ſich darum, ihre Mutter aufzufinden, wenn ſie noch lebt. Beſchreiben Sie ſie mir, haben Sie ſie nie ohne Maske geſehen?“ —

Die Erinnerungskraft der Frau ſchien durch dieſe mit dem Geheimniß ſo eng verbundenen Umſtände angeregt zu werden. Sie erzählte ohngefähr Folgendes:

Die Dame war eine große ſchöne Figur, aber ſehr traurigen Gemüths, die Maske von Sammet behielt ſie ſtets vorm Geſicht im Anfang als ſie in die Anſtalt eingetreten war. Sie empfing oft kleine wohlriechende Briefe, die ſie oft und vielmal las und dieſe nicht nur küßte, ſondern ſtets bei ſich trug. Sie ſchien ſehr unglücklich zu ſein. Als die Zeit ihrer Niederkunft herannahte, war ſie öftern Ohnmachten, Vergehen der Sinne ausgeſetzt, und bei einer ſolchen Gelegenheit mitten in der Nacht war es, wo Margarethe, in Angſt, nachdem die Dame ſie eine halbe Stunde vorher durch ein Klingelzeichen ins Gemach zu ſich gerufen

Digitized by Google

und über heftige Blutwallungen nach dem Kopfe geklagt hatte, ihr die Maske abnahm und ihr Stirn und Schläfen mit kaltem Waſſer netzte. Als die Dame wieder zur Beſinnung gekommen, ſei ſie ſehr erſchrocken, ſich ohne Maske zu ſehen, Margarethe beruhigte ſie aber und ſchwor ihr zu, daß ſie ſie nie verrathen würde, wo ſie ſie auch im Leben widerſehen werde. Seit dieſer Stunde habe die Dame die Maske in ihrer Gegenwart nicht mehr vorgenommen. Jetzt nach zwanzig Jahren wenn ſie noch lebe und ſich nicht gar zu ſehr verändert habe, behauptete Margarethe, ſie gewiß wieder zu erkennen.

„Ach, ſie war ſehr gut,“ ſagte die Frau — „und i vergeß den Tag halt nit, wo ſie aus der Anſtalt treten und ihre beiden kleinen Kinder verlaſſen ſollte. Die Kinder hats geherzt und geküßt, daß ’s geweint haben und die Dame ſelbſt hat ſo viel Thränen vergoſſen, daß i glaubt hab, ſie müßt krank werden vor lauter Kummer. Mir iſt’s a mal ums andre um ’n Hals gefallen und hat mi ’küßt, als wär i a vornehme Perſon. Pfleg meine kleinen lieben Kinder gut, ſei ihnen Mutter, i kann’s nit, i darfs nit ſein! hat’s geſagt zu mir.“ — Die Erinnerung ſchien bei der Frau ſo lebendig zu werden, daß ſie ſogar zu weinen anfing. „Jetzt begreif i’s, was die arme gnädge Dam’ für an Kummer muß g’habt haben, von ihren kleinen Kindern zu laſſen,“ fuhr ſie fort — „mein’ Kathi macht’s mir a ſo — i hab’ a mein Kind eingebüßt.“

Digitized by Google

„Nun, beruhigen Sie ſich, Frau Stammlitz,“ tröſtete Pohland, „Ihre Kathi iſt kein Kind mehr. Sie ſprachen von Ihrem Bruder in Wien, ſagen Sie mir ſeine Adreſſe, wo ich ihn finden kann.“

„Was wollens bei dem?“

„Wenn vielleicht Ihre Gegenwart in Wien des Geheimniſſes wegen nöthig wäre, würde ich Sie auf meine Koſten hinkommen laſſen.“

„Da ſchreibens Kapaungaſſel in der Wiedner Vorſtadt auf, a Nummer weiß i nit — ’s Kapaungaſſel is nit groß, der Sephel Steinholzer is da leicht zu finden. Wiſſens, der hat a a üble Geſicht jetzt, ſein Babeterl hat ’n a Putz gemacht und ſitzt jetzt derham mit a Würmerl von anem Cavalier. Dös is a ſauber Geſchicht, mein Brudere hat mir’s geſchrieben, i bin faſt des Todes geweſ’t um der Schand willen.“

Pohland hielt es gerathen, dieſe Frau, deren Mitwirkung vielleicht zur Entdeckung der Mutter der Kinder nützlich ſein konnte, durch ein Geldgeſchenk ſich geneigt zu machen. Er drückte ihr einige Gulden Zwanziger in die Hand und Margarethe ſagte:

„Naa, was Ew. Gnaden für a ſaubres Gemüth haben! i dank ſchön und küß die Hand dafür. Wenns was g’ſchafft (beſorgt) haben wollen, dürfen’s nur ſagen, i thu’s mit Freuden. Morgen komm i wieder, wiſſens, Ew. Gnaden. I möcht ſchon, mein Schwiegerſohn, der Dickſchädel, hätt’ a Ader von Ew. Gnaden.“

Dieſer extemporirte Beſuch war ſomit beendet und Pohland ſagte zu ſich: „Es ſcheint faſt, als ſollte ich ein thätiger Stellvertreter des Placides werden.“

An der table d'hôte ward es ihm recht einleuchtend, welch eine Gewitterſchwüle hinſichtlich der politiſchen Meinungen in Prag herrſche, nur die im Tempel wohnenden Fremden unterhielten ſich mit einander, die Einheimiſchen beobachteten ein düſteres Schweigen.

Unter dieſen Umſtänden verzichtete Pohland darauf, ſich in der alterthümlichen Prager Stadt am Nachmittag umzuſehen und harrte der achten Abendſtunde geduldig entgegen, wo ſein neuer Bekannter, der Mann mit der Swornoſtmütze, pünktlich erſchien und ihn nach der Sophieninſel abholte. Der Juniabend dämmerte bereits nieder, die Luft war mild und erquickend.

Die Sophieninſel, der Sammelplatz aller nur halbweg anſtändigen Prager, war an dieſem Abende ein vorzüglich tſchechiſcher Verſammlungsort. Schon von fern her ertönte Geſang und Muſik. Die Palombiner-Bande (Regimentsmuſik) mußte dem immer ſtürmiſcher werdenden Verlangen der Tauſende, die ſich hier zuſammengefunden, nachgeben und tſchechiſche Weiſen ſpielen, die man mit Slawas (Lebehochs), Applaus mit Händen, Füßen und Stöcken, mit Geſang und einem ſich immer wiederholenden da Capo begleitete. Der Garten der Inſel-Reſtauration war hell mit Lampen erleuchtet und Pohland las in jedem Antlitz die wilderregte Leidenſchaft des Patriotis-

Digitized by Google

mus. Alle jene wunderlichen Coſtüms, die wir ſchon früher erwähnten, fanden ſich hier in Maſſe zuſammengedrängt und boten ein ſeltenes Schauſpiel. Nur erſt an ſolchen Orten, wo das tſchechiſche Element das überwiegende war, konnte man den aufs Höchſte geſteigerten Grad von nationaler Aufregung erkennen und vor einer zum Ausbruch kommenden Revolution in dieſer Beziehung ſchaudern. Das Pfeifen und Lärmen, wenn die Muſik eine deutſche Weiſe zu ſpielen begann, war ohrenzerreißend und die Muſiker gezwungen, aufzuhören.

„Kennen Sie den langen, hagern Mann, der dort am Baume unter der Lampe lehnt und Sie immerfort anſtiert?“ fragte Pohlands Begleiter, auf den Bezeichneten hindeutend, der in der That ein ſcharfes Auge auf Pohland hatte.

„Nein, ich kenne ihn nicht,“ ſagte der Letztere, „habe ihn nie geſehen.“

„Er ſprach vorher mit einem andern kleinern Herrn, und ſeit dieſer Zeit bemerke ich, daß er Sie nicht aus den Augen läßt. Das iſt auffallend, vielleicht täuſchen wir uns; aber es iſt nothwendig, daß wir uns überzeugen, ob dieſer ſcharfe Blick Ihnen gilt. Stehen Sie auf und gehen Sie dieſen Baumgang entlang, wir werden ſehen, ob dieſer Lange es auf Sie gemünzt hat. Seien Sie ohne Sorgen, ich folge Ihnen.“

Pohland ſah keine Gefahr darin; er erhob ſich, brannte ſeine Cigarre an und ſpazierte gleichgiltig den an-

Digitized by Google

gedeuteten Baumgang entlang, der nur in ſeinem Anfangs=punkte erleuchtet war und weiterhin immer dunkler wurde, bis er in eine der ſchönen Pappelalleen mündete, die gleich lebendig grünenden Kränzen dieſe anmuthige Moldauinſel umgeben und nach allen auf ihr ſtehenden Gebäuden und Badeanſtalten hinführen.

„Beim Teufel, der Lange muß ihn kennen, er ſieht ihm nach, was iſt das?“ ſagte der Ungar zu ſich, da er ſah, wie Jener aufmerkſam ſich der Richtung zuwendete, die Pohland eingeſchlagen hatte und bald darauf hinter dem Baume und unter der Menſchenmenge verſchwand. Der Ungar wollte ſich eben erheben, um dieſem ihm ver=dächtig ſcheinenden Verſchwinden auf die Spur zu kommen, als er ſich von einigen in tſchechiſcher Tracht gekleideten Perſonen umgeben ſah, die, wie es ſchien, des Guten be=reits zu viel gethan hatten und voll fröhlicher Laune ihn aufforderten, auf das Wohl und die glänzende Zukunft Böhmens mit ihnen zu trinken. Seinerſelbſt willen konnte er die Aufforderung nicht ausſchlagen und der Humor dieſer luſtigen, begeiſterten Trinker ließ ihn nicht ſobald los, ſo viel Mühe er ſich auch gab, ihnen zu entkommen.

Unterdeß war Pohland einige fünfzig Schritte den Baumgang entlang gewandert; der nächtliche Himmel, obwohl nicht ganz düſter, nur tief dämmernd, fand in dem reichbelaubten und in ſeinen Wipfeln zuſammengezo=genen Baumgang wenig Lücken, um irgend eine Hellung hereindringen zu laſſen in das Blätterdunkel, nur vom

Digitized by Google

Ende her, wo der Gang in eine der Pappelalleen am Rande der Inſel einmündete, ſchimmerte es lichter. Pohland wollte eben umkehren, als ihm ein Mann entgegen kam, der ihn folgendermaaßen anredete:

„Mein Herr, iſt es Täuſchung oder Wahrheit, ſind Sie Herr Pohland?“

„Warum fragen Sie mich? wer ſind Sie, mein Herr?“

„Wenn Sie Herr Pohland wären,“ entgegnete Jener, der an ihn gerichteten letztern Fragen ausweichend; „dann hätte ich Ihnen eine vielleicht höchſt erwünſchte Nachricht von Ihrem Sohne Erich, dem Maler, mitzutheilen, die dieſer ...“

„Von meinem Sohne Erich?“ rief Pohland, ſich ganz vergeſſend; „mein Herr, wer ſind Sie?“

„Ein Freund Ihres Sohnes,“ war die Antwort, „auf der Reiſe nach Wien und weiter begriffen. Ich wagte vorhin nicht, Sie anzuſprechen, da Sie neben einem Herrn mit einer tſchechiſchen Mütze ſaßen, indem ich glaubte, ich täuſchte mich in Ihnen.“

„Und welche Nachricht hätten Sie mir von meinem Sohne mitzutheilen? ich kann mich wirklich nicht erinnern, Sie je mit Erich zuſammen geſehen zu haben.“

„Es muß aber doch ſein, mein Herr, denn ſonſt hätte ich ja nicht die Ehre, Sie zu kennen. Sie erinnern ſich wahrſcheinlich nur nicht daran. Es war in Breslau zu Ende März dieſes Jahres. Freilich trug ich damals eine

Digitized by Google

dunkle Haartour, weil — ich muß Ihnen meine Schwäche bekennen — weil ich, als ein noch nicht alter Mann, meiner bereits ſtark ins Graue ſchillernden Haare mich ſchämte. Man liebt es in der Welt nicht, einen Maler in Grau zu ſehen, man meint, es mangele ihm dann an Phantaſie. Beſſer als die Farbe meiner Haare iſt mein Phyſiognomieen-Gedächtniß, wie Sie ſehen."

„Nachricht von Erich?" wiederholte Pohland, davon angeregt; „laſſen Sie uns einen Spaziergang dorthin machen." Er deutete nach dem Ende des Baumganges. „Oder zurück, wenn es Ihnen beliebt, mein Herr."

„Nein, nein, der Lärm iſt zu ſtark, haben Sie die Güte, uns dorthin gehen zu laſſen, Sie fürchten ſich doch nicht im Dunkeln?"

„Ich fürchte nichts, mein Herr."

Pohland ſuchte es zu vermeiden, dieſe unerwartete Bekanntſchaft mit dem Manne mit der Swornoſtmütze zuſammenkommen zu laſſen, der ihn als Herr Placides kannte. Der Fremde gab, neben Pohland herſchreitend, den Abend, an welchem dieſer von Berlin flüchtete, als jenen an, wo er mit Erich nach der neunten Stunde aus einer von Wein und Politik aufgeregten Geſellſchaft nach Hauſe gehend, auf der Straße in Streit mit einigen Leuten aus den untern Ständen gerathen und in eine höchſt unangenehme Schlägerei gekommen ſei, zu welcher einige Poliziſten unglücklicher Weiſe ſich eingefunden, die nach altem Polizeigebrauche ſich nicht der Arbeiter, ſondern

Digitized by Google

ihrer, als beſſer gekleideten Leuten, hätten bemächtigen wollen, wahrſcheinlich in dem Glauben, daß ſie mehr Strafe zahlen könnten. Erich hätte wüthend um ſich geſchlagen, er ſelbſt, der Fremdling, indeß das Glück gehabt, ſich durch Flucht der Arretur entziehen zu können. Am andern Tage habe er Erkundigung eingezogen und die traurige Nachricht erhalten, daß einer dieſer Conſtabler bedeutend und lebensgefährlich darniederliege. Es würde Erich nichts genützt, mir aber geſchadet haben, hätte ich auch ſeine Haft theilen wollen," fuhr der Erzähler fort; „mochte er vielleicht meinen Namen genannt oder einer der Arbeiter am nächſten Morgen mich zufällig erkannt haben, ich weiß das nicht, nur weiß ich, daß in meiner Abweſenheit Poliziſten in das Gaſthaus kamen, wo ich wohnte, um mich zu arretiren. Der Wirth, den ich von früherher kannte, ſagte ihnen, ich ſei bereits abgereiſ't am Morgen und als ich nach Hauſe kam, war es natürlich, daß ich ſeine Ausſage um meiner ſelbſt willen wahr machte, da ich ohnehin einige Tage ſpäter wieder abreiſen wollte. Sie müſſen nämlich wiſſen, ich beſchäftige mich mit dem Handel mit alten Meiſterwerken und mache deshalb viel Reiſen." —

Pohland war durch dieſe Nachricht tief erſchüttert.

„Mein Gott, Erich!" ſeufzte er.

„Iſt der Herr in der Swornoſtmütze ein Freund von Ihnen?" fragte der Andere nach einer Pauſe.

„Ich habe ihn erſt hier kennen gelernt."

„Haben Sie keine Bekannten, keine Freunde hier in Prag?“

„Nein!“

Nach einer kurzen Pauſe pfiff der neben ihm Gehende ein Signal, Pohland achtete nicht darauf, wohl aber auf ein Geräuſch, das ſich neben dem Baumgange hören ließ, als breche Jemand durch das Blätterwerk. Sie waren nahe an der Pappelallee, das Rauſchen der Moldau wurde ſchon hörbar und troß der tiefen Dämmerung, welche über dem Waſſer lag, ließ ſich nach einigem längern Hinſchauen die periodiſch wiederkehrende Bewegung der Stromfläche erkennen.

„Was war das?“ fragte Pohland, ſtehen bleibend; „hörten Sie kein Geräuſch?“

„Gewiß, es wird ein Hund geweſen ſein, der durch das Strauchwerk geſprungen iſt. Laſſen Sie uns weiter gehen, es wird angenehm kühl, wir kommen dem Waſſer näher.“

„Nein, gehen wir zurück, wenn es Ihnen beliebt,“ ſagte Pohland.

„Wie Sie wünſchen, mein Herr.“

Sie wendeten um. Der Fremde pfiff daſſelbe Signal wieder. Da ſie beim Umdrehen ihre Plätze gewechſelt hatten, ſo ging Pohland, vorher an der linken, jeßt an der rechten Seite des Fremden, ſie ſprachen über gleichgiltigere Dinge, Pohland ſchien ſehr verſtimmt, ſeine Antworten

Digitized by Google

waren kurz. Plötzlich ſetzte er ſeine Cigarre in ſtarke Gluth.

„Sie ſcheinen ein großer Liebhaber vom Rauchen?“ ſagte der Andere.

„Ja!“

Mit dieſem Ja wendete ſich Pohland, ſtark an der funkenſprühenden Cigarre ziehend, daß ſie einen augenblicklichen Lichtſchein verbreitete, ſchnell nach ſeiner rechten Seite hin. In dem momentanen Lichte erblickte er kaum zwei Schritte von ſich entfernt die Geſtalt eines Mannes, deſſen Geſicht, von der Gluth beſchienen, er mit Entſetzen erkannte.

„Hubert!“ rief er.

Im nämlichen Augenblicke fühlte er ſich auch von dem Fremden, an deſſen Seite er bisher gegangen war, im Genick mit ſo rieſiger Kraft ergriffen, daß er mit einem dumpfen Laut zuſammenſank.

„Laſſen wir ihn ein Bad nehmen,“ ſagte der Fremde zu Hubert; „die Fiſchnatur, das ewige Schweigen, wird beſſer für ihn und uns ſein, — er iſt uns gefährlich.“

Mit einer Meiſterſchaft, die einem ausgelernten Banditen unter ſeines Gleichen Ehre gemacht haben würde, bog er Pohland rückwärts über eins ſeiner vorgeſtreckten Kniee und den Fauſtdruck in deſſen Nacken verſtärkend, ſtopfte er ihm ein Tuch in den aufgedrückten Mund.

„Legen Sie doch mit Hand an, Vincenz, knüpfen Sie das Tuch feſt am Hinterkopf, aber feſt.“

Vincenz bequemte ſich dazu.

„So, er iſt ſtumm wie ein Fiſch, ſchreiten Sie voran, Vincenz, recognosciren Sie.“

Während Vincenz ohne eine Gegenrede ſchweigend voran dem Moldauſtrome zuſchritt, warf der Lange, Hagere mit der Gewandtheit eines rüſtigen Atlethen, deſſen Muskelkraft im Ringſpiele geſtählt iſt, ſein Opfer, mit kräftiger Fauſt immer feſt im Nacken haltend und ihm Daumen und Zeigefinger tief unter die Kinnladen eindrückend, daß ihm die Sinne ſchwanden und die Cirkulation des Blutes gehemmt wurde, mit einem gewaltigen Ruck quer über die Schulter, daß der Kopf des dem Morde Geweihten an ſeiner Bruſt lag. Die Hand Vincenz's oder Hubert's hatte heftig gezittert bei dem Zuſammenknüpfen des Tuches am Hinterkopf des Unglücklichen, die rüttelnde Bewegung, die ſein ganzer Körper erfuhr, während dem er durch den Fremden getragen wurde und die ſogar auf den Fauſtdruck des Letztern einen Einfluß übte und ihn milderte, lockerte auch das Tuch mehr und mehr. Pohland gelangte wieder zu Athem und ſonach auch zur Beſinnung. Welch' entſetzliche Lage für ihn! Er wagte es nicht, zu ſchreien, er war ja in des Fremden Gewalt und das tiefe Schweigen ſeiner Mörder machte es ihm nur zu ſehr zur Gewißheit, daß ſein erſter Laut um Hilfe jedenfalls auch ſein letzter ſein würde. So kräftig auch ſein

Digitized by Google

Träger war, ſo keuchte er doch unter der Laſt Pohlands. So ſchweigend traten ſie aus dem Dunkel heraus, der Luftzug vom Waſſer wehte ſchärfer und kühler; es hatte ſich ein Wehen des Windes erhoben, der über die Stromfläche hinfuhr und ſie kräuſelte; die Pappeln rauſchten über den mit dem Antlitz gegen den Himmel Getragenen, als wollten ſie ſich entſetzensvoll erzählen von dem Morde, der hier in ihrer Nähe und im Antlitz des tiefdämmernden Himmels ausgeführt werden ſollte. Im ſtärkern und kühlern Luftzuge fühlte Pohland, wie ſie ſich ſchnell dem Moldauſtrome näherten. Plötzlich blieb ſein Träger ſtehen.

„Ziehen Sie aus meiner Rocktaſche die aufgewickelte Schnur, Vincenz, wir müſſen ihm die Hände binden.“

Während dem Hubert dieſer Weiſung Folge leiſtete, ſtand der Träger, der ſeine Laſt auf den Boden gelegt hatte, mit dem Fuße auf dem Rücken derſelben, wahrſcheinlich in der Meinung, ſein Opfer ſei bewußtlos.

Pohland hielt dieſen Augenblick für den einzig günſtigen, der ihm noch geboten ſei, ſich von dieſem ihm bevorſtehenden Tode zu retten. Er gab ſich eine ſchnelle Wendung, um ſeinen Mörder bei den Füßen nieder zu reißen; dieſer Verſuch mißglückte. Mit beiden Knieen ſtürzte der Fremde auf ihn nieder und nur ein einziger gellender Hilfsſchrei entquoll der Bruſt des Unglücklichen.

Ha, welche Leidenſchaftsloſigkeit ſeines Mörders! Kein Fluch, keine Zornaufwallung, keine Aeußerung eines Triumphes der Schadenfreude drang aus ſeinem Munde

Digitized by Google

„Halten Sie ſeine Füße, Vincenz!“ weiter ſagte er nichts. Jede Regung Pohlands wurde unmöglich gemacht, indem er ihm auf der Bruſt knieete und ihm ſo mit dem Athem auch die Kraft nahm.

Mit großer Schnelligkeit verſtopfte er den Mund des Unglücklichen und band ſeine Hände feſt zuſammen, dann warf er einen prüfenden Blick über die rauſchende Waſſerfläche hin, in der jenſeits die Streiflichter der aus den einzelnen am Ufer ſtehenden Häuſern ſchimmernden Beleuchtung wiederſpiegelnd auftauchten und ſcheinbar von Welle zu Welle getragen auf= und niederſchwebten und doch immer an derſelben Stelle hafteten, als hätten ſie Grund gefaßt in der Tiefe. Schweigend hob der Mann ſein wehrlos gemachtes Opfer in die Höhe, trat die paar Schritte an den Uferrand vor — ein Fall ins Waſſer und die That war vollbracht. Sein Geſicht mit den Händen bedeckend, entfernt von dem Uferrand, ſtand Hubert — von der Mitte der Inſel her ſchallte die luſtige Weiſe einer böhmiſchen Polka, aber auch das laute Gebell einer engliſchen Bulldogge, die mit raſenden Sprüngen auf den noch am Waſſer ſtehenden Mörder losfuhr, der mit Hubert die Flucht ergriff und, da ihn das Thier nicht verfolgte, im tiefen Schatten der hohen Bäume und des vielen Strauchwerkes verſchwand.

Digitized by Google

Im Schloß zu Innsbruck, der Hauptſtadt Tyrols, gabs zu dieſer Zeit viel Treiben, der Kaiſer hatte ſein Aſyl in der dortigen Hofburg aufgeſchlagen und dieſe den Bewohnern Innsbrucks aufgegangene, zwar etwas ſehr verblaßte Sonne der Majeſtät warf genug Strahlen, um die freie und friſche Bergluft, ohnehin ſchon verpeſtet durch die überſchwenglichſte Dummheit der Pfaffen, vollkommen zur Hofatmoſphäre umzuwandeln. Jeſuiten aller Art und in allen Kleidungen ſammelten ſich damals in Innsbruck, und der politiſchen Thätigkeit, der ſich Alle, nach Einem Zwecke hinarbeitetend, annahmen, ſchien kein Ende. Mitten in dieſem geſchäftigen Leben war der kranke Kaiſer mehr und mehr ein Schatten geworden, deſſen Macht nicht weiter reichte, als der Raum, den er bewohnte, Weite hat und an deſſen Stelle andere Leute regierten, die im herzlichſten Einverſtändniß mit den überſeeiſchen Freunden allmählig die Fäden ſpannen, welche ſpäter für die Freiheit Oeſtreichs, vorzüglich der Wiener, ein Netz wurden, das die trefflichſten Dienſte that und ſämmtliche von Freiheit ſchwindelnde Köpfe wie in einem Sacke auffing. In der Mitte des Juni hatten die Innsbrucker ein höchſt ſeltenes Vergnügen zu genießen. Der Freiherr Joſeph Jellachich von Buszin, vom Kaiſer, Manche ſagten auch von der Erzherzogin Sophie, zum Banus von Kroatien ernannt, war mit einer ſlaviſchen Deputation eingetroffen und Ständchen und Fackelzug zu ſeiner Ehre brachten das ſonſt friedliche Innsbruck in außergewöhnliche

Bewegung. Es war in der Mittagsſtunde des Tages nach ſeiner Ankunft, als der Ban in Begleitung ſeiner kroatiſchen und ſlavoniſchen Deputirten im feierlichen Zuge der kaiſerlichen Burg zuritt, um dort in einer Audienz dem Kaiſer die Wünſche und den Eifer der Kroaten und Slavonier für das Haus der Habsburger auszuſprechen. Die fremdartige romantiſche Kleidung dieſer Deputation und vorzüglich die herrliche, ſchöne Geſtalt Jellachichs in dem glänzenden und reichen phantaſtiſchen Coſtüm der an aſiatiſche Farbenpracht erinnernden ſlaviſchen Nationaltracht riſſen das Volk zu den lebhafteſten Aeußerungen des Beifalls hin.

Im alterthümlichen Audienzſaale der Innsbrucker Burg hatte ſich der niedere Hofſtaat verſammelt, die Flügelthüren ſprangen auf und an der Seite der Kaiſerin trat der ſchwache, kranke Monarch ein, deſſen bleiches Antlitz hinlänglich bezeugte, wie wenig er geneigt ſei zu blutiger Entſcheidung der Schickſale ſeiner Völker, die ſo lange geſchmachtet hatten unter dem Joche Metternichs. Sein etwas langes, den vollkommenſten Ausdruck der Habsburger Phyſiognomie zeigendes Geſicht trug den unverkennbaren Stempel einer Gutmüthigkeit, welche man einen öſtreichiſchen National-Charakterzug nennen darf. Dem kaiſerlichen Paare ſchloß ſich die Erzherzogin Sophie mit ihrem Gemahl an, denen der älteſte Prinz aus ihrer Ehe folgte. Ihnen nach zog feierlich der hohe Dienſt mit allen ſeinen Ordensbändern und Auszeichnungen, begleitet von

Digitized by Google

dem Gouverneur Brandis und dem Generalmajor Eliatſcheck, die hier gleichſam im Namen des ganzen Tyrols die Honneurs machten. Der charakteriſtiſchen Geſichter gab es nicht allzuviel in dieſer durch und durch edelblütigen Verſammlung, die meiſten trugen das Gepräge der Flachheit, des Stolzes, eines blaſirten Selbſtbewußtſeins. Die beiden politiſchen Hauptfiguren dieſes glänzenden Schauſpiels waren die Erzherzogin Sophie und Jellachich, Beide ausgezeichnet durch den feurigen, ſeelensvollen Ausdruck des Blickes, welcher lebendigen thatkräftigen Geiſt verkündete, der Ban noch beſonders durch eine edle, männliche Schönheit und ein den Anflug von heiterer Luſt tragendes Antlitz, zu dem der Waffenſchmuck und das reiche phantaſtiſche Coſtüm außerordentlich wohl ließ.

Der Ban ſchritt, die Linke an das Säbelgefäß gelegt und zugleich die Kopfbedeckung in den Fingern derſelben haltend, die Rechte aber auf das Herz gepreßt, mit feſtem Schritt nach dem Thronſeſſel zu, den der Kaiſer einnahm. Dort ſank er auf das Knie nieder und harrte ſchweigend der Anrede der Majeſtät, die bald mit ſchwacher Stimme erfolgte, die nur bei der gänzlichen lautloſen Stille in dem weiten Raume verſtanden werden konnte.

„Ew. Majeſtät!“ hob der Ban an, „der Sohn Kroatiens begrüßt in tiefſter Ehrfurcht ſeinen Herrn und Kaiſer. Kroatien, das von Gott reich geſegnete, unter Allerhöchſt Ihrem Scepter glückliche Land erwartet den Ruf Ew. Majeſtät, um den Uebermuth der Magyaren zu bekämpfen mit

allem Eifer eines treuen Volkes. Man hat uns eine Idee untergelegt, deren Gedanke ſchon Verbrechen, eine Idee, die nur die Treuloſigkeit eines Magyaren erſinnen konnte. Man bezichtigt uns, das Kaiſerthum ſtürzen, unſere Nationalität zu der allein berechtigten erheben zu wollen. So giebt man dem Schrei der Entrüſtung, den die ſlaviſchen Provinzen Ew. Majeſtät gegen die Bevormundung und den Uebermuth der Magyaren ausgeſtoßen haben, das Gewand des Hochverrathes und doch bieten wir dieſem ſtolzen Brudervolke die Hand zur Sühne. Ew. Majeſtät rufen wir an, dieſen Streit Kraft Ihrer Oberhoheit ſchlichten zu wollen, damit zwei ſtets edle Völker ſich wieder umarmen in Frieden. Jeder Tropfen unſeres Blutes gehört unſerm Herrn, unſerm gütigen Kaiſer, für Ihn beten wir in unſern Kirchen, für Ihn ſchlagen unſere Herzen, Ihm allein ſind wir unterthänig und treu und die heiligſte Pflicht der ſlaviſchen Mütter iſt es, ihren Kleinen den ſchönen Spruch zu lehren: „Gott erhalte unſern Kaiſer!““

Dieſe Rede, mit dem Talente eines Redners geſprochen, wie dieſer Kroatenban es beſitzt, machte eine ſichtbare, große Wirkung auf die Verſammlung, man ſah viele Schnupftücher vor ſchönen Augen und der Kaiſer reichte dem Knieenden die Hand zum Kuſſe und gab ihm den Wink ſich zu erheben.

Als Sieger ſtand der Ban vor dem Throne ſeines Herrn, Aller Augen ruhten auf ihm mit Theilnahme.

Dieſer Mann, von kleiner Statur mit der hohen

Digitized by Google

Stirn, die Geiſt, Energie und Tiefe verräth, ſtand jetzt ſtolz und kühn aufgerichtet in der Mitte des Saales, als wäre er der Bewunderung gewiß. Einige ſeine Stirn durchziehenden, leichten Furchen bekunden einen ſeltenen Fleiß in den Wiſſenſchaften, ein lebhaftes Temperament. Die ſchwarzen, dichtbeſchatteten Augen zeigen einen zwar durchdringenden aber freundlichen Blick, in dem Muth, Ausdauer, Milde und große Entſchloſſenheit gepaart ſind. Die Geſichtszüge, ſcharf gemeißelt und edel, arabiſch braun gefärbt, tragen das Gepräge einer gallig-nervöſen Natur, wie alle ſeine Geberden den Ausdruck der freien Kühnheit, wie ſie einem ächten Sohne des Südens geziemt.

Der Kaiſer entgegnete ihm mit ſichtbarem Wohlwollen, daß der Erzherzog Johann, auf Erſuchen Ungarns, mit der Vermittlung zwiſchen den beiden Nationen beauftragt ſei und empfing den Dank des Bans für dieſe Verheißung des Friedens. Damit war dieſe ceremonielle Audienz geendet und der Kaiſer zog ſich, gefolgt von den Mitgliedern ſeines Hauſes und dem großen Dienſt, zurück in ſeine Gemächer, während der Ban ſtolz und freudig die von einer ungeheuern Menſchenmenge belagerte Burg verließ und von der letztern die unverkennbarſten Zeichen des Beifalls ihm gegeben wurden.

Dem Gefolge des Kaiſers hatten ſich mehre Cavaliere angeſchloſſen, die aus Anhänglichkeit zum Kaiſerhaus Wien verlaſſen und nach Innsbruck ſich übergeſiedelt hatten. Auch Graf Aloys Falkenhayn mit ſeiner Gemahlin und

Digitized by Google

Theodelinde befanden ſich unter den Uebergeſiedelten. Die Gemahlin Falkenhayns hatte mithin vollkommen Gelegenheit, in dieſem ſelbſtgewählten kaiſerlichen Exil oder Aſyl ihre Erinnerungen von ehemals zu bereichern. Die alte Dame hatte nichts von dieſem Talente, die leidige Gegenwart mit den Reminiscenzen einer zwar glänzenden aber eben ſo ränkevollen Vergangenheit auszuſchmücken, und Theodelinde genoß immer noch das langweilige Vergnügen, ihr zuzuhören.

Die dem Banus gewährte, ſo glänzende Audienz bot natürlich in allen ariſtokratiſchen Geſellſchaften zu Innsbruck den reichſten und am Meiſten auszubeutenden Stoff der Converſation.

Am Nachmittag deſſelben Tages fanden ſich der Graf, Valeska, Theodelinde und Eveline von Thonradeln in dem Zimmer der Gräfin zuſammen. Der Graf ſchritt, nach ſeiner Gewohnheit die Hände auf den Rücken gelegt, auf und nieder, den Kopf tiefſinnend auf die Bruſt geſenkt, während die alte Dame über das heute ſtattgefundene Ereigniß ſehr lebhaft ſprach und Vergleiche aus dem unerſchöpflichen Quell ihrer Erinnerungen aufſtellte.

„Ach!“ ſagte ſie, „dieſer Ban von Kroatien erinnert mich lebhaft an Se. Majeſtät den Kaiſer von Rußland. Dieſer ſchöne, glänzende Monarch hatte viel Unglück mit ſeiner kaiſerlichen Gemahlin, ſie tanzte ſehr ſchwer.“ —

Eveline lachte herzlich. „Rechnen die gnädige Frau das für ein ſo großes Unglück?“ fragte ſie.

Digitized by Google

„Ah, ma bonne, es iſt für eine Dame ein kaum zu überſehender Mangel in Geſellſchaften!“ entgegnete die alte Dame. „Se. Majeſtät der Kaiſer tanzte köſtlich, auch ich war einmal ſo glücklich, von Allerhöchſtdemſelben zum Tanze aufgefordert zu werden. Ah, eine herrliche Erinnerung, ich vergeſſe ſie nie! Es war ein großes Mißverhältniß zwiſchen Sr. Majeſtät und der Kaiſerin. Sie gab nie Feſte und bediente ſich auch nur einer ſehr einfachen, für eine Majeſtät zu einfachen Equipage. Obgleich ſie mit ihrem hohen Gemahl in der kaiſerlichen Burg (zu Wien) in neben einander anſtoßenden Zimmern wohnten, ſahen ſie ſich doch ſelten. Die Aermſte! freilich ſie manquirte an dem Talente, wodurch Damen hoher Abkunft zu glänzen pflegen, es fehlte ihr die graziöſe Leichtigkeit im Tanze.“

„Verzeihen Sie, gnädige Tante, daß ich mir erlaube, hinſichtlich der Kaiſerin Eliſabeth von Rußland Einiges zu erwähnen, was Sie nicht berührten und was dieſen duldenden Engel von einer Frau in ein anderes Licht ſtellen dürfte, als dasjenige iſt, in dem Sie ſie zu ſchildern beliebten,“ entgegnete Valeska.

Die alte Dame begnügte ſich mit einem „So, ſo!“, obwohl der Aerger, ſich von der Nichte belehrt zu ſehen, ſich ſehr bemerkbar in ihren Zügen machte; indeß ſeit Valeska in ihrer Stellung bei der Kaiſerin deren Gunſt in hohem Grade genoß, ſchien es, als wenn die Gräfin Tante einige Rückſichten gegen ſie zu nehmen pflege.

Digitized by Google

„Man hatte der hohen Frau das Herz ihres Gemahls entwendet, ſeine erſte Neigung zu der jungen und ſchönen Fürſtin Czartoryska (Schweſter Adams Czartoryski) wurde von ſeiner Großmutter der Kaiſerin Kathariana geſtört, ſie verheirathete Eliſabeth an ihn, und die Sanftmuth, das leidende, nachgebende Weſen ſeiner Gemahlin, der ſeelenvolle Blick der blauen Augen dieſer reizenden Blondine feſſelten das Herz des jungen Alexanders und ließen ihn Czartoryska vergeſſen, die von Katharina an Nariſchkin verheirathet worden war, deſſen Schulden die Kaiſerin mit der Bedingung zahlte, daß Nariſchkin mit ſeiner Gemahlin entfernt von Petersburg leben ſollte. Dieſe Entfernung des Gegenſtandes ſeiner Neigung war Eliſabeths Glück. Aber als Katharina geſtorben, ließ Alexanders Mutter, die Kaiſerin Marie, eiferſüchtig auf Eliſabeth, ihre Schwiegertochter, daß dieſe nach dem Tode Pauls, des Vaters Alexanders, durch ihre Macht über den jungen Kaiſer ihr in der Luſt zu regieren, ein Hinderniß werden könnte, Nariſchkin mit ſeiner ſchönen Frau zurück an den Hof kommen und was ſie berechnet hatte, traf ein. Alexander erneute ſein Verhältniß mit der Nariſchkin und Eliſabeth wurde von nun an unglücklich.“

„So, ſo!“ ſagte die alte Dame und fügte mit bitterer Ironie hinzu, indem ſie ſich zu Eveline wendete: „Sehen Sie, Fräulein von Thonradeln, ich werde bald ſo glücklich ſein, meine theure Nichte mit irgend einem Profeſſorate an einer Univerſität bedacht zu ſehen.“

Digitized by Google

„O, Valeska iſt zehn Mal klüger als ich," ſagte die heitere Eveline, „das weiß ich ſchon. Ich möchte nu wiſſen, wo ſie das Alles her hat?"

„Aus Büchern," warf Theodelinde leicht hin, und in dem Tone drückte ſich die vollkommenſte Langeweile aus, an der dies kleine, zierliche Dämchen ſtets zu leiden pflegte.

„Theodelinde hat Recht, die Wahrheit lernt man nicht in den Vorzimmern der Fürſten kennen," ſprach Valeska; „mancher ſchwere Irrthum würde nicht zu bereuen ſein, wenn die Wahrheit leichter Zugang zu dem Herzen Derer fände, die auf der Höhe des Lebens ſtehen."

Die alte Dame warf einen Blick großer und tiefer Indignation auf die Nichte, und ein ſehr mißliebiges „hm! hm! ſo! ſo!" war die einzige Entgegnung, welche ſie auf dieſe, ihr höchſt ärgerliche Aeußerung Valeska's hatte.

Wir knüpfen hier die kurze Schilderung der kleinen Ereigniſſe an, welche ſeit den Märztagen in dieſer hocharistokratiſchen Familie geſchehen waren.

Egon galt in den Augen des gräflichen Ehepaares als ein geſtorbenes Familienglied, welches keine Erbſchaft hinterlaſſen und deswegen auch keine beſondere Erinnerung verdient. Er hatte ſeit dem Tage, wo er das Hotel ſeines Großvaters verließ und zu ſeiner Großtante, der Gräfin Waldenried, überſiedelte, daſſelbe nicht mehr betreten, jedoch hatte der Graf zu ſeinem größten Mißvergnügen in Erfahrung gebracht, daß dieſer Sprößling ſeiner Familie an allen

Digitized by Google

jenen, für Ariſtokraten alten Schlages höchſt ärgerlichen Bewegungen, die Wien und ſomit den größten Theil des Kaiſerreiches umwandelten, lebhaften Theil genommen und zu dem Studentencomité gehörte, von dem all dies Unheil ausgegangen war und leider noch ausging. Daß ein Glied einer ſo hochſtehenden Familie ſich ſo weit vergeſſen könne, an einer Revolution Theil zu nehmen, die nicht nur die Vorrechte der unumſchränkten Herrſchaft des Kaiſers und die Privilegien des anmaßenden Adels beſchränkte, ſondern auch — und das war die Hauptſache — ein Volk über ſeine Rechte aufklärte, welches bisher mit einer Lammsgeduld Alles ertragen hatte, was ihm die niederträchtige Politik ſeiner Lenker aufgebürdet, alſo eine Revolution der Geiſter, keine baierſche, die nur die Intereſſen des Magens berührt — dies Bewußtſein mußte jeden Ariſtokraten empören, und daher wurde der Name Egons gleichſam der Verachtung hingegeben und mit keiner Sylbe mehr im Hauſe der Falkenhayns erwähnt.

Das Gegentheil dieſes odiöſen Erlebniſſes lieferte Graf Ferdinand in ſeiner Karrière als Kammerjunker des Kaiſers. Seine ſchöne Figur präſentirte ſich ſehr vortheilhaft, und ſeine Geſinnungen als Stockariſtokrat im weiteſten Sinne des Wortes machten auf Leute, die alles Andere, nur nichts Volksthümliches lieben, den wohlthätigſten Eindruck, und er ſtieg durch ſein glattes gewandtes Benehmen dermaßen in Gunſt bei der Erzherzogin Sophie, daß ſie in ihm einen paſſenden Geſellſchafter für ihren älteſten

Sohn, den Prinzen Franz, erblickte. Mit dem beibehaltenen Titel „kaiſerlicher Kammerjunker“ trat Graf Ferdinand in dieſe neue Laufbahn, welche ihm ein außerordentlich glänzendes Ziel zu erreichen verſprach. Einem Charakter wie dem ſeinen, oder vielmehr einer ſolchen Charakterloſigkeit, wie er beſaß, war jedes Mittel zur Erlangung dieſes Zieles recht, und der Graf Bombelles, der kluge Leiter der Camarilla, die ſpäter den ſchwachen Kaiſer zu den traurigſten Handlungen verleitete, erkannte mit Vergnügen in Ferdinand ein ſehr brauchbares Werkzeug für volksfeindliche Pläne, um ſo brauchbarer, als der Graf nicht vermittelſt ſeiner geiſtigen Fähigkeiten irgend welchen hochfliegenden Abſichten dieſes ariſtokratiſchen Sonderbundschefs gefährlich werden konnte, vielmehr durch ſeine ſchmiegſame Natur nur nützlich. So nahm Graf Ferdinand als thätiges Werkzeug an jenen groben Täuſchungen Antheil, welche den ſchwachen Kaiſer aus ſeiner Hofburg zu Wien vertrieben und ſpäter aus ſeinem Luſtſchloß Schönbrunn zur eiligſten Flucht nach Innsbruck verleiteten. Die Adelsverſchwörung, welche Bombelles leitete und der es vor allen Dingen daran gelegen war, das Volk dem Kaiſer verhaßt zu machen, dem ſchwachen Monarchen Furcht für ſeine Sicherheit einzuflößen, verfiel auf die unwürdigſten Mittel, dies in Ausführung zu bringen. Das proviſoriſche Wahlgeſetz für den am 26. Juli zu eröffnenden Reichstag, welches die Wiener Zeitung am 11. Mai brachte, der Tagesbefehl, die Aufhebung des Centralcomité's der Nationalgarde betref-

fend, waren die Funken, welche das Volk aufzuregen beſtimmt waren, und auch wirklich ſo aufregten, daß **80,000** Arbeiter, mit allen möglichen Waffen verſehen, die Hofburg umlagerten. Man ließ den Kaiſer ans Fenſter treten, um dieſe Maſſen mit eigenen Augen zu ſchauen, und der ſchwache Monarch zitterte bei der ihm eingeblaſenen Erinnerung an das Schickſal Ludwigs des Sechszehnten von Frankreich. Ein Theatercoup mußte, nachdem man ihm den Gedanken, nach Tirols Hauptſtadt zu fliehen, eingeflößt, den er aber noch verwarf, den Ausſchlag geben. Man entfernte die Diener aus den den kaiſerlichen Zimmern nächſtgelegenen Gemächern, in den Letzteren erhob ſich das Geräuſch klirrender Säbel, Schlagen mit Flintenkolben an die Thüren, als ſei ein Haufe Rebellen ſchon in ſolche Nähe, die geheiligte Perſon des Kaiſers nicht achtend, vorgedrungen. Dieſe grobe Täuſchung, in Verbindung mit ſchon einige Tage früher dem Kaiſer vorgelegten, angeblich aufgefundenen Drohbriefen, welchen nach der Monarch aufgefordert wurde, binnen drei Tagen die Kaiſer-Franz-Statue zertrümmern zu laſſen und dafür eine Guillotine aufzurichten, vollendeten, was man wünſchte, der arme Kaiſer war von der Gefahr für ſein Leben überzeugt, und er fand ſich bewogen, in der Stille ſein Luſtſchloß Schönbrunn zu beziehen, nachdem dem Volke die ſtürmiſch verlangten Wünſche gewährt worden waren. Die eintretende Ruhe in Wien, dafür ſorgte Bombelles, wurde dem Kaiſer als die gewöhnliche Stille vor dem Ausbruch eines ungeheuern Wetters

Digitized by Google

vorgeſtellt, und von Stunde zu Stunde trafen immer übler lautende Nachrichten in Schönbrunn ein. Der Schlag mußte plötzlich treffen, wenn er von Wirkung ſein ſollte, denn man hatte einen ſchlimmen Feind, das gute Herz des Kaiſers zu fürchten, welchem es ſchmerzhaft war, Wien zu fliehen.

Der Kaiſer wandelte am Abend des 17. Mai am Arme ſeiner hohen Gemahlin durch die Laubgänge des Schönbrünner Gartens, der Abend war ſo ſchön, die Luft mild, ruhig, — das krankhafte Antlitz des Monarchen ſchien im Widerſchein der Abendſonne den Anflug einer geſunden Röthe zu tragen.

„I weiß halt nit, was die Leut in Wien no wollen?“ ſagte er mehr vor ſich hin, als zur Kaiſerin, „i hab' ihnen Alles bewilligt, Alles. Wiſſen's doch, daß i a Herz hab für mein Volk, und machen mir ſolchen Kummer, der mi halt a biſſerl z' ſchwer trifft — i habs nit an meine Wieneriſchen verdient.“

„Weiß Se. Majeſtät, der Kaiſer?“ rief Bombelles Stimme in den entferntern Gängen.

„Iſt dös nit dem Bombelles ſein' Stimm? was hat's denn ſchon wieder?“ fragte der Monarch ſtehen bleibend.

Der Bombelles kam mit dem Kammerjunker Falkenhayn eilig auf ihn zu.

„Laufen's nit ſo, Bombelles! was haben's denn?“ rief ihm der Kaiſer entgegen.

„Ew. Majeſtät beſchwöre ich im Namen des Him=

mels,“ rief Bombelles athemlos, „fliehen Sie! fliehen Sie, ehe es zu ſpät wird! Dieſe Briefe, die von einem nächtlichen Ausbruche einer furchtbaren Revolution ſprechen, bringt ſoeben der Kammerjunker hier mit aus Wien.“

Die Angſt der Kaiſerin, der Ausbruch der Verwünſchungen über die ſchändlichen Hochverräther zu Wien von Seiten der Erzherzogin Sophie, die unter Thränen ſprechenden Bitten der kaiſerlichen Umgebung trieben den getäuſchten Monarchen zur augenblicklichen Flucht nach Tirol, und zwar auf eine Weiſe, die, vorher erwogen, das Mitleid der Provinzen für den kaiſerlichen Flüchtling in Anſpruch nehmen mußte — Alles bezeugte, daß dieſe Flucht über Hals und Kopf gegangen. Es war gelungen, den Kaiſer ſeinem Volke zu entreißen. Bombelles zweite Hoffnung, die Monarchie in die Arme des Tſchechen- oder Slaventhums zu werfen, ſcheiterte an dem deutſchen Sinne des getäuſchten Monarchen, und für dieſen fehlgeſchlagenen Plan mußte natürlich ein anderer angeſponnen werden, der weitverzweigter freilich, aber deſto ſicherer die den Gewaltigen entriſſene Herrſchaft wieder erobern ſollte. Dieſer Plan, entworfen in London, befeſtigt in Petersburg und Berlin, war ein kunſtvolles Gewebe feiner und grober Intriguen, dem alle Klaſſen Reactionaire Beiſtand leiſteten und der theils, das Volk (hiermit iſt nicht ein Volk allein gemeint) aufzuwiegeln und zu Exceſſen zu treiben, von jeſuitiſchen Agenten in allen Formen ausgeführt wurde, theils in den höheren und höchſten Regionen der Höfe von

Digitized by Google

den ſchlaueſten Diplomaten ſeine Erledigung fand. Graf Ferdinand Falkenhayn befand ſich in einer ſolchen Miſſion in Berlin, während ſein Großvater ſich in Innsbruck als ein ſehr thätiger Reactionair gerirte. Die Ereigniſſe hatten die kaiſerliche Familie und die hohe Ariſtokratie in eine enge Verbindung gebracht, das Innsbrucker Aſyl oder auch Exil mußte natürlich die Letztere noch ſympathieenreicher machen, und ſomit erlebte die Freiheit der Berge Tirols mitten in ihrem gigantiſchen Schooße eine faſt lächerliche Parodie. Aus dieſen freien Bergen hervor ſpann ſich ja das Netz zur Unterdrückung der Völker=Freiheit. In den Familienverhältniſſen der Falkenhayns hatte ſich unterdeſſen ein ſehr günſtiges Prognoſtikon erwieſen. Fräulein Eveline von Thonradel war die Erbin eines außerordentlich großen Vermögens durch den Tod eines ihrer Verwandten geworden, und die beiden gräflichen Großeltern hatten für ihren Enkel Ferdinand um die Hand dieſer reichen Erbin geworben. Eveline ſetzte dieſer Werbung keinen Widerſtand entgegen. Ferdinand beſaß die glänzende Tournüre eines Cavaliers, wie man ſich dieſelbe nur wünſchen konnte, war dabei ein ſchöner junger Mann, beliebt in allen Cirkeln, von einem angeſehenen Hauſe und, was Evelinen beſonders anſprach, lebeluſtig. Evelinens heiteres Gemüth träumte ſich mithin an der Seite eines ſolchen Gatten eine fröhliche Zukunft, und ſie war daher auf Einladung des Grafen Großvaters nach Innsbruck gekommen, da man Ferdinand von Berlin aus daſelbſt erwartete.

Digitized by Google

Mit ihrer Nichte Valeska lebte die Gräfin Tante faſt auf demſelben Fuße wie früher, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie gegen dieſelbe einige Rückſichten beobachtete, da Valeska in einer gänzlichen Unabhängigkeit von ihr, hinſichtlich ihrer Stellung bei der Kaiſerin, lebte. In der That konnte ſich Valeska der beſondern Gunſt ihrer kaiſerlichen Herrin rühmen, und dieſer Umſtand war eben bei der Gräfin Tante Haupturſache des veränderten Benehmens gegen die Nichte, deren Charakter ſich eben durch das Bewußtſein einer gewiſſen Selbſtſtändigkeit ſchnell entwickelt hatte. Das freie, offene Weſen dieſer jungen Dame war natürlich für die Kaiſerin, welche ſelten, vielleicht auch noch nie, Perſonen in ihrer Nähe geſehen, die ohne Scheu und doch mit der größten Ehrerbietung die Wahrheit ausſprachen, pikant, wie alles Seltene dieſen Eindruck hervorbringt; vielleicht auch fühlte ſich das ſonſt verſchloſſene Herz der Kaiſerin zu Valeska mehr als zu Jemand Anderm in ihrer Nähe hingezogen, weil eben der Umgang mit ihr von beſonders wohlthuender Einwirkung auf ſie war, ſie erheiterte, weil die Wahrheit in dem Munde einer ſo ſchönen Jugend keinen Verdacht auf irgend eine Abſichtlichkeit, auf eine verborgen dahinter lauernde Intrigue zuließ, Valeska nie für ſich einen Vortheil oder Begünſtigung beanſprucht hatte. Dieſe ſichtbare Gunſt der kaiſerlichen Frau übte indeß auf Andere eine ſehr unangenehme Rückwirkung. Die Favoritin der Kaiſerin, Cibbini, empfand nur zu ſehr den Einfluß dieſer Nebenbuhlerin, und in dem Herzen dieſer intriguenreichen

Frau hatte deshalb ein tiefer, wenn auch unter dem Schein höfiſcher Freundlichkeit verborgener Groll Wurzeln geſchlagen. Trotz aller Erfindungsgabe, die ſonſt der Cibbini nicht mangelte, war es ihr bis jetzt unmöglich geweſen, eine Intrigue zu Valeska's Nachtheil anzuſpinnen, obwohl mehre Gleichgeſinnte gern die Hand dazu geboten hätten, da die Einwirkung Valeska's ſich nicht allein auf die Kaiſerin beſchränkte, ſondern auch auf den Kaiſer überging und manchen Beſchluß milderte, der von der Camarilla aus dem Kaiſer zur Genehmigung vorgelegt wurde. Dieſen Einfluß zu beſeitigen, erſchien demnächſt für Viele eine außerordentliche Nothwendigkeit. Valeska ſelbſt ahnte Nichts davon, ihr unbefangener, jeder Intrigue ferner Sinn war zu ſtolz, um ſich nur ſolch einem Gedanken hinzugeben; obwohl am Hofe lebend, war ihr doch das höfiſche Weſen fremd geblieben. Oft giebt ſich das weibliche Herz ganz eigenthümlichen Richtungen hin und findet darin ein Glück. Nichts wäre Valeska leichter geweſen, als unter den Cavalieren des kaiſerlichen Hofes Anbeter zu finden, ihre Schönheit berechtigte ſie dazu, Huldigungen zu empfangen, und doch konnte ſich keiner der Cavaliere mehr als eines gewöhnlichen Lächelns von ihr rühmen. Valeska liebte Egon, die Entfernung, in welcher ſie von ihm lebte, trug dazu bei, die unſchöne Geſtalt deſſelben ihr vergeſſen zu laſſen. Nicht eine glänzende äußere Erſcheinung hatte ihr Herz beſtochen, es war eine geiſtige Liebe, welche ſie an Egon feſſelte, baſirt auf die Hochachtung vor ſeinem edlen Charakter. Sie

Digitized by Google

ſtand mit ihm in lebhafter Correſpondenz, welche natürlich nicht auf direktem Wege vermittelſt der Poſt an ſie gelangte, ſondern durch ein Wiener Handlungshaus, das in Innsbruck eine Commandite beſaß. Valeska empfing auf dieſe Art die treueſte Darſtellung der Wiener Zuſtände, und dieſe Kenntniß ſetzte ſie in den Stand, ihre Herrin über ſo Manches aufzuklären, was derſelben aus einem ganz andern Geſichtspunkte geſchildert worden. Valeska erfüllte die Aufgabe, welche ihr Egon als eine der ſchönſten und edelſten geſchildert hatte, Vertreterin der Wahrheit und des Rechtes in der Nähe des Thrones zu werden, mit Eifer und Stolz. Er ſorgte dafür, daß ſie Einſicht in die Regierungs= wie häuslichen Verhältniſſe der Regenten, in die des Volkes empfinge, und ſandte ihr Bücher und Schriften mit, welche er für ſie ausgeſucht hatte, und die den Zweck, ihr Wiſſen zu bereichern, auszubilden, erfüllen konnten. Und Valeska unterzog ſich mit Freuden dieſer geiſtkräftigenden Beſchäftigung in ihren Mußeſtunden, ſie lernte Vieles kennen, was ihren Anſichten eine beſtimmte Richtung, ihrer Denkweiſe einen feſten Grund verlieh. Ihr Gefühl für das Recht erhielt eine edle Stütze in den Beweiſen, wie ſehr man das Recht unterdrückt hatte. Sorgſam bewahrte ſie das Geheimniß dieſer Correſpondenz mit Egon, ebenſo die Bücher, welche ihr dieſer zuſandte. Theodelinde hatte ſie einmal, im Leſen vertieft, überraſcht, und daher war auch die hingeworfene Erklärung: „Aus Büchern“ dieſer kleinen und an dem größten Uebel der Welt, an der Langeweile leidenden Dame

Digitized by Google

entſprungen. Theodelinde, in ihrer behaglichen, leidenſchaftloſen Bequemlichkeit, hörte mit wunderbarer Ausdauer die ſich ſehr oft wiederholenden Erinnerungen aus der Glanzperiode der alten Dame an, die ſtets von ihr „alte Fabeln“ genannt wurden. Indeß dieſe, an einem ſo jungen Weſen außerordentlich überraſchende Trägheit verlor ſich augenblicklich, wenn Eines oder das Andere ihrer Großeltern im Geſpräche Egons erwähnten und ihrer Galle bei ſolcher Gelegenheit freien Lauf ließen. Theodelinde, bei allen Veranlaſſungen gleichgiltig, theilnahmlos, entfaltete dann eine eben ſo überraſchende Lebhaftigkeit, ſie vertheidigte ihren Bruder, zwar nicht mit vielen Worten, aber mit einer Energie, mit einem plötzlich zum Durchbruch kommenden Zorn, daß in ſolch einem Momente leicht der Schluß zu fällen war, wie die gewöhnliche Kälte und Gleichgiltigkeit bei ihr einer Schneedecke gleiche, die, durch einen günſtigen Sonnenblick gelöſ't, das leidenſchaftsloſe Weſen in ein leidenſchaftliches umwandeln dürfe.

Wir nehmen die Scene wieder auf, welche wir unterbrachen und die ſich bezüglich der Zurechtweiſung, die die alte Dame erfahren, etwas unangenehm geſtaltet hatte, aber glücklicherweiſe durch die Meldung eines Dieners, die Ankunft des Beichtvaters des Königs von Neapel und des Grafen Ordon betreffend, einen Ableiter erhielt. Beide Genannte traten ein, der Erſtere, ein wohlgenährter Jeſuit, deſſen wunderbare Eigenſchaften als Intriguant ſogar in Neapel mißliebig und Urſache ſeiner Entfernung geworden

Digitized by Google

waren, der Zweite, ein ungariſcher Magnat, der, allen Patriotismus ſeiner Landsleute verleugnend, die ſchwarzgelbe Farbe trug, das heißt, gut kaiſerlich geſinnt war.

Pater Cocle, der königl. Beichtvater, beſaß die vollkommenſte Hofmanier, ein immerwährend freundliches Lächeln, unterſtützt von der äußerlich zur Schau getragenen Würde eines hochgeſtellten Prieſters, während Graf Ordon das brüske, verletzende Weſen des magyariſchen Großadels in Blick und Geberden wies.

Der Graf ſtellte die drei jungen Damen ihnen vor.

Pater Cocle ſagte, auf Valeska blickend:

„Ich habe, wenn ich nicht irre, ſchon geſtern das Vergnügen gehabt, dieſe junge ſchöne Dame zu ſehen.“

„Bei der Kaiſerin, gewiß,“ bejahte Graf Falkenhayn.

„Erſt morgen iſt mir eine Audienz bei Allerhöchſtderſelben beſchieden — in dem großen Gewölbe der Herren Fiorenzi in der Hofgaſſe glaube ich die gnädige Comteſſe geſehen zu haben,“ entgegnete der Jeſuit.

Der Anflug einer Verwirrung markirte ſich für einen Augenblick auf Valeska's Antlitz.

„Ich war daſelbſt, habe aber nicht die Ehre gehabt, den hochwürdigen Herrn zu bemerken,“ antwortete ſie.

„Beruhigen ſich die ſchöne Comteſſe darüber, es iſt kein Unglück,“ lächelte der Jeſuit, „ich ſtand allerdings in der Tiefe des großen Ladens in einer Fenſterniſche.“

Ein lächelnder Blick auf Valeska aus den Augen des freundlichen Jeſuiten ſchien dieſer anzudeuten, daß er die

Urſache kenne, weshalb ſie im Gewölbe der Herren Fiorenzi geweſen. Indeß er war artig genug, ſie in keine größere Verlegenheit zu bringen. In der That fühlte ſich Valeska peinlich dadurch berührt. Das Handlungshaus Fiorenzi war daſſelbe, durch deſſen Vermittlung ſie Egons Briefe empfing. Indem der Jeſuit bei ihrer Anweſenheit daſelbſt auch da geweſen, war er ja Zeuge geworden, daß ſie nach einem etwa eingelaufenen Briefe gefragt hatte. Ihr Geheimniß ſchien daher in etwas gefährdet, da es, wenn auch nur annähernd, doch immer ſchon zur Kenntniß eines Andern gekommen war. Dies beſchäftigte Valeska außerordentlich, doch da ſie zu bemerken glaubte, der Jeſuit habe nur zufällig dieſes Umſtandes erwähnt, ohne auf ihn ein beſonderes Gewicht zu legen, da durchaus keine weitere Rede davon geſchah, ſo wurde ſie wieder ruhiger. Pater Cocle, in Neapel berüchtigt ob ſeiner Gewalt über den König, hatte mit ſeinem Poſten als Beichtvater durchaus nicht die Einmiſchung in die Regierungsgeſchäfte aufgegeben, und befand ſich am Hofe zu Innsbruck, um die geheimen Verbindungsfäden zwiſchen dieſem und dem neapolitaniſchen zu leiten. In ſeiner Perſon hatte ſich der Erzfeind aller Freiheit verkörpert. Die Unterhaltung betraf natürlich die Ereigniſſe der Zeit, an denen die Könige ſchwach darnieder lagen. Der Magyar fand es als ganz unumgänglich nothwendig, daß Oeſterreich zu den Slaven halten müſſe, um des Kaiſerthrones ſicher zu bleiben.

„Sie verleugnen die Geſinnungen Ihrer Nation,“ be-

merkte ihm Valeska, „bisher hat dieſelbe die Slaven als ihre Feinde betrachtet.“

„Eine ganze Nation kann irren,“ antwortete Ordon ſtolz, „der Kaiſer iſt unſer König, und alle Die, welche ſich ſeinen Befehlen widerſetzen, ſind Rebellen. Ich will nicht zu dieſen gehören und noch weniger mich unter die Diktatur eines Koſſuth ordnen. Dieſes Koſſuth Ehrgeiz ſtrebt nicht allein nach dem Ruhme, dem Kaiſer Widerpart gehalten zu haben, er will Ungarn allein beherrſchen. Nach einem heute mir zugegangenen Briefe ſcheut man ſich ſogar nicht, Frankreich um Hilfe anzurufen, um den offenen Aufſtand gegen den Kaiſer mit Zuverſicht auf Unterſtützung beginnen zu können. Graf Teleki iſt mit dieſer Miſſion nach Paris, um dort zu unterhandeln.“

„Abſcheulich!“ rief Graf Falkenhayn, „abſcheulich! das iſt Landesverrath.“

„Der Herr Graf würde ſeine redlichen Geſinnungen verleugnen, wenn er ſich um der Nationalität willen zu den Rebellen hielte,“ ſprach Cocle mit einem ſcharfen Blick auf Valeska.

Dieſe enthielt ſich von nun an jeder Bemerkung, beſonders da ſie der gnädigen Tante Zornblick gewahrte, in welchem zugleich eine Schadenfreude durchblitzte, ſie von dem Jeſuiten zurechtgewieſen zu ſehen.

Als man auf den Zuſtand Deutſchlands bezüglich der Verſuche des Volkes, dem Adel ſeine Macht und Privi=

Digitized by Google

legien zu nehmen, zu ſprechen kam, ſagte Pater Code mit Entſchiedenheit:

„Man darf ſich über dergleichen Abſcheu erregendes Gebahren nicht verwundern, denn in Deutſchland iſt das Schlechteſte aller achtzehn Jahrhunderte nach Chriſti Geburt zu Tage gefördert worden. Ich meine jene gottvergeſſene Lehre des Runge oder Ronge, wie der Apoſtel ſich nennt, nach der Chriſtus blos ein Menſch wie alle Andern, ein Prophet wie die altteſtamentariſchen geweſen ſein ſoll, nicht der eingeborne Sohn Gottes, nicht Gott von Gott. So lange das Volk gewohnt war, Chriſtus als Sohn Gottes zu betrachten, ſo lange mußte auch die Achtung vor Fürſten und Adel in demſelben leben, denn indem man Chriſtus anerkannte, erkannte man zugleich an, daß Gott ſelbſt das in Armuth und Vergeſſenheit verſunkene Königsgeſchlecht Davids allen Geſchlechtern des Volkes gegenüber für allein würdig hielt, den Sohn Gottes in ſeinen Stamm aufzunehmen, ein unverwerflicher Beweis, daß Gott ſelbſt einen Unterſchied zwiſchen der hohen Ariſtokratie und dem Volke macht. Mit der abgeleugneten Gottheit Chriſti ſank natürlich auch der Werth der Fürſten und Adelsgeſchlechter — die Gleichheit, die man jetzt predigt, iſt eine Höllenerfindung.“

Dieſe feine Definition des Paters fand, wie ſich denken läßt, den allgemeinſten Beifall, und nur Valeska nahm keinen Theil an dieſen Freudenbezeugungen, die Zeitwirren auf ſo ſchlagende, jeſuitiſche Weiſe erklärt zu ſehen. Ihr

Digitized by Google

Antlitz blieb ernſt, und ſie bemerkte, daß Pater Cocle einen neugierigen Blick auf ſie warf, der ſich jedoch momentan verfinſterte, als er wahrnahm, daß ſeine Logik keinen Anklang bei ihr fand. Valeska empfand vor dieſem Prieſter eine Scheu, die ſie ſich nicht deuten konnte, ſie beſchloß, ſich zu entfernen. In dem Abſchied zwiſchen ihr und ihren Großeltern erkannte der Jeſuit leicht eine ſchlecht verhehlte, kalte Gleichgiltigkeit, er ſelbſt war ſehr freundlich.

„Ich hoffe,“ ſagte er, „daß ich auch ſpäter das Vergnügen haben werde, die gnädige Comteſſe zu ſehen.“

Valeska verneigte ſich ſchweigend.

„Ich finde es intereſſant, daß Sie anderer Meinung zu ſein ſcheinen, als der Hof, dem Sie doch angehören,“ bemerkte der Jeſuit leiſe, mit einem ironiſchen Lächeln.

„Meine Stellung bei Ihro Majeſtät legt mir keinen Zwang auf, meine Meinung zu verhehlen,“ erwiderte Valeska mit anſcheinender Ruhe.

„Zwang iſt auch die ſchlechteſte Ueberzeugung,“ entgegnete der Pater, ſich gegen Valeska verneigend, die tief Athem ſchöpfte, als ſie das Zimmer verlaſſen hatte. Indem ſie aus der Hausthür trat, brauſ'te eine vierſpännige Extrapoſt heran. Der darin Sitzende war der Kammerjunker Graf Ferdinand von Falkenhayn, welcher Valeska, ſeine Couſine erkennend, ihr ein luſtiges „bon jour!“ zurief und, aus dem Wagen ſpringend, ſie mit größter Zärtlichkeit in die Arme ſchloß.

Digitized by Google

Den folgenden Tag befand ſich Pater Cocle in dem Vorzimmer der Kaiſerin, um bei dieſer zur Audienz zu gelangen. Frau v. Cibbini ſtand neben dem hochwürdigen Herrn, der einen Seſſel in einer Fenſterniſche eingenommen hatte, und unterhielt ſich, wenn auch leiſe, doch ſehr lebhaft mit ihm in ihrer Mutterſprache. Der Kaiſer war bei ſeiner hohen Gemahlin, und der Audienzhabende mußte daher ſo lange warten, bis der Monarch ſeine gewöhnliche Morgenviſite, die ſich heute etwas verſpätet, beendigt hatte. Die Cibbini war ſehr thätig, dem Jeſuiten ſo viel als möglich Aufklärung über alle Perſonen des kaiſerlichen Hofes zu geben, deren Einfluß auf den Kaiſer von Wirkſamkeit ſei.

„Ich habe geſtern eine junge Dame kennen lernen, eine Comteſſe Falkenhayn,“ ſagte der Jeſuit lauernd, „in welcher Beziehung ſteht dieſe zu der Kaiſerin?“

„Es ſchmerzt mich, dieſer Comteſſe ein übles Zeugniß geben zu müſſen, ich halte ſie für gefährlich,“ antwortete die Cibbini.

„Hm — in welcher Art?“ fragte Jener.

„Wunderbarer Weiſe hat ſie gewußt, der Kaiſerin Herz ſich zu bemächtigen, und wir haben leider mehre Beweiſe, daß es ihr gelungen, die hohe Frau zu anderen Anſichten zu beſtimmen, was nicht ohne Einfluß auf Seine Majeſtät blieb.“

„So, ſo! ſteht ſie vielleicht in einem Verhältniſſe zu irgend Jemand am Hofe? ich meine ein Liebesverhältniß.“

Digitized by Google

„Nein, man hat noch keine Bemerkung ſolcher Art gemacht.“

„Vielleicht zu Jemand, der fern iſt?“

„Auch darüber iſt mir Nichts bekannt.“

„Hat ſie auswärtige Familienverbindungen?“

„Ihr Vater lebt in Prag.“

„Aber in Wien?“

„Ich glaube, ſie hat dort einen Couſin, deſſen Geſinnungen, wie man ſagt, zu den abſcheulichſten gehören, die nur je ein Ariſtokrat die ſeinen genannt hat.“

Ueber das wohlgenährte Geſicht des Paters ſchwebte ein flüchtiges Lächeln.

„Steht ſie vielleicht mit dieſem in Verbindung?“ fragte er.

„In keiner, ſo viel ich weiß, denn ich geſtehe Ew. Hochwürden, daß ich mir bereits Mühe gegeben habe, etwaigen Verbindungen der Comteſſe auf die Spur zu kommen, indeß Alles war vergeblich. Niemand in ihrer Nähe erinnert ſich, daß ſie hier einen Brief empfangen oder mit Jemand Umgang habe, der ihr ſolche Geſinnungen, wie ſie ſie ohne Scheu ausſpricht, einflößen könne. Die Kaiſerin iſt in ſie vernarrt und die Frau Erzherzogin Sophie empört ob des Einfluſſes, den die Falkenhayn in ſo kurzer Zeit gewonnen hat und der ſich merkbar verſchiedenen, Sr. Majeſtät vorgelegten energiſchen Beſchlüſſen gegen die rebelliſchen Wiener entgegengeſetzt hat.“

Digitized by Google

„Dann muß man ſie entfernen,“ ſagte der Pater entſchieden.

„Aber wie?“

„Sie ſteht in geheimer Correſpondenz mit Jemand in Wien, ich weiß es.“

„Was ſagen Ew. Hochwürden?“

„Die Wahrheit. Laſſen Sie das Weitere meine Entdeckung ſein.“

„Aber ich begreife nicht, wie ...“

Dieſe Entgegnung der Cibbini wurde unterbrochen durch das Oeffnen der Thüre in der Kaiſerin Zimmer. Die Letztere, an der Seite ihres erhabenen Gemahls, durchſchritt, denſelben am Arme führend, das Vorzimmer, um ihn nach dem zweiten Gemach zu geleiten, wo die kaiſerlichen Lakaien ſeiner harrten.

Der Kaiſer ſah ſehr krank und angegriffen aus, die weißgelbliche Farbe ſeines Geſichts bezeugte deutlich, daß für dieſen, von Krankheit zerrütteten Körper die Ruhe beſſer ſei, als die geringſte geiſtige Beſchäftigung.

Der Pater verneigte ſich tief und der Kaiſer, der ihn kannte, ſagte in ſeiner gutmüthigen Weiſe:

„Schaun's, Hochwürdiger, 's will heut halt gar nit recht mit mir gehen. Dös iſt ſchon a Leid, a kranker Kaiſer z' ſein. I braucht eigentlich noch amal ſo viel Geſundheit, als andre Leut, denn's Regiment führ'n iſt a Biſſerl ſchwer.“

„Ew. Majeſtät ſind dafür von Gott mit treuen Die-

nern geſegnet worden, die gern alle Kräfte anſtrengen, um Ew. Majeſtät die Sorgen des Regierungsgeſchäftes zu erleichtern,“ entgegnete der Jeſuit.

„Dös iſt wahr, aber ſchaun's, Hochwürdiger, meine Leut ſein a Biſſerl zu riſch, dös macht mir halt a wieder Sorgen. J möcht keinem Menſchen Leids thun, und wenns möglich wär, meinem Volk lauter Gut's erzeugen, i möcht ſchon immer a gnädiger Kaiſer ſein, kein ſchlimmer, der ſtraft.“

Das Geſicht des Monarchen nahm in der That den Ausdruck tiefer Bekümmerniß an, daß er dieſen Wunſch, der ungeheuchelt in ſeinem Herzen ſtand, nicht in Erfüllung gebracht ſah.

„Ew. Majeſtät erlaube ich mir ein Beiſpiel aufzuſtellen, welches Allerhöchſt Jhnen Beweis ſein dürfte, daß Gott ſelbſt zum Schutze der Gerechten und Guten die Ungerechten vertilgte. Unſere heilige Schrift erwähnt das göttliche, über Sodom und Gomorrha verhängte Strafgericht.“

„No, laſſen's nur aus, Hochwürdiger, mit dem Gomorrha!“ rief der Kaiſer entrüſtet, und zu ſeiner hohen Gemahlin gewendet, ſagte er: „Schau, Annel, was an mir tipfen und tupfen, i möcht mit Kanonen drein ſchießen laſſen — naa, i thu's nit, i nit, i laß nit zu, daß's mir mein Volk vom Herzen wegſchießen.“

Die Vorzimmerthüre öffnete ſich und Valeska trat ein in ihrer jugendlichen Schönheit.

Des Kaiſers Antlitz erheiterte ſich ſichtbar.

Digitized by Google

„No, kommens nur näher, Fräulein,“ ſagte er gütig zu ihr, die ehrerbietig an der Thüre ſtehen blieb. „Sie ſind die Einzige, die zu mir noch nit geſagt hat, i ſollt barbariſch ſein mit den Wienern. Dös gefallt mir. Schaun’s, Hochwürdiger, dös Fräulein hats beſte Herz von Allen, dös iſt a Friedensengel. Vor einigen Tagen hab’n’s mir a zugeſetzt, daß i ſollt halt auftreten gegen mein Volk, aber da hats,“ auf Valeska deutend, „ſo ſchön zu mir gered’t, daß i gütig ſein ſollt und daß Gnad’ und Mild’ Edelſtein’ wären in meiner Kaiſerkron — i hab’ ſchier geweint, ſo hat’s mir zum Herzen geſprochen.“

Eine dunkle Röthe lief über Pater Cocles Geſicht, die Cibbini wurde etwas bleich.

„O Majeſtät!“ rief Valeska leiſe, „Ihre Herzensgüte erhebt mich über jedes Verdienſt.“

„Nit wahr,“ fragte der Kaiſer, „i ſoll aus Wien kein Sodom und Gomorrha machen?“

„Ach, mein Gott, wer konnte Ew. Majeſtät ſolch’ entſetzlichen Entſchluß anmuthen?“ rief Valeska erſchrocken.

Der Kaiſer antwortete nicht darauf, er ließ nur einen flüchtigen, ernſten Blick über den Jeſuiten hinſtreifen, dann bot er Valeska die Hand zum Kuß und verließ, von ſeiner hohen Gemahlin bis an die Thüre geleitet, das Vorzimmer. Die Kaiſerin ſchien die Geſinnungen ihres erhabenen Gemahls gegen Valeska vollkommen zu theilen, denn ſie ſtrich ihr ſanft mit der Hand über die Wange und ſagte mit ſichtbarem Wohlwollen:

Digitized by Google

„Unſer Fräulein hat bei Sr. Majeſtät einen großen Stein im Brette, wie wir bemerken. Nun, nun, mein liebes Kind, keine Verwirrung, das ſoll kein Lob ſein. Es freut uns nur, daß wir eine ſo glückliche Wahl getroffen haben. Komm, komm, meine Gute!“

Während die Kaiſerin ſo zu Valeska ſprach, wechſelte der Jeſuit mit der Cibbini einen verſtohlenen Blick, welcher zwiſchen dieſen beiden Charakteren gleichſam ein geiſtiges Bündniß andeutete, dann folgten ſie der hohen Frau, die ihre Hand auf Valeska's Arm gelegt hatte, in die Zimmer nach.

Das kaiſerliche Schloß zu Innsbruck hatte ſeit langer Zeit nicht ſo viel Leidenſchaften und auf Effekt berechnete Scenen in ſeinen Mauern umſchloſſen, als eben jetzt, wo es dem flüchtigen Monarchen zum Aſyl diente. Des Bans Jellachich Anweſenheit bot reichlichen Stoff zu romantiſchen Momenten. Nach der öffentlichen Audienz, welche ihm der Kaiſer gewährt hatte, empfing ihn die Erzherzogin Sophie und weinte Thränen der Rührung auf ſeine Hand. Der Ban ſchwor ihr zu, das monarchiſche Prinzip bis zum letzten Hauche ſeines Lebens zu vertheidigen.

„Welche Hingebung!“ rief die Erzherzogin — „wie tief beſchämt Ihr Beiſpiel, Joſeph, die Rebellen in Wien! Ja, wir werden den Sieg erringen über die Hyder der Empörung. Ach, gelänge es uns nur, den Kaiſer zu Thaten zu treiben. Dieſe ewigen Unterhandlungen ſchlagen uns mo-

Digitized by Google

raliſch. Nur der iſt Sieger, der ſeinem Feinde zu Leibe geht.“

„Se. Majeſtät der Kaiſer lieben die friedlichen Ausgleichungen,“ bemerkte der Ban Joſeph.

„Das iſt eben unſer Unglück, dadurch machen wir uns ſchwächer als wir ſind, man glaubt uns in Furcht, im Bewußtſein von Kraftloſigkeit. Nur ein Weg rettet die Krone — gewaltſame Unterdrückung der Revolution, wir müſſen ſie durchſetzen beim Kaiſer.“

Der Geiſt des Muthes und der energiſche Wille, welcher die Erzherzogin von jeher zu einer Hauptperſon am kaiſerlichen Hofe gemacht hatte, konnte natürlich auf ihre Umgebung nicht ohne Einfluß bleiben. Selbſt die ſie umgebenden Damen, die Oberhofmeiſterin Gräfin von Schönborn-Buchheim, ihre Fräulein Hofdamen, Gräfinnen von Stadion und von Amadé, waren voll des kriegeriſchen Geiſtes, wie ihre Gebieterin. Man beſprach dieſen Gegenſtand lange und fand es für gerathen, ſo viel als möglich, da der Kaiſer nicht zu Gewaltſchritten zu bewegen war, jede Ausgleichung zu hintertreiben, da man die Ueberzeugung hatte, daß auch der beſte Ausgleich einen Verluſt der moraliſchen Würde des Thrones nach ſich ziehen müſſe.

Als der Ban ſich verabſchiedete, begleitete ihn die Erzherzogin bis an die Thür des Vorzimmers.

Eine Viertelſtunde ſpäter trat der Kammerjunker Graf Falkenhayn in ihr Gemach.

Digitized by Google

Nachdem der Rapport über ſeine Wirkſamkeit in Berlin abgeſtattet war, ſagte die hohe Frau:

„Ich wünſchte, Ihre Couſine beſäße nur einen kleinen Theil Ihrer Loyalität. Ich habe die Bemerkung gemacht, daß ſie es iſt, welche unſre wohlerwogenen Pläne durchkreuzt, indem ſie die Gunſt, welche ihr die Kaiſerin, meine Schwägerin, ſchenkt, dazu anwendet, die Anſichten derſelben umzuſtimmen. Die Cibbini fühlt ſich bereits bei der Kaiſerin verdrängt und hat mir es mit thränenden Augen geklagt, daß Ihre Couſine gar nicht die Geſinnungen hegt, welche man von einer Dame aus altadligem Hauſe erwarten darf. Sie ſpricht für das Volk und die Kaiſerin iſt ſchwach genug, ſolch unwürdiges Geplapper anzuhören, ja es, wie das Beiſpiel lehrt, ſogar zu beherzigen.“

„Kaiſerliche Hoheit, ich erſtaune!“ entgegnete der Kammerjunker. „Ihren Worten nach zu ſchließen, wäre alſo die Anzeige unſeres Geſandten, des Grafen Trautmansdorff in Berlin, nicht in Ihre Hände gekommen?“

„Eine Anzeige? von welcher Art?“ fragte die Erzherzogin.

„Es ſchmerzt mich, über dieſe Sache ſprechen zu müſſen. Durch Zufall iſt man in Berlin bei der Verhaftung eines republikaniſcher Beſtrebungen verdächtigen Subjekts in den Beſitz einer Correſpondenz zwiſchen dieſem und meinem Bruder Egon gekommen. Der Geſandte ließ mich zu ſich rufen und eröffnete mir, wie es ihm leid thue, eine Anzeige ſolcher Art an den kaiſerlichen Hof berichten zu müſſen, ſeine Pflicht

aber erfordere dies unausweichbar, indem aus der Correſpondenz Egons deutlich hervorgehe, daß er mit einer Dame in der Nähe Ihro Majeſtät der Kaiſerin in Verbindung ſtehe.“

„Was ſagen Sie?“ rief die Erzherzogin lebhaft — „alſo ein heimliches Spionirſyſtem, dem ſich die Comteſſe unterzieht? Sehr gut, ſehr gut. O, das ſoll uns nicht umſonſt zu Ohren gekommen ſein. Aber es iſt eine nicht zu entſchuldigende Unaufmerkſamkeit, eine Anzeige von ſolcher Wichtigkeit liegen zu laſſen!“

„Der Geſandte iſt ſchuldlos an dieſer Säumniß, er hat ſie abgeſchickt ſammt der vorgefundenen Correſpondenz, ich weiß es — nur in Wien kann die Verzögerung oder gar der Verluſt geſchehen ſein.“

Die Erzherzogin ſchritt im Gemache auf und ab.

„Es iſt ärgerlich — ſehr ärgerlich,“ ſagte ſie vor ſich hin — „ohne Beweiſe kann man dieſer liebenswürdigen Schlange nichts anhaben, ſie ſitzt zu feſt in der Gunſt der Kaiſerin. Wir müſſen alſo Geduld faſſen. Herr Kammerjunker, Ihnen übertrage ich, dies Geheimniß zu enthüllen, vielleicht dürfte es Ihnen als Verwandten am beſten gelingen. Sein Sie meiner Gnade verſichert.“

Sie reichte dem Kammerjunker die Hand zum Kuß und dieſer entfernte ſich voll des ſchönen Bewußtſeins, der Leiter einer Intrigue geworden zu ſein. Er haßte Valeska eben ſo ſehr als Egon von ihm gehaßt wurde. Sein glattes Weſen wußte aber dieſe Nachtſeite ſeines Gemüthes vollkommen zu verbergen. Mit Erſtaunen hatte er erfahren,

daß Valeska unangefochten ihre Stellung bei der Kaiſerin behauptete, aber er war klug genug, dies Befremden ſelbſt gegen ſeine Großeltern nicht zu äußern, da er die Urſache nicht kannte, welche vielleicht eine Schonung Valeska's nöthig gemacht hatte. Jetzt, nachdem er wußte, daß der Verluſt der Anzeige des Geſandten oder eine, vielleicht einer unverantwortlichen Nachläſſigkeit entſpringende Verzögerung der Anherſendung dieſes über Valeska entſcheidenden Berichtes der Grund war, weshalb ſeine Couſine noch keine Entdeckung ihres Verhältniſſes zu Egon bedroht hatte, vertiefte er ſich in Pläne, wie es ihm möglich werden könne, eine ſolche Entdeckung herbeizuführen. Das Vertrauen Valeska's zu erringen, erſchien ihm unmöglich, da er ihre Abneigung gegen ſeine Perſon kannte; aber Eveline von Thonradel, Valeska's Freundin, konnte vielleicht behilflich ſein, ohne Wiſſen und Willen einen Verrath an Valeska's Geheimniß zu ermöglichen. Eveline, eben ſo arglos als heiter, zu täuſchen, war nicht ſo ſchwer, und der Verſuch wenigſtens konnte gemacht werden. Er zögerte nicht damit und begab ſich nach dem Hotel zurück, das ſeine Großeltern bewohnten, in welchem Evelinen als künftigem Familienmitgliede einige Zimmer eingeräumt waren.

Obwohl Ferdinand nicht der Charakter war, der, einer innigen Zuneigung fähig, Eveline, dieſes heitere Weſen, hätte glücklich machen können, ſo war doch die Eleganz ſeiner Erſcheinung, ſein Benehmen, aalglatt und gewandt, gleichſam durchduftet von dem noblen Air eines nur in den höchſten

Cirkeln lebenden Cavaliers, vollkommen genug, ſie in die ſüße Täuſchung eines künftigen Glückes an ſeiner Seite einzuwiegen.

Der Kammerjunker lud ſie ein, morgen eine Partie nach dem Luſtſchloſſe Ambras zu machen.

„Sie werden mir, theure Eveline, die kleine Eitelkeit verzeihen, die ich damit verbinde,“ ſagte er — „ich wünſche, Sie dem jungen Erzherzog Franz Joſeph vorzuſtellen, der mich zu einer Fahrt nach Ambras auf morgen eingeladen und welcher mir auf's Herzlichſte Glück gewünſcht hat, da er erfahren, daß ich die Ehre habe, Sie meine Verlobte nennen zu dürfen.“

Evelinens unſchuldige Eitelkeit fand ſich dadurch geſchmeichelt, daß Ferdinand auf ihren Beſitz ſtolz zu ſein ſchien. Er ſagte ihr, daß er die Gräfin Großmama und Theodelinde erſuchen werde, ihr bei dieſer Partie Geſellſchaft zu leiſten, und, wie es leicht möglich ſein könnte, auch die Frau Erzherzogin Sophie auf Ambras erſcheinen dürfte.

„O wie ſchade, daß Valeska nicht von der Partie ſein kann!“ rief Eveline. „Ich habe ſo viel von Ambras und ſeiner paradieſiſchen Schönheit gehört und weiß gewiß, daß Valeska, die alles Schöne ſo ſehr liebt, ſich dort ſehr glücklich fühlen würde.“

Ferdinand ergriff Evelinens Hand und fragte:

„Gute Eveline, Sie nennen Valeska Ihre Freundin — nicht?“

Digitized by Google

„Gewiß! Wünſchen Sie nicht, daß Valeska meine Freundin ſein ſoll?“

„Ich wünſche, daß Valeska, meine Couſine, ſtets ſo glücklich ſein möge, Freundinnen zu beſitzen, wie Sie es ſind; aber ich fürchte, daß ſie eine innige Freundſchaft, die kein Geheimniß vor der Freundin verbirgt, nicht zu halten fähig iſt.“

„Wie meinen Sie das, Ferdinand?“

„Gute Eveline, hören Sie mich an und dann laſſen Sie uns zuſammen berathen, wie wir ein höchſt unangenehmes Ereigniß von Valeska abwenden können.“

„Mein Gott, Sie ängſtigen mich. Von was für einem unangenehmen Ereigniſſe ſprechen Sie?“

Ferdinand erklärte ihr, daß man Valeska in dem Verdachte habe, ſie ſtehe mit ſeinem Bruder Egon in Verbindung und benutze das Vertrauen der Kaiſerin, um alles am Hofe zu Innsbruck ſich Ereignende nach Wien zu melden.

„Daß mein Bruder Egon ſich verworfen und zu dem aufrühreriſchen Studentencomité in Wien ſich geſellt hat, wiſſen Sie jedenfalls von meinem Großvater. Es wäre demnach ein Verbrechen, wenn Valeska eine ſolche Verbindung in Wahrheit unterhielte. Nicht um ſie in Ungnade bei der Kaiſerin zu bringen, ſondern vielmehr um ſie zu retten vor empfindlicher Strafe für ſolch einen Verrath, wünſche ich, daß Sie, gute Eveline, eine beſondere Aufmerkſamkeit auf Valeska richten. Gelänge es mir, nur einige Bruchſtücke ihrer angeblichen Correſpondenz mit Egon zur

Digitized by Google

Durchſicht zu bekommen, dann könnten wir ſchnell über die Größe oder Nichtigkeit dieſer traurigen Verirrung Valeska's urtheilen und für ſie handeln. Aber, Eveline, um's Himmels willen, ſchweigen Sie gegen Jedermann über dies Geheimniß, es beſteht nur unter uns Beiden, ich vertraue es Ihnen, weil Sie ſchon jetzt ein vollkommenes Recht auf mein Vertrauen haben."

Eveline war heftig erſchrocken. „Ach, die arme Valeska!" ſagte ſie — „wie kann man ihr helfen?"

„Sie ſind ihre Freundin, Eveline," fuhr Ferdinand überzeugend fort — „laſſen Sie es Ihre Aufgabe ſein, dies Geheimniß zu erforſchen; aber beobachten Sie auch gegen ſie ſelbſt ein tiefes Schweigen. Nur Sie und ich kennen dieſe odiöſe Angelegenheit. Wir werden mehr darüber ſprechen, man ſtört uns jetzt."

In der That trat ein Lakai des Grafen Großvaters ein, der Ferdinand einlud, zu demſelben zu kommen, da mehrere Herren zum Beſuch erſchienen wären.

Eveline blieb allein zurück, ihrem wahrhaften Kummer um Valeska überlaſſen.

Die Juniſonne vergoldete die leicht dahin tanzenden Wellen des Inn und lagerte auf den friſchen. ſaftigen Matten, die ſich in näherer und weiterer Ferne um das Schloß Ambras ziehen, gleich breiten Smaragdſpiegeln, eingerahmt in mehr oder minder gigantiſchen Bergformen. Das Schloß ſelbſt, über deſſen ehrwürdigem Haupte hin die Jahrhunderte langſam gezogen ſind, ohne es zu zerſtören, ſchaut als ein

Digitized by Google

Denkmal ritterlich=romantiſcher Liebe herunter in den plät=ſchernden Inn, den unzertrennbaren treuen Freund, der ſeinen Felſengrund, Jahr aus, Jahr ein netzt und Welle auf Welle an ihm grüßend vorüberführt, immer wiederholend mit leiſem Gemurmel das Liebesglück der ſchönen Philippine Welſer, die hier lebte als die treue Gattin des Erzherzogs Ferdinand, kein Kind aus Fürſtengeblüt, aber ein Juwel unter den Frauen hinſichtlich ihrer ſeltenen Schönheit, ihres engelgleichen Herzens.

Wer Innsbruck beſucht, beſucht auch Ambras. Der ſchöne Garten, die reiche Bergwelt, die, terraſſenartig auf=ſteigend, ein zauberhaftes Panorama bietet, belohnt den Aus=flug überreich. Die Welt mit ihren Leidenſchaften ſcheint hier zurückgedrängt durch den ſich immer höher erhebenden Felſengürtel, der Ambras zu einem Sitze ſtillen Friedens=glückes macht.

Die Erinnerung an die ſchöne Philippine Welſer iſt bei den Landleuten um Ambras eine Tradition, vom Vater auf den Sohn vererbt, welche bei dieſen einfachen Gemüthern zur Heiligen=Legende geworden iſt, die ſie faſt auswendig wiſſen.

Die alte Gräfin Falkenhayn, welche heute verabredeter=maßen mit Theodelinde und Eveline und in Geſellſchaft mehrer älteren, wie auch alten Damen einen Ausflug nach Ambras gemacht, ſchien die Geſchichte der Philippine Welſer als eine Fackel zu betrachten, an der ſie die ihrer eigenen

Digitized by Google

Erinnerungen anzünden konnte. In einem Halbrondel des Gartens saßen die älteren Damen um einen ſteinernen Tiſch, während Theodelinde und Eveline an der Balluſtrade ſtanden, von wo aus ſie das Thal hinab, den Inn und die von ſeinem Ufer ſich lehnan hebende Gegend überſchauten, die in weiter Ferne in den rieſigen Häuptern des Ferner endete, deren ſtolze Häupter in duftigem Dämmerblau verſchwammen. Wenn auch Eveline, entzückt von dieſer romantiſchen Herrlichkeit, ihre Blicke nicht abwenden konnte von der ſeltſamen Bergwelt, die ſich allmählig, den Inn wie ein Silberband in ihrer Mitte, um das Thal von Ambras aufthürmte, ſo blieb doch Theodelinde vollkommen gleichgültig, kein Ausruf deutete an, daß ſie an dieſer wunderbaren Schönheit ſich ergötze. Die alte Gräfin Falkenhayn fühlte ſich heute beſonders glücklich, in dem Damenzirkel einige lebendige Reminiscenzen aus der Glanzperiode von **1814—1815** zu ſehen, die vollkommen mit ihr ſympathiſirten, das heißt, eben ſo wie ſie an jenen ariſtokratiſchen Erinnerungen längſt verſchwundener Tage des Glanzes zehrten, da die Gegenwart, feindlich genug, ihnen nur Rückblicke auf Geweſenes, aber keinen Blick auf eine ähnliche Epoche, wo ſie ſelbſt handelnd und genießend mit leben konnten, geſtattete. Die herrliche Natur um ſie ſchlug keine Saite in ihren Herzen an, ſie ließen ſie unbeachtet.

„Ah, meine gute Amadé, da wir gerade von der idylliſchen Welſerin ſprechen, entſinnen Sie ſich wohl noch jenes horriblen Skandals, den die Bagration veranlaßte durch ihre

Leidenſchaft zu dem Kronprinzen von Würtemberg?“ fragte die Falkenhayn die Gräfin Amadé, deren Tochter Hofdame bei der Erzherzogin Sophie war.

Ah, ma chère! wie könnte man dergleichen vergeſſen!“ rief die alte Gräfin Amadé — „ganz Wien befand ſich damals in Aufregung und Indignation. Ich war — erinnern Sie ſich — faſt täglich bei der beklagenswerthen Großfürſtin Katharina (verwittwete Prinzeß von Oldenburg), die den Kronprinzen ſo ſehr liebte, daß ſie ihr Leben für ihn gegeben hätte. Ah, die Gute hielt es nicht für möglich, daß er ſie einer Bagration aufopfern könnte. An dem Tage, als er ſich mit ihr verlobte, war ſie ſo glücklich, daß ſie, mich unter Freudenthränen embraſſirend, zu mir ſagte: „Jetzt, meine theure, geliebte Freundin, werde ich erſt die Seligkeit der Liebe fühlen lernen! Der Kronprinz liebt mich wahrhaft — die Bagration iſt mir nicht gefährlich.“ Wie hatte ſich die Aermſte getäuſcht! Herr von Hauer, der Adjutant des Kronprinzen, hat mir mit größter Indignation den empörenden Vorfall erzählt. In der Nacht nach dem Verlobungstage reiſte Se. königliche Hoheit ab. Einige Stationen von Wien entfernt, tritt die Fürſtin Bagration während dem Umſpannen an den Wagen des Kronprinzen und befiehlt den Dienern, zu öffnen. Herr von Hauer, ſie erkennend, gibt Gegenbefehl und hält den Wagenſchlag feſt zu. Die Bagration bricht in lautes Weinen aus, der Kronprinz erwacht. Die Bagration trägt den Sieg davon, Se. königliche Hoheit nimmt ſie in ſeinen Wagen, die Jalouſieen

werden herunter gelaſſen — Herr von Hauer erhält Befehl, in dem Wagen der Fürſtin nachzufahren.“

„Fi donc! fi donc!“ riefen mehrere Damen.

„Ach, Frau Gräfin, Sie verſprachen uns ja vorhin, etwas Heiteres, Amüſantes zu erzählen,“ erinnerte nach einer Weile eine der jüngern Damen die Gräfin Falkenhayn. „Vergeſſen Sie es nicht, wenn ich bitten darf.“

Die alte Dame fühlte ſich ſehr geſchmeichelt. Sie liebte es, ſich an ſolche Reminiscenzen erinnert zu ſehen.

„Ach ja, ja, ma bonne — faſt hätte ich es vergeſſen!“ antwortete ſie. „Nun, erwarten Sie nur nichts Großartiges, es war bloß ein flüchtiger Rückblick auf eine amüſante Scene, der ich als Zuſchauerin bei der Probe des brillanten Carouſſels, womit man zum Advent (1814) die Feſte beſchloß, beiwohnte. Ein Freiherr — Sie erlauben mir ſeinen Namen zu verſchweigen — war einer der Quadrille-Ritter; aber ſeine Finanzen erlaubten ihm nicht mehr als zwei Pferde zu halten, und er hatte das Unglück, daß das eine einige Tage vorher lahm geworden war, das andere aber eine Schecke, die durchaus der Farbe wegen nicht gebraucht werden konnte, wenn der gute Ritter ſich nicht dem Gelächter ausſetzen wollte. In dieſer Verlegenheit — Gräfin Bernſtorff, deren Farben er trug, theilte mir das Nähere darüber mit — wendete er ſich an den Kunſtreiterchef de Bach und lieh von dieſem ein prächtiges Thier. Aber welcher Schreck! Mitten in den Quadrille-Exercitien läßt von der Tribüne herab eine Dame unverſehens ihr Taſchentuch fallen. Das Pferd des Kunſt-

reiters vergißt die Quadrille-Tour, es ſetzt allen Beſtrebungen ſeines Reiters, es zurückzuhalten, Widerſtand entgegen, ſpringt zu dem auf dem Sande der Arena liegenden Tuche, läßt ſich auf beide Kniee nieder und apportirt es dem Freiherrn, der vor Schaam ganz dunkelroth wurde. Denken Sie ſich, meine Damen, wenn dies Intermezzo drei Tage ſpäter bei der wirklichen Ausführung der Quadrille in Gegenwart der Majeſtäten vorgefallen wäre!“

Man lachte über dieſe ſcherzhafte Scene und Gräfin Falkenhayn war erfreut, für die Mühe, ihr Gedächtniß zu einem Schatzkäſtlein ſolcher langverjährten Reminiscenzen gemacht zu haben, ſich durch die Heiterkeit auf allen Geſichtern belohnt zu ſehen.

Ein Untergebener des Kaſtellans meldete jetzt die Ankunft der Frau Erzherzogin und die Damengeſellſchaft brach eilig auf, die hohe Frau zu begrüßen. Eveline folgte dem Winke der Gräfin, ſie zum Empfange der Erzherzogin zu begleiten, Theodelinde blieb indeß gleichgültig ſtehen und ſah ihnen nach. Dann warf ſie einen leidenſchaftlichen Blick über das ſchöne Naturgemälde vor ſich und ihr Auge blieb zuletzt auf einem kleinen Kahn haften, der pfeilſchnell den Inn ſtromabwärts gleitete. Eine einzige Perſon ſaß darin, ein Jüngling, deſſen gelbblondes Haar in reichen Locken auf ſeinen Schultern ruhte, und dann und wann von dem Luftzuge über dem Waſſer durchweht, wie ein breiter Rahmen um ſeinen Kopf ſich erhob. Die Sonne vergoldete dies hellblonde Haar zu einem Heiligenſcheine und das Ungewöhn-

Digitized by Google

liche des Anblickes feſſelte Theodelindens Auge ganz unerwartet. Das kleine gebrechliche Fahrzeug ſchwankte hin und her im Stromzuge, der Jüngling kümmerte ſich nicht um das Ruder, er ſaß ſo ruhig, als befände er ſich über keiner trügeriſchen Tiefe.

„Mein Gott,“ ſagte Theodelinde mit plötzlicher Angſt vor ſich hin — „wenn das Fahrzeug umſchlüge — er iſt ſo ſorgenlos — ha, er müßte dann ertrinken!“

Plötzlich ſtand der Jüngling auf, einen Fuß auf den Rand des Kahnes ſetzend, der von dieſer Bewegung viel heftiger hin und her ſchwankte, als wollte er plötzlich umſchlagen. Theodelinde ſtieß einen lauten Schrei aus und ihre beiden Hände, im Entſetzen gefaltet, hoben ſich wie hilfeflehend über ihre Kopfhöhe. Der Jüngling, der früher jedenfalls keine Aufmerkſamkeit auf ſie gehabt, ſie vielleicht gar nicht einmal geſehen hatte, ſchaute jetzt auf ſie her, ergriff dann plötzlich das Ruder und mit einer gewaltigen Anſtrengung trieb er ſeinen Nachen ſchnell aus dem Stromzuge dem Ufer zu, das er in wenig Minuten erreichte, den Anhängeſtrick des Fahrzeuges um ſeine in den Boden tief hineingeſtoßene Ruderſtange ſchlang und nun die Anhöhe, auf der der Garten liegt, hinankletterte. Theodelinde, ſonſt ſo gleichgültig bei allen Vorgängen, verfolgte ſeine Bewegungen, ſein Thun, mit einer Spannung, die ſie wie in einer Betäubung gefeſſelt hielt, ſo daß ſie ſich nicht wenig überraſcht fühlte, als ſie plötzlich den gemsſchnellen Blondin vor ſich, nur durch die Balluſtrade von ihr getrennt, erblickte.

Digitized by Google

Der junge Menſch war ſo athemlos, daß er kaum fragen konnte:

„Riefen Sie mich zu Hilfe?“

„Nein! nein!“ antwortete Theodelinde — „ich ängſtete mich nur, daß Sie Unglück auf dem Waſſer haben könnten — es ſah gefährlich aus.“

Der Blondin betrachtete ſie einige Sekunden mit Aufmerkſamkeit und ſagte dann:

„Sie müſſen ein ſehr gutes Herz haben, daß Sie ſich gleich ſo ängſtigen konnten; aber es war keine Gefahr dabei, übrigens kann ich auch ſchwimmen. Aber ich bin Ihnen für dieſe Theilnahme ſehr dankbar. Erlauben Sie mir zu Ihnen hinüber zu kommen, Fräulein? der Garten ſcheint ſchön.“

„Mein Gott, zu mir herüber?“ fragte Theodelinde.

„Ja freilich — ich werde gleich drüben ſein.“

Mit einer außerordentlichen Gewandtheit ſchwang ſich der Jüngling über die Balluſtrade hinweg, welche auf der Waſſerſeite von nicht ganz unbedeutender Höhe war.

„Wie ſchön! wie herrlich!“ rief er, als er neben Theodelinde ſtand, die ihn halb mit Furcht, halb mit einem Erſtaunen betrachtete, in das ſich ein ihr gänzlich unbekanntes Wohlgefühl miſchte — „ach, ich glaube es Ihnen, daß Sie Angſt empfanden, als Sie glaubten, es könne Jemand mitten in dieſer reizenden Natur ein Unglück haben. Sie beſitzen gewiß ein gutes, für Schmerz und Freude offenes

Herz. Zürnen Sie mir, daß ich über das Geländer geſprungen bin?“

„Nein! aber ich weiß nicht, wer Sie ſind?“ antwortete Theodelinde leiſe.

„Dürfen Sie mit Niemand ſprechen, den Sie nicht kennen?“

Theodelinde gerieth in Verwirrung.

„Ich bin eine Dame,“ ſagte ſie verlegen — „und man muß gewiſſe Egards beobachten, Sie begreifen Das wohl.“

„Sie haben von mir nichts zu fürchten, ich bin nie einer unedlen Handlung fähig,“ entgegnete der Jüngling mit Stolz. „Ich wohne hier in dieſer Gegend ſeit einigen Tagen, ſehen Sie dort unten das kleine Häuschen am Inn? da wohne ich mit meinem guten alten Jonas. Gewiß, es iſt hier ſo ſchön — die Welt hat vielleicht nur wenig ſchönere Thäler, aber doch iſt es mir öde, ich bin jung, ich möchte in die Welt hinaus — Langeweile und Thatenloſigkeit tödten allen Muth, alle Kraft.“

Indem der Jüngling dies ſagte, überflog ein Schatten von Trauer ſein ſchönes zartes Geſicht.

Theodelinde fühlte ſich ſo ſeltſam berührt, wie noch nie in ihrem Leben, die große Gleichgültigkeit oder geiſtige Trägheit, die ihre zweite Natur zu ſein ſchien, war gewaltſam erſchüttert, eine außerordentliche Verwirrung hatte ſich ihrer bemächtigt, es war eine ganz eigenthümliche Lage, in der ſie ſich befand. Sie wagte kaum, ihn anzuſehen, und doch drängte ſie die Neugier dazu. Dieſer junge Blondin

beſaß eine mittelgroße, ſchlanke, durchaus edle Geſtalt, ſein Geſicht, obwohl offen und den Ausdruck kecker jugendlicher Unbefangenheit zeigend, trug einen Zug von Melancholie, der ihm indeß außerordentlich wohl ließ und dem Blicke ſeiner blauen Augen etwas Rührendes verlieh. Seine Kleidung verrieth, ſo einfach ſie war, einen höheren Stand. Er trug einen kurzen Spencer von ſchwarzem feinem Tuch mit Schnüren über der Bruſt, weiße lange Beinkleider, Schuhe und Strümpfe. Ein feiner weißer Hemdkragen lag über dem niedrigen Stehkragen des Spencers, ein ſchwarzes, mit einer Goldtroddel geziertes viereckiges Tuchkäppchen ſaß keck auf dem reichen Lockenhaar.

„Warum ſchweigen Sie denn?“ fragte er nach einer Weile. „Es iſt mir ſo lieb, mit Jemand ſprechen zu können, ich bin hier ſo einſam, ſo mir ſelbſt überlaſſen, daß ich mich freue, Sie gefunden zu haben. Sind Sie von hier?“

„Nein, aus Wien,“ antwortete Theodelinde — „wir leben aber am kaiſerlichen Hofe in Innsbruck.“

„Werden Sie öfter hierher kommen?“

„Ich weiß es nicht.“

„Ach, ſuchen Sie es möglich zu machen!“ rief der Jüngling. „Freilich, Sie kennen mich nicht, Sie wiſſen nicht, daß Iſtock, ſo iſt mein Name, Ihnen gut ſein könnte — ich weiß nicht, wie es kommt, aber gewiß, wenn ich Geheimniſſe hätte, Ihnen könnte ich ſie vertrauen. Wollen Sie mir nicht Ihren Namen ſagen?“

„Theodelinde Gräfin von Falkenhayn.“

Digitized by Google

„Ha, wie ſeltſam! Ein Falkenhayn iſt mein Freund, er heißt Egon — iſt der mit Ihnen verwandt?“

„Egon iſt mein Bruder,“ ſagte Theodelinde und die Scheu, welche ſie bis jetzt feſtgehalten, ſchien durch das Bewußtſein, in dieſem Geſellſchafter einen Freund ihres Bruders zu ſehen, allmählig zu verſchwinden.

Der Jüngling erzählte ihr, wie er in Peſth eigentlich zu Hauſe ſei, ſeine Eltern früh verloren habe und durch einen ehrwürdigen Pfarrer Namens Placides erzogen worden, der ihm öfters geſagt, daß es vielleicht möglich ſei, ihm zu den Rechten ſeiner Geburtsanſprüche zu verhelfen.

„Und welcher Familie gehören Sie an?“ fragte Theodelinde.

„Ich weiß es nicht,“ antwortete der Blondin mit ſchmerzlichem Tone.

„Wie? Sie wiſſen es nicht?“

„Nein! Placides ſchweigt darüber und mein alter guter Jonas, der mich ſo lieb hat, beobachtet ein gleiches Schweigen. Ein Mal nur hat er ſich verrathen, da ich zu ſehr ihn drängte, mir Auskunft darüber zu geben. Er ſagte, ich ſei der Sohn eines guten Edelmannes. Ach, es iſt traurig, einen Vater zu haben, den man nicht kennt, und eine Mutter zu beſitzen, die man nicht lieben darf!“

Der ſchmerzliche Ton, in dem er dies ſprach, berührte auch Theodelinden, die ſich ganz verwandelt fühlte, ſchmerzlich.

„Ach, ich beklage Sie! Sie verdienen es gewiß nicht, weder Vater noch Mutter zu haben,“ ſagte ſie.

Dieſe Scene, die auf Theodelinde einen ſo großen Eindruck machte, und die Gleichgültigkeit, welche das bisherige Leben dieſes ſeltſamen Weſens gleichſam durchbrach, wurde durch das Näherkommen mehrer laut Sprechender unterbrochen.

„Verlaſſen Sie mich, Iſtock,“ ſagte ſie.

„Sie verlaſſen? Warum? Schämen Sie ſich meiner?“

„Das nicht, aber ...“

„Dann bleibe ich,“ war Iſtocks entſchiedene Antwort — „ich habe Niemand zu ſcheuen.“

In dem kurzen Zeitraume einer ſtarken Viertelſtunde hatte Theodelinde mehr erlebt, als in dem bald vollendeten ſiebzehnjährigen Zeitraume ihres Daſeins, ſie hatte Angſt, Vergnügen und eine ganz unwillkührliche Theilnahme empfunden, und aus dem trocknen Felſen, wie wir ihr bisher ſcheinbar leidenſchaftsloſes Gemüth nennen dürfen, ſprang plötzlich helles, klares Lebenswaſſer, ein wunderbar erſchloſſener Bronnen.

Jetzt fühlte ſie ſich wieder in große Verwirrung verſetzt, denn aus dem einen der reichbelaubten Taxusgänge, deren Mündungen hier einen halben Stern bildeten, trat der junge Erzherzog Franz Joſeph an der Seite des Adjutanten Grafen von Bombelles, des Kammerjunkers von Falkenhayn und des Paters Cocle. Sie erſtaunten, als ſie hier, nachläſſig mit dem Rücken an das Geländer gelehnt, ihnen entgegenſehend, den Jüngling neben Theodelinden er=

blickten, deren Verwirrung ſo ſehr ſich ſteigerte, daß ein tie=ſes Roth das künſtliche auf ihren Wangen verdunkelte.

„Wer iſt das?“ fragte der Prinz, erſtaunt auf den Jüngling ſchauend.

„Auf Ehre, Fräulein Theodelinde läßt ſich zu einem Rendezvous herab!“ rief der Kammerjunker lachend — „wer hätte das je gedacht?“

Dies frivole Lachen des Grafen Falkenhayn und die Bemerkung der dadurch außerordentlich geſtiegenen Verlegen=heit der jungen Dame ſchien Iſtock unangenehm zu be=rühren.

„Warum lachen Sie, mein Herr?“ fragte er raſch und ernſt, dem Grafen näher tretend — „ich hoffe nicht, daß dies Gelächter zur Abſicht hat, mich in den Augen dieſer Dame herabzuſetzen oder vielleicht gar dieſe ſelbſt zu belei=digen?“

„Ich bitte, mäßigen Sie ſich, Iſtock — es iſt mein Bruder,“ ſagte Theodelinde, gedrängt von der Angſt, in Ge=genwart des Prinzen einen Streit zwiſchen Beiden entſtehen zu ſehen.

„Dann iſt es etwas Anderes,“ redete Iſtock — „aber ich finde trotzdem keinen Grund darin, daß er mir beleidi=gend entgegentritt, es iſt nicht der geringſte Anlaß zum La=chen vorhanden.“

Iſtock lehnte ſich wieder an das Geländer zurück.

„Sie werden uns ſagen, Comteſſe, wer dieſer junge Mann iſt und auf welche Weiſe er hierher gekommen?“

Digitized by Google

ſprach Bombelles. „Se. kaiſerliche Hoheit“ — auf den jungen Erzherzog deutend — „erwartet das Nähere darüber.“

„Erlauben Sie mir, Fräulein, daß ich dieſe Erklärung gebe,“ ſagte Iſtock und erzählte unbefangen die Art und Weiſe, auf welche er den Garten betreten. „Sie ſehen, es war ſehr einfach,“ endete er ſeine Erzählung zu dem Prinzen gewendet — „ein Irrthum brachte mich hierher; aber er machte mir das Vergnügen, dieſe junge Dame kennen zu lernen und nun Sie. Dieſer Herr nannte Sie kaiſerliche Hoheit — ſind Sie ein Prinz? ja?“

„Ja!“ antwortete der junge Erzherzog, dem das freie, unbefangene Weſen Iſtocks Vergnügen machte, indem er nur gewöhnt war, Leute um ſich zu ſehen, die ſich in den ſcharf gezogenen Grenzen der ſtrengſten Hofetikette bewegten. „Sie gefallen mir,“ fuhr der Prinz fort — „Sie ſind ein Fremder, nicht wahr?“

Iſtock fühlte ſich durch den freundlichen Ernſt des jungen Erzherzogs angeſprochen und die offne Manier des magyariſchen Jünglings zog dieſen Letzteren ſo ſehr an, daß er zu ihm trat und ſich mit ihm unterhielt. Iſtock zeigte in vielen Zweigen des Wiſſens eine ziemliche Ausbildung, vor Allem aber war es die offene, rückhaltloſe Sprache, in der er ſeine Gedanken ausdrückte und aus der wie aus einem Schachte die Golderze eines für alles Schöne und Edle empfänglichen Sinnes, eines muthigen Herzens und einer reichen Gemüthstiefe, aus der ein durchaus kindliches

Weſen in glücklichſter Miſchung mit einer leichtbewegten Phantaſie ſprach, hervorſchimmerten.

„Ha, wäre ich ein Prinz!“ rief er — „ich wollte die Menſchen glücklich machen, all’ das ſchwere Unrecht, das ſo oft an der Menſchheit geſchieht, ausrotten. Ich denke mir das ſo ſchön, ſo herrlich! Ich würde ſtets für das Recht, für die Freiheit kämpfen, Sie nicht auch, Prinz?“

„Die Begriffe von Freiheit ſind zu verſchieden,“ entgegnete der junge Erzherzog lächelnd — „es käme erſt darauf an, ſich darüber zu verſtändigen. Laſſen Sie uns ſpäter einmal darüber ſprechen, ich glaube, es iſt ein zu reicher Stoff, um ihn in Kürze abhandeln zu können.“

„Gewiß, er umfaßt eine Welt, die ganze Menſchheit!“ rief der Blondin mit glühendem Enthuſiasmus und ergriff in dieſer Bewegung ſeines Herzens, die Hand des Fürſtenſohnes, ſie herzlich drückend. „Ich möchte Ihr Freund ſein, Sie im Beſitze der Macht, ich mit einem warmen Herzen voll Liebe für alles Recht — ich glaube, es müßte herrlich ſein, wenn wir ſo durch Städte und Dörfer zögen und überall das Unrecht vom Recht, das Böſe vom Guten ſonderten, wenn Herolde vor uns herritten und verkündeten: „Es iſt des Fürſten Wille, daß alle Sklaverei aufhören, daß alle Menſchen Theil haben ſollen an der göttlichen Freiheit.“ Ach wie oft habe ich das geträumt, aber der Traum verſchwebte — ich blieb allein mit meinen Ideen und um mich gab’s wie vorher Gewaltige und Knechte.“ —

Das ſchöne zarte Antlitz Iſtocks ſchien verklärt von

der herrlichen Idee, der er Worte lieh, und zum Schluſſe derſelben überflog ein Ausdruck von Trauer ſeine edlen Züge. Der Prinz fühlte ſich ergriffen und ließ ſeine Hand in der Iſtocks ruhen.

„Waren Sie ſchon in Innsbruck?“ fragte er.

„Als ich mit Jonas durchfuhr, ſonſt nicht — ich kenne Niemand da.“

„Jetzt kennen Sie mich,“ ſagte der Erzherzog — „vergeſſen Sie nicht, mich aufzuſuchen. Wir wollen ſehen, ob wir Freunde werden können.“ Iſtock legte die Hand auf's Herz, ſein Auge glänzte vor Vergnügen. „Dort unten in dem Häuschen wohnen Sie?“ fuhr der Vorige fort. „Morgen komme ich zu Ihnen, morgen Nachmittag, wir wollen uns näher kennen lernen.“

„Welch' ein glücklicher Tag iſt das heute!“ rief Iſtock feurig.

Die drei Begleiter hatten ſich nach der andern Seite des Rondells gezogen und Pater Cocle war es gelungen, Theodelinden in eine Unterhaltung über den jungen Fremdling zu verwickeln. Das einſylbige Weſen des kleinen zierlichen Dämchens hatte, wie wir erwähnten, eine ſo gewaltige Erſchütterung erhalten, daß ſie jetzt im Gegenſatze zu ſonſt mit leicht erkennbarem Intereſſe von dem blonden Jüngling ſprach.

Die Erſcheinung mehrer Lakaien der Erzherzogin, mit Rückenkiſſen und gepolſterten Fußbänkchen, deutete die Hierherkunft der hohen Frau an, die auch einige Augenblicke

Digitized by Google

ſpäter ſtattfand und zwar in Begleitung ihrer Oberhofmeiſterin der Gräfin von Schönborn-Buchheim, ihrer beiden Fräulein Hofdamen, Gräfinnen von Stadion und von Amadé und des Oberhofmeiſters Grafen Szechenyi von Sarvari Fehſa Bidek, der mit den beiden jüngeren Brüdern des jungen Erzherzogs langſam nachfolgte. Die Damengeſellſchaft, die wir bereits früher erwähnten, erſchien etwas ſpäter am Eingange des Rondells.

„Was hat mein Sohn da für einen Geſellſchafter?“ fragte die Erzherzogin erſtaunt den Pater Cocle.

„Einen jungen liebenswürdigen Halbwilden,“ antwortete dieſer lächelnd.

Der Prinz führte Iſtock ſeiner Mutter entgegen und ſagte: „Chère Mama, ich präſentire Ihnen einen ſeltenen Fund, einen Freund dieſer Stunde. Es iſt meine gütige Mutter,“ bedeutete er Iſtock.

„Ihre Mutter?“ rief dieſer, ſein Käppchen abnehmend und mit großer Innigkeit und ſichtbarer Freude ſprechend: „Ach, gute gnädige Frau, wir haben uns ſo zuſammengefunden in dieſer Stunde, der Prinz und ich, ohne daß wir einander ſuchten; aber das iſt gewiß ſchöner, als wenn wir erſt Jahre lang uns kennen müßten, um uns einander lieben zu können.“

„Nun was ſagen Sie zu dieſem Freunde?“ rief der Prinz.

„Er iſt liebenswürdig; aber wer iſt er?“ fragte die Erzherzogin.

Iſtock erzählte ohne Weigerung von dem, was ſeine Perſon betraf. Die Erzherzogin reichte ihm die Hand zum Kuſſe, dann ſchritt ſie zum Geländer vor, begleitet von ihrem Sohne und einigen ihrer Damen — Iſtock folgte ein wenig abſeits, er ging an Theodelinden vorbei, ſie wechſelten einige Worte miteinander.

„Den heutigen Tag vergeſſe ich nicht, ich habe Sie und den Prinzen kennen lernen,“ ſagte er leiſe — „könnten auch Sie Iſtock gut ſein?“ —

Wieder überflog ein tiefes Roth der kleinen Dame Geſicht, dann blickte ſie auf, und es ſchien, als ob der Lichtſtrahl aus Beider Augen, ſich begegnend, in eins verſchwämme. „Ich ſehe Sie gewiß wieder,“ ſagte der Jüngling mit Beſtimmtheit.

Aus dem Thale herauf ſchallte ein ſonderbares Signal, das ſtarke Aehnlichkeit mit dem lang gedehnten Geklapper, eines über das Thal hinſchwebenden Storches hatte.

„Das iſt mein alter Jonas!“ rief Iſtock lebhaft — „er ſucht mich, ich muß hinunter!“

Und mit einem Satze ſchwang er ſich über die Baluſtrade, rief den im Garten Bleibenden einen Gruß zu und eilte in großen gefährlich ausſehenden Sprüngen, die ziemlich ſteile Anhöhe hinab, riß die Ruderſtange aus dem Uferboden und ſprang in den kleinen Kahn, der ſchier von der gewaltigen Bewegung umzuſchlagen drohte. Sein Käppchen ſchwingend grüßte er die ihm vom Gartengeländer Nachſehenden, dann hielt er beide Hände an die Seiten des

Digitized by Google

Mundes und daſſelbe Signal, welches ihm gegolten, erſchallte jetzt von ihm als Antwort in das Thal entlang. Mit wenig Ruderſtößen trieb er ſeinen Nachen in den Strom, von dem dieſer geſchaukelt, wie eine leichte Nußſchale den Inn hinabglitt und in den Augen der Nachſchauenden immer kleiner und kleiner werdend, endlich hinter einer Felſenanhöhe gänzlich verſchwand.

Valeska hatte einen Feind am Hofe, der auf leiſen Socken der chriſtlichen Liebe einherwandelnd, um ſo gefährlicher war, als er der vollkommenſte Meiſter jeglicher Verſtellung zu ſein ſich rühmen durfte. Wir meinen Pater Cocle. Nirgends als in Tirol war den Jeſuiten ein freierer Spielraum geblieben und die Anweſenheit des kaiſerlichen Hofes zu Innsbruck war ganz geeignet, die Macht und Gewalt dieſer ſchwarzen Mauthbeamten des Himmelreiches in das hellſte Licht zu ſetzen. Wie ſie die ehrlichen, aber dummgläubigen Tiroler zu fanatiſiren und in deren Augen die politiſchen Umwälzungen als beabſichtigten Religionsumſturz zu ſchildern wußten, ſo verſtanden ſie meiſterlich die Intriguen und reaktionairen Pläne des Hofes in die Hände zu nehmen und indem ſie den Plänemachern beſcheiben den Schein des Regierens, der Leitung dieſer Pläne ließen, ſicherten ſie ſich vollkommen den Rücken und ſpielten dabei aus doppelter Karte, wozu ihnen ihre mannigfaltigen Verbindungen außerordentlich behülflich waren.

Digitized by Google

Pater Cocle hatte ſehr ſchnell das Vertrauen der Erzherzogin Sophie gewonnen. Die diplomatiſche Schlauheit dieſes Jeſuiten wußte dem ſtolzen, herrſchſüchtigen Gemüth dieſer Frau zu ſchmeicheln und ſo drängte er ſich, immer den Schein geiſtlicher Demuth und Beſcheidenheit für ſich als Schild benutzend, in die geheimſten Pläne und machte ſich auf dieſe Art zu einem geſuchten Vertrauten.

Vergebens hatte man an den Geſandten nach Berlin geſchrieben, um der Correſpondenz des Grafen Egon von Falkenhayn mit dem Maler Pohland habhaft zu werden. Man hoffte dadurch die Dame kennen zu lernen, mit der er in Verbindung ſtehe und für welche man in ganz richtigem Calcul Gräfin Valeska hielt. Die Antwort des Geſandten vernichtete in ſofern dieſe Hoffnung, als ſie dahin lautete, daß Egons Correſpondenz, welche leider verloren gegangen ſein müſſe, wohl einer Dame in der Umgebung der Kaiſerin, als mit ſeinen Anſichten befreundet, aber nicht deren Namen erwähnt habe. Wie gefährlich Valeska ſei, hatte Pater Cocle an ſich ſelbſt erfahren und ſein Streben, ſie unſchädlich zu machen, wurde daher auch ein ſehr ernſthaftes. Alles ſchien zu mißlingen, was in dieſer Beziehung als ſchlagend anerkannt wurde. Der Pater hatte mit dem Hauſe Fiorenzi Geldgeſchäfte und er verſuchte es, den Buchhalter zu gewinnen, über die Correſpondenz, welche Gräfin Valeska durch dieſen Canal empfing und abſendete, ihm Aufſchluß zu geben; indeß der Mann war rechtſchaffener,

als ſämmtliche öſtreichiſche Poſtbeamte, er achtete das Briefgeheimniß heilig und Pater Cocle hatte den Verdruß, durchaus nichts zu erfahren. Es wäre ihm genug geweſen, den Namen deſſen zu erfahren, an den Valeska ſchrieb. Pater Cocle gehörte nicht zu den kleinmüthigen Schurken, die, wenn ihre ſchändlichen Pläne einmal an der ihnen entgegenſtehenden Klippe der Rechtſchaffenheit ſcheitern, ſogleich verzagen und ihre Abſicht verloren geben. Was nicht auf gradem Wege ging, mußte auf krummen verſucht werden und der Pater hatte wenigſtens die Befriedigung, in der Perſon eines untergeordneten Comptoirdieners ein willfähriges Werkzeug des Verrathes zu finden. Ein noch größeres Aergerniß entſtand jedoch durch die Bekanntſchaft des jungen Erzherzogs mit Iſtock. Der Erſtere ſchien an dem ſchwärmeriſchen Weſen dieſes Jünglings Geſchmack zu finden und ritt öfters nur von einem Diener begleitet, hinaus nach dem Ambraſer Thal. Einige Wochen waren ſo vergangen und in der Umgebung des jungen Erzherzogs bemerkte man mit Erſtaunen, daß deſſen Geſinnungen eine auffallende Richtung zu nehmen begannen. Allerdings konnte nichts unangenehmer auf Leute ſolcher Meinungen, wie fürſtliche Umgebungen zu ſein pflegen, einwirken, als einen Prinzen von Menſchenrechten ſprechen zu hören. Selbſt die Erzherzogin Mutter empfand ein großes Mißbehagen, von ihrem Sohne derlei Aeußerungen zu vernehmen, die ſo ſchnurſtracks dem abſolutiſtiſchen Prinzip entgegen laufen und tauſendmal eher in eines Bettlers Mund, als in den

Digitized by Google

eines Fürſten paſſen, für den nur eine Sprache mit Kanonen und Bajonnetten ſich geziemt.

Es war natürlich, daß der erſte Entſchluß, den das Mißvergnügen einer ſolchen Entdeckung hervorbrachte, darauf hinausging, dieſen Jüngling zu entfernen; die Vernunft rieth an, mit der Ausführung dieſes Entſchluſſes indeß behutſam zu gehen, um den Prinzen nicht aufſtützig zu machen. Wer war dieſer Jüngling überhaupt? Was man anfänglich nicht beachtet hatte, das faßte man jetzt in's Auge und der Kammerjunker Falkenhayn ward beauftragt, den Prinzen dahin zu bewegen, ihn zu einem ſolchen Beſuche mit zu nehmen. Dies gelang und die Schilderung, welche der Kammerjunker von der Freundſchaft zwiſchen dem jungen Erzherzog und Iſtock entwarf, war hinreichend, um in Bezug auf den Prinzen das Aergſte befürchten zu laſſen. Das offene Weſen Iſtocks war nicht zur Lüge gemacht und er bat den Prinzen, Herrn von Falkenhayn nicht wieder mitzubringen.

„Ich kann nicht für die Abneigung, welche ich gegen dieſen Menſchen empfinde,“ ſagte Iſtock — „es iſt mir, als wolle er mir Uebles thun, wenn er mich anſieht. Gewiß, er iſt nicht gut — auch mein alter Jonas kann ihn nicht leiden.“

Der Prinz kam beim nächſten Beſuche ohne den Kammerjunker. Iſtock war fröhlich, unbeengt.

„Ich kann Ihnen kein andres Vergnügen bieten, als

Digitized by Google

Sie wie immer auf meinem Kahn ſpazieren zu fahren," ſagte er.

Der junge Erzherzog hatte dies einfache Vergnügen liebgewonnen. So ſchwammen ſie hin, getragen von den ſich leicht kräuſelnden Wellen des Inn, mitten durch die paradieſiſche Gegend. Der Hauch der Freiheit wehte ſie aus den Bergregionen an.

„Ach, ich bin glücklich, wenn ich ſo auf dem Strome hinſchwimme," ſagte Iſtock — „die ganze Welt weicht dann zurück, ich fühle mich frei, ganz frei. Sie nicht auch, Prinz?"

„Auch ich," antwortete dieſer — „es iſt mir dann, als träte ich heraus aus den engen Grenzen, aus dem Garne, mit dem die Hofſitte jeden Fürſten umſchlingt."

„Ich denke mir das traurig," ſagte Iſtock — „Sie ſind nicht Herr Ihres Willens, Ihrer Zeit, Sie haben immer Leute um ſich und ich glaube nicht, daß die Alle es ſo treu mit Ihnen meinen."

„Ich habe darin noch keine Erfahrung gemacht."

„Noch keine?" fragte Iſtock — „dann liegt es an Ihnen, Prinz. Erinnern Sie ſich wohl, daß Einer oder der Andere dieſer Leute Ihnen je etwas Anderes geſagt hat, als daß Sie ſchon von Geburt aus zu Allem befähigt ſeien, daß Alles, was Sie thun, gut ſei? Hat Einer von dieſen Leuten Ihnen je widerſprochen?"

„Nein," ſagte der Prinz, „das hat noch Keiner gewagt."

Digitized by Google

„Gewagt, ſagen Sie?“ rief Iſtock — „ich glaube, das iſt ein Unglück, Prinz, daß es Niemand gewagt hat. Wie iſt's denn möglich Ihre Anſichten zu ändern, wenn ſie nicht gut ſind? Mein guter alter Janos, der mich lieber hat, als ſein Augenlicht, widerſpricht mir oft, aber das iſt recht von ihm. Thäte er es nicht, ich würde eigenſinnig ſein, herriſch, ja, ich würde nicht einmal frei denken können, weil ich mein eigner Sclave wäre. Ach, wie Schade, daß Sie meinen guten lieben Pflegevater Placides nicht kennen! Sie würden ſich freuen über ihn. Er würde mit Ihnen von Fürſten und Völkern reden, Ihnen ſagen, wie er es mir ſo oft geſagt hat, daß es ein Verbrechen ſei, wenn wir Rechte Anderer nicht achten, wenn wir Anderer Freiheit kürzen, beſchränken wollen, um unſer eigenes Intereſſe allein zu erheben. Gewiß, Sie würden ihn liebgewinnen.“

Der Prinz ſchien nachdenkend, das leiſe Hingleiten des Kahnes ſtörte ihn nicht, auch Iſtock ſchwieg. Endlich ſagte der Erſtere:

„Wiſſen Sie, Iſtock, warum ich Freude daran finde, mit Ihnen umzugehen?“

„Nein,“ antwortete Jener.

„Weil ich in Ihnen nicht den Diener meiner Meinung finde, weil Sie ohne Scheu gegen mich, die Ihre geltend machen — das iſt mir fremd, aber es iſt reizend, es iſt ſchön und ich fange an zu glauben, daß nur, weil die Fürſten nie ſo frei und offen die Meinung des Volkes hören, ſo viel Zwietracht zwiſchen Beiden iſt.“

Digitized by Google

„Gar nicht anders,“ ſtimmte Jſtock bei — „ich denke mir das Volk als einen Mann und den Fürſten als Einen. Der Theil von Beiden, welcher dem Andern ſein Recht ſchmälert, thut Unrecht. Ach, Placides ſagte oft zu mir, wenn er von der Geſchichte der Völker redete: das Verbrechen der Fürſten gegen die Völker iſt ſo alt, daß es mit dem Brudermorde Kains begann. Abel war das Sinnbild des Volkes, welches die Erde bebaute; Kain das Symbol der Fürſten, und der Mord, den er vollbrachte, die erſte Gewaltthat gegen das Volk.“

„Ich will keine Leute um mich dulden, die mir zu einer That Kains rathen!“ rief der junge Erzherzog lebhaft, „hier nehmen Sie meine Hand darauf, Jſtock. Gott hört meine Worte — ich will ſie halten, wenn ich dereinſt vielleicht zur Regierung des Kaiſerreichs komme. Freiheit und Gerechtigkeit ſoll dann zwiſchen meinem Volke und mir ſein!“

Jſtock ſtand auf, er ergriff mit tiefer Rührung ſeines fürſtlichen Freundes Hand, der mit der andern ihn an ſein Herz zog und ihn umarmte.

„So ſoll es dann ſein zwiſchen mir und meinem Volke!“ rief der Prinz während der Umarmung — „ich will kein Kain ſein, der ſeinen Bruder Abel erſchlägt!“

So ſchwammen ſie lange Zeit dahin, ſprachlos, aber im Innern erhoben und von der Feier des verwichenen Moments geheiligt. Tiefe Stille ruhte über den lebendig dahin rollenden Wellen des Inns, aus den Bergen heraus

Digitized by Google

klang der klare, durchdringende Ton einer Schalmei, ſelbſt die leiſen fächelnden Lüftchen, die noch kurz vorher die Häupter der kleinen Inn-Wellen kräuſelten, ſchienen zu ſchweigen — das war Friede! Eintracht! Aber von dem Dörfchen her, das zu dem Ambraſer Schloſſe gehört, ſchallte ein dumpfes Trauergeläute, es galt, einen Menſchen zur letzten Ruhe zu begleiten. Der Ruf des Todes klang düſter in das ſchöne Bild des Friedens, als könne es nimmer beſtehen ohne Schmerz und Leid, als ſei es nicht geſchaffen für die Erde und ihre Sterblichen.

Iſtock fühlte ſich in der Freundſchaft des Prinzen ganz glücklich und ſeine friſche Jugend ergriff mit ſchwärmeriſcher Leidenſchaft dies Glück und ſchmückte es aus mit der reichen Phantaſie, die ihn in tauſend und abertauſend bunte, glänzende Träumereien einwiegte. Und in dieſe Träume des wachen, ſchwärmeriſchen Geiſtes miſchte ſich auch das Bild der kleinen zierlichen Dame, deren Angſtſchrei um ſein Leben die eigentliche Veranlaſſung geworden war, mit dem jungen Erzherzoge bekannt zu werden. Iſtock war ein unentweihter Jüngling, ſein Gemüth, nicht von den üppigen und die Sinne überſpannenden und entnervenden Bildern der Wolluſt befleckt, war frei und rein geblieben. Zuweilen dachte er an Theodelinde und er fragte ſich, ob ſie auch ſeiner wohl noch gedenke? Wer konnte ihm das ſagen? Niemand — und darum verſchwieg er es ſelbſt gegen ſeinen alten guten Janos, gegen den er ſonſt nie ein Hehl hatte.

Digitized by Google

Aber wie in ſein noch von keiner ernſten Sorge getrübtes Leben ſich die Empfindung einer ihm gänzlich unbekannten Regung drängte, ſo auch war es bei Theodelinden der Fall. Die verſteinerte Schaale der Gleichgiltigkeit, welche ihr bisher als Hülle diente und ſie an all' den kleinen Ereigniſſen ihres ſo wenig bewegten Lebens ohne ſichtbares Zeichen des Gefühls, der Theilnahme vorübergehen ließ, war geſprengt — die Begegnung mit Iſtock war der Blitz, der in dieſem ſcheinbar leidenſchaftsloſen Gemüthe eine Flamme entzündete, die raſch um ſich griff und Theodelinde's Herz heftig erfaßte. Sie war in der Situation eines Blinden, der durch die geſchickte Hand eines Arztes plötzlich die Sehkraft erlangt, die Welt mit ihren zahlloſen Schönheiten anſtaunt und dieſen gewaltigen Eindruck auch dann noch feſthält, wenn die Schwäche der durch ſcharfe, ätzende Mittel abgeſtumpften Nerven des Auges dieſes wieder und leider auf immer dem Lichte und dem Anblick der Schönheit verſchließt. Eine außerordentliche Verwandlung war mit Theodelinden vorgegangen, ſie fühlte, und mit dieſer Fähigkeit erwachte auch die Leidenſchaft in ihrem Gemüthe.

„Mon Dieu! ma bonne!“ ſagte ſchon am andern Tage die Gräfin Großmama zu ihr, — „was haſt Du denn? Du biſt ſo unruhig — man iſt das von Dir nicht gewohnt — es macht einen unangenehmen, befremdenden Eindruck auf mich!“

Theodelinde antwortete nichts darauf, ſie verſuchte

ſich zu faſſen, in das frühere Gleis der Gleichgiltigkeit zurückzukehren, denn noch beſaß ſie nicht den Muth, über ihre Empfindung ein Urtheil zu ſprechen, ſie war ſich ſelbſt noch ein Räthſel.

„Ich begreife die Kleine nicht,“ bemerkte die Gräfin Großmama gegen ihren Gemahl und ihren Enkel Ferdinand, „ſie war ſo zerſtreut, — hm, es iſt auffallend.“

„Ha, es wäre köſtlich, wenn ſie ſich in den gelbhaarigen Jungen verliebt hätte, der geſtern auf Ambras uns mit ſeiner Gegenwart beglückte,“ ſagte der Kammerjunker lachend; „o, Sie hätten nur ſehen ſollen, wie ſie verlegen wurde, als wir ſie überraſchten mit dem Buben.“

„Fi donc!“ entgegnete die Vorige indignirt, „Du vergißt, daß Theodelinde eine Gräfin Falkenhayn iſt, mon cher — es kann mithin von keiner Etourderie die Rede ſein. Wer war der Burſche überhaupt?“

„Ich weiß es nicht,“ entgegnete Ferdinand kalt, „ich habe nicht ſo viel Intereſſe an ihm gefunden, um mich über ihn zu erkundigen.“

Dieſes Gegenſtandes wurde alſo nicht mehr erwähnt unter den Falkenhayns.

Theodelinde fand in dem ganzen Kreiſe der jungen Damen, mit denen ſie bisher in Berührung gekommen war, keine, der ſie ſich hätte vertrauen können, — nur Valeska war die Einzige, die ſie achtete, weil dieſe auch die Einzige war, welche ſo viel Muth bezeigt hatte, der alten Dame zu widerſprechen. Valeska erſtaunte nicht

Digitized by Google

wenig, als Theodelinde bei ihr gemeldet wurde. Was war die Urſache dieſes Beſuchs?

Noch weit mehr erſtaunte ſie, als Theodelinde ihr Alles vertraute, was ſeit der Begegnung mit Iſtock ſie bewegte — als dieſe kleine, zierliche Dame voller Leidenſchaft von dem Gefühle ſprach, das ſie für den Jüngling empfinde!

„Jetzt biſt Du mir erſt lieb geworden," ſagte Valeska, ſie umarmend, „jetzt, da ich mich in Dir getäuſcht ſehe, denn ich geſtehe Dir's, ich hielt Dich für todt für alles lebendige Gefühl. Ach, meine theure Theodelinde, Dir kann ich es ſagen, wie mich dieſe Menſchen, mit denen wir umgehen, kalt laſſen! — Siehe hier einen Brief von Deinem Bruder Egon. Er iſt es, mit dem ich ſympathiſire. Ihm verdanke ich ſo manche Erkenntniß und die Selbſtſtändigkeit meiner Meinungen — ja, Theodelinde, was ich bisher als mein Geheimniß heilig hielt, verborgen vor Aller Ahnung, das will ich Dir eröffnen: Ich liebe Egon!"

„Egon iſt brav, er iſt beſſer als Ferdinand," entgegnete Theodelinde, „er iſt der Freund Iſtocks."

„Ja, das iſt er," ſtimmte Valeska bei. „Ich erhielt dieſen Brief vor wenig Stunden. Egon ſchreibt mir, daß er hierher kommen werde. Man fürchtet in Wien, daß die den Kaiſer umgebende Camarilla Schläge gegen die Volksfreiheit vorbereite, und dies abzuwenden, wünſcht Egon eine Audienz beim Kaiſer. Eine ſolche zu erlangen,

Digitized by Google

wäre unter den obwaltenden Umſtänden ganz unmöglich, deßhalb wendet ſich Egon an mich, ich ſoll für ihn wirken. Er ſchreibt mir, daß er nicht in Innſpruck wohnen werde, ſondern im Ambraſer Thal, bei einem jungen Freunde Namens Iſtock.“

„Bei Iſtock?“ rief Theodelinde lebhaft, „hat er nicht angedeutet, welchem Stande Iſtock angehört?“

„Nein, mit keiner Sylbe,“ war die Antwort Valeska’s.

„Ach, ich möchte wiſſen, wer Iſtock iſt?“ ſagte Theodelinde.

„Wir werden es erfahren, wenn Egon kommt,“ tröſtete die Vorige.

Dieſelbe Wißbegierde, nur um anderer Urſache willen, hatten auch andere Perſonen. Pater Cocle hatte die Miſſion übernommen, über dieſen Fremdling Auskunft zu erforſchen. Von Paris aus war von dem dort lebenden Jeſuiten-Oberen ein Schreiben eingegangen, in welchem den deutſchen Ordensbrüdern die Meldung mitgetheilt wurde, daß der in Paris anweſende Magnat Graf Telecki in geheimer Conferenz mehrern Mitgliedern der proviſoriſchen Regierung die Nachricht eröffnet habe: Der Herzog von Reichſtadt habe einen Sohn hinterlaſſen, deſſen Daſein er, der Graf verbürgen könne, indem Graf Koſſuth ihm die dieſen Abkömmling betreffenden vollſtändigen Papiere zur Anſicht vorgelegt habe. Wenn Frankreich Ungarn gegen Oeſtreich und den mit der Dynaſtie Habsburg ver-

Digitized by Google

bundenen Slavismus Beiſtand leiſte, ſo wolle man dem jungen Erben des Königs von Rom die ungariſche Königskrone auf's Haupt ſetzen und ein treuer Bundesgenoſſe Frankreichs bleiben.

Faſt zu gleicher Zeit mit dieſem Schreiben traf auch ein franzöſiſcher Edelmann, ein Agent Louis Napoleons, am Hofe zu Innſpruck ein, der dieſelbe Mittheilung machte, freilich nicht zu Gunſten des Abkömmlings des Königs von Rom, ſondern im Intereſſe Louis Napoleons, welcher den öſtreichiſchen Hof durch die Eröffnung dieſes folgereichen Geheimniſſes ſich zu verpflichten trachtete.

Die erſte Frage war: wo lebt dieſer Abkömmling, um ſich durch Bemächtigung ſeiner Perſon vor größerem Uebel zu bewahren? Man erinnerte ſich, daß ſchon Fürſt Metternich eine Vermuthung über das Daſein eines ſolchen Erben ausgeſprochen; indeß die mit dem März eintretenden Ereigniſſe hatten dieſen Gegenſtand beſeitigt, er war in Vergeſſenheit gerathen. Im kaiſerlichen Familienkreiſe war dies Geheimniß der Vorwurf einer ernſten Berathung, man fühlte, daß ein ſolcher Abkömmling gefährlich ſei, und der Beſchluß wurde gefaßt, keine Mühe zu ſcheuen, dieſem Geheimniß auf die Spur zu kommen. Couriere nach London und Peſth eilten am ſelben Tage noch fort. Pater Cocle fand in dem Weſen des jungen Fremdlings im Ambraſer Thale ſo viel Auffälliges, daß er auf die Idee gerieth, dieſer Blondin ſei eine Erſcheinung, welche einem Räthſel ſehr ähnlich ſehe.

Digitized by Google

Das Leichteſte, mit ihm in Berührung zu kommen, war, unter dem Vorwande, die friſche, geſunde und ſtärkende Bergluft zu genießen, ſich in der Nähe des Ambraſer Schloſſes eins der kleinen Bauerhäuschen zum Sommeraufenthalte zu miethen. Pater Cocle hatte nicht falſch gerechnet.

Der junge Erzherzog fand es allerliebſt, den Jeſuiten in ſeiner Ländlichkeit beſuchen zu können, und das geſchmeidige und zugleich würdevolle Weſen des Paters gewann auch ſchnell das Herz Iſtocks — er wurde vertraulich. Auch Janos Tolgyeſſy, der Diener Iſtocks, wurde dem Pater bekannt; indeß der Letztere erkannte bald, daß Janos durchaus nicht der Charakter ſei, welcher ſo leicht zu einem Anſchluß, zu einer freundſchaftlichen Mittheilung zu bewegen ſein dürfte. Janos war ein ernſter, verſchloſſener Mann, der ſchweigſam jedes Wort, das nur im Geringſten die Verhältniſſe Iſtocks berührte, ignorirte. Der Pater gelangte indeß zu der Einſicht, daß Janos zuweilen Briefe erhielt und abſendete. Dieſe Correſpondenz war dem Jeſuiten verdächtig, aber die Vorſicht Janos vereitelte jede ſeiner Bemühungen, zu erfahren, von wem und an wen dieſe Briefe gerichtet ſeien. Iſtock war darüber ſchweigſam. Dem Pater wurde ganz unerwartet Licht in der Sache.

Eines Abends beſuchte ihn der Kammerjunker von Falkenhayn und theilte ihm mit, daß ſeine Braut Theode-

linde von Thonradel Gelegenheit gefunden habe, bei ſeiner Couſine, der Comteſſe Falkenhayn, einen Brief zu leſen, nach welchem ſein Bruder Egon hierher kommen und bei Iſtock wohnen werde. Es handle ſich um eine Audienz beim Kaiſer, die Egon durch Valeska erlangen wolle.

Pater Cocle ſagte lächelnd:

„Schweigen Sie jetzt noch darüber, Graf. Nie iſt Schweigen nöthiger geweſen, als eben jetzt. Schütten wir das Kind nicht mit dem Bade aus. Ihr Bruder ſcheint Geheimniſſe zu lieben, wir aber lieben die Einſicht in Geheimniſſe, deßhalb laſſen Sie uns behutſam zu Werke gehen. Ueberlaſſen Sie ſich meiner Leitung.“

Zwei Tage ſpäter traf Egon wirklich im Ambraſer Thale ein.

Pater Cocle fühlte, da er zufällig gerade bei Iſtock war, daß Iſtock zu jenen Leuten gehörte, welche darüber im Klaren ſind, daß Staat und Kirche auf gemeinſchaftliche Theilung in den Angelegenheiten der Völker ihre Rollen ſpielen und die Prieſterkaſte unter allen Verhältniſſen dieſelbe egoiſtiſche und habſüchtige ſei, wie im grauen Alterthume. Egon wies unverſtellt Mißtrauen gegen den geiſtlichen Nachbar, welcher ſich behutſam zurückzog.

Am folgenden Tage wußte bereits die Erzherzogin die Ankunft Egons im Ambraſer Thale, aber faſt zu gleicher Zeit mit dem Boten, welchen Pater Cocle mit dieſer Nachricht nach Innspruck ſandte, kam daſelbſt auch die durch

Digitized by Google

ein Verſehen unterwegs liegen gebliebene Correſpondenz Egons mit dem Maler Pohland in die Hände der Erzherzogin.

Valeska, von der Ankunft Egons durch einen von dieſem abgeſendeten Boten unterrichtet, bat die Kaiſerin, ihm eine Audienz zu ſeiner Rechtfertigung von dem Verdachte, zur revolutionairen Partei zu gehören, beim Kaiſer zu verſchaffen.

„Der Egon Falkenhayn dürfte nie auf ſolch eine Gnade Anſpruch machen, wenn Sie, Fräulein, nicht ſeine Fürſprecherin wären,“ ſagte die Kaiſerin; „aber in Erwägung Ihrer treuen Anhänglichkeit an Uns ſoll ihm dieſe Gunſt gewährt werden. Nach der Tafel führen Sie ihn in Unſere Appartements, es iſt die Stunde, welche Se. Majeſtät bei uns zuzubringen pflegt.“

Es war ohngefähr um die fünfte Nachmittagsſtunde, als Egon in die Appartements der Kaiſerin trat.

Der Kaiſer ruhte in einem rothſammtnen Lehnſtuhle, durch die ziemlich dicht zugezogenen Fenſtergardinen ſchimmerte die Sonne in das hohe und weite Gemach. Die Kaiſerin ſtand ihrem Gemahl zur Seite.

„Dös hab'n's nur dem Fräulein zu danken, daß Sie jetzt vor Uns ſtehen, denn Sie ſind halt ſchlecht angeſchrieben bei Uns,“ ſagte der Kaiſer zu Egon. „Sie ſind a Revolutionair, i weiß ſchon, — ſollten ſich halt ſchämen, daß Sie ſich mit den Studenten zu Wien abgeben, denen Alles nit recht iſt, was geſchieht. Ihre Familie kann ſich

nit über Sie freuen und i bin kurios, was Sie mir z'ſagen haben. Wanns umdrehen und vernünftig ſein wollen, können's auf Unſere Verzeihung rechnen. I mag lieber verzeihen als ſtrafen."

„Ew. Majeſtät!" rief Egon, auf ein Knie niederſinkend, „ich liebe meinen Kaiſer und mein ſchönes Vaterland mit eben ſo glühendem Herzen, als alle Die, welche in Allerhöchſt Ihrer Nähe ihre Treue ſtündlich betheuern. Nur der Weg, den ich einſchlage, um meine Liebe zu Ew. Majeſtät und zu meinem Vaterlande zu beweiſen, iſt ein anderer."

„Laſſen's mi aus mit'm andern Weg," entgegnete der Kaiſer. „I weiß ſchon, was dös für aner iſt. Den Metternich haben's weggebiſſen, der war ihnen nit recht, jetzt woll'n's mich a fortbeißen. Iſt dös a Lieb? I glaub nit."

„Ew. Majeſtät," redete Egon, „jeder Oeſtreicher liebt ſeinen Kaiſer, aber jeder fühlt auch, daß das gütige Herz unſers geliebten Monarchen bethört wird von Leuten, die durch die neue Wendung der Dinge ihren Einfluß, ihre Macht zu verlieren fürchten. Indem ich hier vor Ew. Majeſtät ſtehe, macht mich das Geſchick zum Vertheidiger des Volkes, das man Ihrem Herzen zu entfremden ſucht, welches von Gott aber an Ihr Herz gewieſen iſt. Man klagt dies Volk bei Ew. Majeſtät der Rebellion an, man beſtrebt ſich, Ew. Majeſtät in den traurigen Wahn zu verſetzen, das Volk habe Ew. Majeſtät die Treue, den Ge-

Digitized by Google

horſam aufgekündigt. Es iſt eine unwürdige Lüge! Das Volk iſt das nämliche, wenn auch verjüngt, das in den gewaltigen Kämpfen zu Anfange dieſes Jahrhunderts mit ſeiner Söhne Blut die Freiheit ſeines Regenten von dem Joche des fremden Eroberers erkaufte. Aber auch das Volk will frei ſein. Gott hat den Rechten der Fürſten gegenüber die des Volkes geſetzt, und — nicht die Fürſten, ihre Rathgeber allein haben die Rechte des Volkes mit Füßen getreten. Wie gut und edel muß das Volk ſein, das eine ſo lange Reihe von Jahren hindurch dieſe Unterdrückung geduldig ertrug, während all' die gewiſſenloſen Rathgeber der Fürſten um Rache ſchreien, weil das Volk ſeit wenig Monden erſt um ſeine entriſſenen Rechte Wort und Arm erhoben!"

Der Kaiſer ſah mit milderem Blicke auf Egon.

„Hör'n's, Graf, was Sie da geſagt haben, dös iſt zum Anhören, — es mag freilich nit Alles ſo geweſen ſein, wie's ſein ſollt, dös glaub i; aber ſchaun's, ſolchen Spektakel hätten's nit machen ſollen. I kenn' mei Wien nit mehr."

„Dann ſegne Gott die Stunde, in welcher zu Ew. Majeſtät zu ſprechen, ich berufen bin!" rief Egon, und eine leichte Röthe glitt über ſein Geſicht als Zeichen der hohen Erregung ſeines Herzens, — „vielleicht gelingt es mir, die Nebel zu zerſtreuen, welche man abſichtlich heraufbeſchworen, um zwiſchen dem gütigſten Monarchen und

ſeinem Volke jeden klaren Sonnenblick des Einverſtändniſſes zu verſcheuchen.“

Valeska ſtand entfernt von dieſer Gruppe. Ihr Herz ſchlug ſo lebhaft an die Bruſt, daß ſie unwillkürlich ihre rechte Hand darauf drückte, um dies ungeſtüme Pochen zu mildern. Wenn auch bei dem Wiederſehen Egons ſein unſchönes Aeußere eine Wirkung auf ihren Schönheitsſinn hervorgebracht hatte, als wenn auf einen glühenden Stein eiskaltes Waſſer gegoſſen würde, ſo verwiſchte doch der jetzige Moment, wo er unerſchrocken vor dem Kaiſer ſtand und ihm in hoher Begeiſterung ſeines edlen Herzens die kräftigſte Vertheidigung des Volkes von den Lippen floß, dieſen unangenehmen Eindruck ganz und gar. Freude und Stolz ergriffen ſie — vor ihm hätte ſie jetzt niederfallen, ihm danken mögen, daß er ſo redete, — die geiſtige Liebe zu ihm durchglühte ſie. Ihr Auge ſuchte jeden Zug im Antlitz des Kaiſers und der Kaiſerin zu ſeinen Gunſten zu erſpähen, und wie ſie bemerkte, daß aus Beider Blicken ein erhöhtes Wohlwollen leuchtete, mußte ſie gewaltſam an ſich halten, um ihren Jubel nicht zu verrathen.

Egon hatte dem Kaiſer ein vollkommenes Bild der Zuſtände entworfen und ihm natürlich Alles in einem andern Lichte gezeigt. Der Kaiſer ſchwieg eine Weile, dann ſagte er in ſeiner gutmüthigen Weiſe zu ſeiner hohen Gemahlin:

„Schau, Annel, dös klingt Alles ganz anders, als mir's unſre Leut' erzählen, — i möcht ſchon wiſſen, was halt das Wahre davon iſt.“ —

Digitized by Google

Während dieſer Audienz hatte die Cibbini wie auf Nadeln im Vorzimmer geſtanden; ſie erwartete die Erzherzogin Sophie. Endlich kam dieſe in Begleitung ihres Gemahls und des Oberhofmeiſters von Széchényi.

„Sie ſind drin bei der gnädigſten Herrſchaft,“ ſagte Cibbini leiſe, „ich habe ſehr laut ſprechen hören.“

Ein flüchtig Lächeln glitt über das Geſicht der Erzherzogin.

„Wir werden auch eine Audienz bei Sr. Kaiſerlichen Majeſtät haben und nach Befinden noch lauter ſprechen,“ entgegnete ſie.

Der Kammerdiener meldete das erzherzogliche Paar und der Kaiſer ſagte zu ihnen, als ſie eintraten:

„Ihr kommts g'rad' zurecht, um hier a Lektion zu hören über die Wieneriſchen Geſchichten. Sprechen's halt fort, Graf Falkenhayn, die Sophie und meines Herrn Bruders Liebden kanns a mit anhören.“

„Ew. Majeſtät erlauben, daß i ch erſt ſpreche,“ redete die Erzherzogin mit der ihr eigenthümlichen Energie; „wenn es ſich einmal um Lektionen handelt, dürfte es wohl nur paſſend ſein, daß wir ſie geben, nicht daß ſie uns gegeben werden.“

„Was ſein's denn nur ſo riſch, Kaiſerliche Hoheit?“ fragte der Kaiſer unangenehm berührt.

Die Erzherzogin nahm indeß keine Notiz von der krankhaften Gereiztheit ihres kaiſerlichen Schwagers und ſagte:

Digitized by Google

„Von unſerm Geſandten in Berlin iſt uns eine Anzeige mit der Beilage einer, bei einer dort zufällig angeſtellten Ausſuchung in der Wohnung eines, ſchändlicher Umtriebe verdächtigen Republikaners vorgefundenen Correſpondenz ſoeben eingeſendet worden, die den Namen des Grafen Egon von Falkenhayn in Wien mehr als zu ſehr compromittirt.“

„Was ſagens da?“ fragte der Kaiſer, und von der Kaiſerin Lippen ging ein erſchrockenes „Wie?“

Die Erzherzogin fixirte Egon mit ſtechendem Blicke.

„Hier iſt dieſe Correſpondenz, Majeſtät,“ fuhr ſie fort; „ich glaube ſchwerlich, daß die Portraits, welche der Graf in dieſen Briefen von den Mitgliedern unſers erhabenen Kaiſerhauſes entworfen hat, den Beifall Ew. Majeſtät erringen werden, ebenſowenig der leichtfertige und unehrerbietige Ton, in dem der Graf über uns ſpricht, und die Anſichten, die er in unſerm Betreff und hinſichtlich der für Oeſtreich möglicherweiſe in nächſter Zukunft zu geſtaltenden neuen Regierung darlegt.“

Egon erbleichte ſichtbar.

„Was iſt dös?“ fragte der Kaiſer erſtaunt.

„Nichts, Ew. Majeſtät, als ein freches, verwegenes Spiel verbrecheriſcher Menſchen!“ rief die Erzherzogin, — „ja, ein freches Spiel, denn ſogar hier in der Nähe unſerer Schwägerin Majeſtät hat eine Dame ſich ſo weit vergeſſen können, mit dem Grafen in Verbindung zu treten und ihn über alles ſich hier Ereignende in Kenntniß zu ſetzen.“

Digitized by Google

Nach einer Pauſe redete ſie weiter:

„Dieſe Dame, von der in dieſen Briefen die Rede, deren Name aber nicht ausdrücklich genannt iſt, ſteht uns nahe — Fräulein Valeska.“

„Großer Gott!“

Mit dieſem Ausrufe ſank Valeska in die Kniee.

Bis jetzt ſchien Egon von der überraſchenden Wendung dieſer für ihn mit ſo anſcheinend viel Glück begonnenen Scene betäubt zu ſein, Valeska's Stimme jedoch entriß ihn derſelben. Er eilte hin zu ihr und richtete ſie in ſeinem Arme auf.

„Seien Sie ruhig, Comteſſe, faſſen Sie ſich!“ ſagte er, „es iſt nichts Neues geſchehen an uns, das hat ſich ſchon Millionen Male wiederholt und wird ſich noch Millionen Male wiederholen, ehe dieſer Erdball in Trümmern zerfällt.“

Dann wendete er ſich zu der Erzherzogin und ſprach mit größter Bitterkeit:

„Wünſchen Sie ſich und der Camarilla Glück, gnädige Frau, daß es Ihnen abermals gelingt, Die zu verdrängen, welche es ehrlich meinen mit dem Monarchen. Dieſe Briefe ſprechen gegen mich, aber ich vertrete ihren Inhalt. Indem ich gewiſſe Perſonen in wahrem Lichte ſchilderte, folgte ich dem allein richtigen Urtheile, welches das Volk über dieſelben fällt, das Volk, welches die Camarilla und ihre Leiter verwünſcht. Laſſen Ew. Majeſtät eine Unterſuchung über mich verhängen, aber ich proteſtire im Voraus

Digitized by Google

gegen Richter, die unter dem Einfluſſe Ihrer kaiſerlichen Hoheit der Frau Erzherzogin ſtehen.“

Der Ausdruck des Zornes markirte ſich in den Zügen der ſtolzen Frau.

„Dem Namen, den Sie führen, werden Sie allein eine Schonung zu danken haben, die Ihnen ſonſt nicht zu Theil werden dürfte,“ antwortete ſie. „Se. Majeſtät wird allein Ihre Richter ernennen, nicht ich.“

„I trag' auf Ihre Verhaftung an, Graf,“ ſprach der Erzherzog Franz Karl — „Sie dürfen das Schloß nit verlaſſen, wiſſen's dös?“

Valeska entwand ſich dem Arme Egon's, der ſie noch geſtützt hielt und eilte zur Kaiſerin, vor der ſie ſich niederwarf und rief:

„Ach, gute, liebe, gnädigſte Frau Kaiſerin, ſprechen Sie ein Wort der Gnade für ihn — ich flehe Ihre Majeſtät fußfällig an …“

Die Kaiſerin trat entrüſtet einen Schritt zurück und ſagte mit dem kalten, abſtoßenden Tone, der ihr bei ärgerlichen Gelegenheiten ſtets zu Gebote ſteht und ihrem Weſen den Ausdruck von Strenge und Härte giebt:

„Das Fräulein hat ſich ſelber zu reinigen von dem Vorwurfe ſolch frechen Spiels hinter unſerm Rücken — ich kann Niemand um mich dulden, der ein Geſicht für uns und eins für Leute hat, die die Perſonen unſeres erhabenen Hauſes läſtern.“

Der Kaiſer allein war bei dieſer Scene theilnahmlos

Digitized by Google

geblieben, der milde Ausdruck ſeines Geſichtes hatte ſich allerdings in den jener düſtern Stimmung verändert, welche in der Regel kränkliche Perſonen, die ſich für beleidigt halten, zeigen. Jetzt erhob er ſich.

„Meines Herrn Bruders Liebden wird dieſe Sach' unterſuchen — dös iſt mein Wille. O Jeſus, was machen mir die Leute dös Biſſerl Leben ſchwer! Wenn i nit grad Kaiſer von Gottes Gnaden wär, i möcht ſchon lieber a Bettelmannel ſein, dös hat's doch kein ſolchen Chagrin wie i."

Nach einer Weile, in der ſein Blick auf dem Grafen Egon haften blieb, ſagte er mit dem frühern Anklang von Gutmüthigkeit:

„I wünſch, wegen meiner und Ihrer, daß's ſich rechtfertigen können — 's ſollt mir a Leid ſein, wann i denken müßt, daß ſo ſchön zu plauſchen (reden) verſtehen und doch a falſch Herz haben."

Mit dieſen Worten legte er die Hand auf den Arm der Kaiſerin, die ihn aus dem Zimmer geleitete. Der Erzherzog folgte nach und gab im äußeren Vorzimmer, wo mehrere Cavaliere und Garden ſich befanden, Befehl, den Grafen Egon von Falkenhayn, ſobald er die Appartements der Kaiſerin verlaſſen würde, in Haft zu nehmen; dann kehrte er zurück.

Die Cibbini trat, von der Erzherzogin gerufen, herein und die Letztere ſagte:

Digitized by Google

„Führen Sie das Fräulein Falkenhayn auf ihr Zimmer.“

„Folgen Sie mir, Comteſſe!“

„Ihnen?“ entgegnete Valeska — „o, Sie können kaum die Freude verbergen, mich geſtürzt zu ſehen. Laſſen Sie mich, ich gehe allein, mit dem Bewußtſein, daß es an dieſem Hofe unmöglich iſt, über die Liſt und Bosheit, über den Verrath zu ſiegen. O, meine gnädige Kaiſerin — wie entreißt man Ihrem edlen Herzen das Vertrauen zu Denen, die es mit Ihnen aufrichtig, ohne Sonderintereſſe, meinen!“

Die Kaiſerin ſchien den ſchmerzlichen Blick, welchen Valeska auf ſie warf, nicht ertragen zu können, ſie wendete ſich ab mit einer Handbewegung, welche das Zeichen zu deren Entfernung war, die, tief erſchüttert von dieſer Strenge, das Auge zu Boden ſenkte, dann aber ſich ermannend, im Bewußtſein ihrer Schuldloſigkeit, ſtolz der Cibbini dem Ausgange zu voranſchritt — ihr Blick traf dort Egon — es war ein Blick des Abſchiedes, des Schmerzes.

„Verlaſſen Sie uns!“ ſagte die Erzherzogin gebieteriſch zu Egon — „mein Gemahl wird die Unterſuchung dieſer Angelegenheit ſchleunigſt anordnen.“

Ein bitteres Lächeln überſchwebte Egon’s unſchöne Züge.

„Dann bin ich meiner Verurtheilung gewiß,“ ſagte er und verließ raſch das Zimmer.

Digitized by Google

Draußen im äußeren Vorzimmer trat ihm einer der Gardeoffiziere entgegen und ſagte:

„Herr Graf, von Sr. kaiſerlichen Hoheit dem Herrn Erzherzog Franz Karl habe ich den Befehl empfangen ...“

„Mich zu verhaften? ich weiß es — thun Sie Ihre Pflicht.“

„Armer Bruder!“ rief eine Stimme.

Es war der Kammerjunker Falkenhayn, der dies rief.

Egon ſagte gelaſſen: „Du biſt ein vollkommener — Edelmann!“ dann folgte er dem Gardeoffizier.

Nichts war natürlicher, als daß dies Ereigniß, das eben nur die dabei betheiligten Hauptperſonen kannten, bei Hofe große Senſation verurſachte und mit den mannigfaltigſten Zuſätzen und Verdrehungen erzählt und wieder erzählt wurde. Die mit dem Vorgange Vertrauten ſagten mit vieler Gewißheit das Schickſal Egons voraus, es hieß unbeſtimmte Haft auf der Feſtung Kufſtein. In der Familie Falkenhayn war man indeß ganz mit dem Reſultat des heutigen Tages einverſtanden, welches zwei der Familienglieder derſelben betroffen. Egon, wie wir wiſſen, beſaß keine Spur von Sympathie bei der Familie für ſich. Der Graf Großvater betrachtete ihn mit Blicken des Abſcheues als einen Rebellen und unwürdiges Glied der hohen Ariſtokratie. Der edle Chef der Familie Falkenhayn konnte es nicht vergeſſen, daß eben dieſer Enkel ihn vor wenig Monaten mit Verachtung um der ſchnöden Bereitwilligkeit

für den Befehl Metternichs willen, behandelt hatte. Die alte Dame war eben ſo zufrieden mit dem muthmaßlichen Schickſal Egons, der ihr ſtets ein Dorn im Fleiſche geweſen. Vergebens ſuchte ſie eine Erinnerung aus ihrer Glanzepoche auf, um einen möglichen Vergleich mit dem verabſcheuungswürdigen Thun dieſes Enkels aufſtellen zu können, doch, trotzdem unter der Fluth von Ariſtokratie, die damals Wien in ſich ſchloß, gewiß ſo manches miſerable Subjekt zu finden geweſen, ſo erkannte die ehrwürdige Dame doch Keinem den Preis der Vollkommenheit zu, wie ihn ihr Enkel Egon verdiente.

„Ach,“ ſagte ſie — „ich erinnere mich wohl, daß ſich der Bruder des engliſchen Geſandten, des edlen Lords Caſtlereagh, ſo ſehr vergaß, daß er auf offener Straße, im Angeſichte des Pöbels, ſeinen Rock auszog und ſich mit einem ordinairen Fuhrmann boxte, wie es die Engländer nennen, und daß leider von dem ungeſchliffenen, reſpektsloſen Menſchen Se. Herrlichkeit tüchtige Prügel empfing, worüber die ganze hohe Ariſtokratie indignirt war; aber das läßt ſich doch mit den engliſchen Sitten entſchuldigen — Se. Herrlichkeit blieb nach wie vor ein wahrhafter Ariſtokrat. Solch ein Verwerfen aller Sentiments und ariſtokratiſchen Sympathieen iſt indeß beiſpiellos.“

Der Kammerjunker äußerte die größte Entrüſtung und ſchwor hoch und theuer, daß er ſich für immer von dieſem Bruder, der der Familie einen ſolchen Eklat verurſache, losſage.

Digitized by Google

Eben ſo war für Valeska jede Sympathie bei der Familie erloſchen und der Graf ſprach den Entſchluß aus, ſie ihrem Vater nach Prag zurückzuſenden, ſobald, was vorauszuſehen ſei, ſie den Dienſt bei der Kaiſerin verlaſſen müſſe. Eveline allein fühlte ſich niedergedrückt um Valeska's willen, und machte ſich ſchwere Vorwürfe. Wenn ſie auch das Verbrechen, welches man Valeska aufbürdete, hinter dem Rücken ihrer gütigen Herrin einen dieſe verletzenden geheimen Briefwechſel mit einem Revolutionair, als welcher Egon geſchildert wurde, geführt zu haben, verabſcheute, ſo war doch ihr Herz frei vom Haſſe gegen die Freundin und ſie konnte ihr eigenes Thun als ein unehrenhaftes, als ein verrätheriſches gegen dieſe nicht entſchuldigen. Sie hatte, von Ferdinand verleitet, Valeska's Briefgeheimniß verrathen, wie wir bereits erwähnten. Das richtige Gefühl Evelinens erkannte jetzt dieſe Handlung aus einem Geſichtspunkte, aus dem ſie dieſelbe vorher nicht angeſehen hatte. Die Liebloſigkeit, welche die Falkenhayns in Bezug auf Valeska äußerten, berührte ſie ſo feindlich, daß ſie unwillkürlich zur Reue über ihren Verrath und zum Nachdenken geleitet wurde, ob ſie ein Glück an der Seite eines Mannes zu finden hoffen dürfte, der, ſie ſah es ja, mit kaltem Herzen und mit ſichtbarer Freude ſeinen Bruder mit verdammen, ſich ſogar von ihm losſagen konnte, ohne nur irgend an einen Entſchuldigungsgrund für deſſen Thun zu denken. Theodelinde war ſchweigſam geblieben bei all dem Ausdruck des Haſſes, der Egon traf, den ſie

Digitized by Google

ſonſt lebhaft vertheidigt hatte, das gleichgültige Weſen, welches wieder Beſitz von ihr genommen zu haben ſchien, hatte alſo auch die einzige natürliche Aufwallung für den Bruder erſtickt. Die Gräfin Großmama bemerkte das mit beſonderem Vergnügen und zollte Theodelinden dafür ihre Anerkennung. Man hatte vor ihr ohne Hehl davon geſprochen, daß in die Unterſuchung über Egon jedenfalls auch der blonde Jüngling im Ambraſer Thale verwickelt werden dürfte, indem Egon in deſſen Wohnung abgeſtiegen und ſomit anzunehmen ſei, daß Iſtock mit ihm in einer gewiſſen Verbindung ſtehen müſſe. Der Kammerjunker erwähnte, daß die Beſuche des jungen Erzherzogs bei Iſtock in den Augen von deſſen erhabener Mutter ſehr mißliebig erſchienen und Pater Eocle, um dieſe auffallende Freundſchaft zu beobachten, eine Sommerwohnung in der Nähe der Iſtocks bezogen habe.

Theodelinde hörte alles Dies ruhig an, ſo wie den Vorſchlag des Grafen Großvaters, morgen beim Kaiſer um eine Audienz nachzuſuchen, um demſelben ihren Abſcheu gegen Egon's Verbrechen auszuſprechen, ſo wie die Bitte, die Unterſuchung, der Ehre der Familie wegen, aufs Strengſte führen zu laſſen, damit auch kein Stäubchen eines möglichen Verdachtes, mit dieſem unwürdigen Sprößling in irgend einer Verbindung zu ſein, dieſe belaſte.

Wer in Theodelindens Seele hätte ſchauen können, in dieſe aus der Grabesnacht der Gleichgültigkeit losgeriſſene Seele, die ihre einzige Rettung in der nämlichen Hülle fand,

Digitized by Google

welche früher ſie vor jeder Empfindung bewahrte! Theodelindens Gefühl war ſo ſchmerzlich empört über die Nichtswürdigkeit ihrer Familie, daß ſie, als ſie ſich allein ſah, in einen heftigen Thränenſtrom ausbrach. Sie, die nie in einer innigeren Verbindung mit Valeska geſtanden hatte, als der Umgang gerade erforderte, weinte jetzt über deren Geſchick, wir wollen die Ueberzeugung, welche Theodelinde von Valeska's Unſchuld in ſich trug, mit dem Namen: „natürlicher Inſtinkt“ bezeichnen. In Theodelindens Leben gab es nur drei Perſonen, die ihrem Herzen nahe ſtanden, ohne daß Jemand es ahnte. Das war Egon, Valeska, Iſtock. —

Nachdem ſie ſich einige Zeit dem Schmerze hingegeben hatte, dieſe Dreie ohne Hülfe verloren gehen zu ſehen, kam ein anderer Geiſt über ſie, der des Muthes, der Erhebung, einer Energie, welche einen ſchroffen Gegenſatz zu dem gleichgültigen, trägen Weſen bot, das früher ihr innerſtes Selbſt ſchien.

„Wie?“ fragte ſie ſich — „könnte ich gar nichts thun zu ihrer Rettung? Als ich am Geländer des Gartens in Schreck aufſchrie, weil ich glaubte, der kleine Kahn müſſe mit Iſtock umſchlagen, kam er da nicht ſo ſchnell zu mir, um mir ſeine Hülfe anzubieten, weil er irrthümlich mich in Gefahr glaubte? und jetzt, wo ihm Gefahr droht, ſollte ich nicht zu ſeiner Hülfe eilen? Und Egon? nein, es iſt nicht möglich, daß er ein Verbrechen begangen haben kann,

Digitized by Google

das ihn entwürdigt — Egon iſt beſſer als ſie Alle, die ihn verdammen.“

Nach einem langen, martervollen Nachſinnen ſtieg ein Gedanke in ihrer Seele auf, den ſie feſthielt und der allmählig mehr und mehr an Fleiſch und Bein gewann, das heißt: zum feſten Entſchluſſe wurde.

Nach hocharistokratiſcher Sitte brach der Morgen im Falkenhayn'ſchen Hauſe erſt in den ſpätern Stunden des Vormittags an. Es war um ſieben Uhr, als Theodelinde an dieſem Morgen in die Schloßkapelle zur Meſſe eilte, welcher in der Regel um dieſe Frühſtunde nur die jüngeren Mitglieder des kaiſerlichen Hauſes mit dem ihnen zugehörigen niederen Dienſt beiwohnten.

Der junge Erzherzog Franz Joſeph bemerkte und erkannte ſie. Es fiel ihm auf, daß ſie ohne alle Begleitung hier ſei. Als die Meſſe geendet war und die jungen Prinzen ſich, frei von dem kirchlichen Zwange, ſchnell entfernten, wartete der Erzherzog am Betpult, dem ſeiner harrenden Lakai einen Wink, ſich zu entfernen, gebend.

Tiefe, feierliche Stille ruhte in dem kleinen, reich mit Gold und Silber geſchmückten Raume, die Morgenſonne ſchien ſo blendend an die Wände und ſpottete der ſechs auf dem Altar brennenden Kerzen, die ſo verwaiſt, ſo einſam ihre Flammenhäupter matt und vergehend in dem hellen Tageslichte leuchten ließen. Der junge Erzherzog wendete ſich nach Theodelinde, die, das Auge auf ihn gerichtet, ſich nun erhob und ihm raſch nahte.

Digitized by Google

„Haben Sie mir etwas mitzutheilen, Comteſſe?“ fragte er überraſcht — „Jeſus, Sie zittern ja!“

„Das Ungewöhnliche durchbebt mich,“ ſagte Theodelinde leiſe, indem ein Anflug tiefen Rothes ihre Stirn und Wangen übergoß — „Ihre Hülfe, kaiſerliche Hoheit, flehe ich an. Wo könnte ich hoffen, Ihr Herz weicher und gütiger geſtimmt zu finden, als hier, wo Sie erſt zu Gott gebetet haben, der aller Fürſten und aller Herren Fürſt und Herr iſt?“

„Das klingt ſo feierlich,“ ſprach der Erzherzog — „ich ſoll helfen — Ihnen? ſprechen Sie raſch, gute Comteſſe, man glaubt mich noch hier im Gebete. Wie könnte ich Ihnen helfen?“

„Nicht ich, Iſtock braucht Ihre Hülfe, Iſtock im Ambraſer Thale, den Sie ſo liebgewonnen haben.“

„Iſtock! Jeſus! was iſt ihm geſchehen? reden Sie!“

Theodelinde ſagte Alles, was ſie gehört hatte. Des Prinzen Geſicht verzog ſich zum Ausdruck des Unmuthes, das habsburgiſche Stammzeichen, die eigenthümlich ſchroffe Unterlippe, die alle Sprößlinge dieſes Hauſes beſitzen, trat bei der innern Bewegung dieſes jugendlichen Fürſten beſonders hervor.

„Ich danke Ihnen, Fräulein, für dieſe Warnung,“ ſagte er — „Iſtock iſt mein Freund, er ſoll heute noch fort. Der Pulmer iſt zuverläſſig, glaube ich, der ſoll das veranſtalten. Ach, der arme, gute Iſtock, der die Freiheit

Digitized by Google

ſo liebt, ſollte ſeiner Freiheit beraubt werden! warum? warum?“

Er verſenkte ſich auf einige Sekunden in Nachdenken, dann ſagte er:

„Ah, jetzt werden mir einige Bemerkungen der Mama klar und des Bombelles, der mir geſtern geradezu ſagte: der Iſtock wäre kein Umgang für mich. Aber ich liebe ihn und Iſtock ſoll kein Haar gekrümmt werden. Lieben Sie denn Iſtock auch, daß Sie ſich ſeiner annehmen?“

Dieſe Frage verwirrte Theodelinde ſo ſehr, daß ſie in größter Verwirrung die Augen zu Boden ſchlug. Es folgte eine kurze Pauſe — der Prinz wiederholte die Frage nicht, ſondern ſagte gutmüthig:

„Nun, Fräulein, haben Sie mir noch etwas zu ſagen?“

Theodelindens Augen waren feucht geworden, ſie erhob ſie mit einem tiefſchmerzlichen Blicke zu dem jungen Fürſtenſohne, der theilnehmend ihre Hand ergriff und ſprach:

„Haben Sie denn ſo ſchnell den Muth zu mir verloren?“

„Nein, nein!“ entgegnete Theodelinde — „ich will nicht zagen, es iſt ja nichts Böſes.“

Und ſie erzählte ihm von Egon's Haft

„Ach, Sie kennen ihn nicht, wie ſoll ich's denn beweiſen, daß es ihm unmöglich iſt, ein Verbrechen, wie dieſen Briefwechſel, zu begehen. Er iſt mein Bruder und

Digitized by Google

Iſtock's Freund. Fühlen Sie ſelbſt, kaiſerl. Hoheit, daß Iſtock's Freunde keine Verbrecher ſein können."

„Dann müßte ich ja auch ein Verbrecher ſein," antwortete der junge Erzherzog. „Sie wollen, daß ich ihm helfe — ach, Sie vergeſſen, daß ich keine Macht dazu habe."

„Man hat von ſeinem Schickſale geſprochen, es ſoll Haft auf dem Kufſtein ſein — o mein Gott, denken Ew. kaiſerl. Hoheit dies Urtheil, ein Gefangener zu ſein! wenn er fliehen könnte — welches Glück für ihn!"

„Man will mir meinen Freund rauben, weil er mein Freund iſt. Wenn ich ihnen dagegen einen Gefangenen raubte, hätte ich das Spiel gewonnen," ſagte der Prinz mit einem Ausdrucke von Ironie vor ſich hin und dann fragte er: „Wo hat man Ihren Bruder hingebracht?"

„Er befindet ſich noch im Schloſſe, wie ich gehört habe."

„Ich kann Ihnen nichts gewiß verſprechen, Fräulein," ſprach der junge Erzherzog — „aber hoffen Sie! Schnell an Ihren Platz, ich höre draußen die Stimme des Kämmerers Caronini-Cronberg, er frägt den Lakai nach mir. Man darf uns hier nicht ſprechen ſehen."

Schnell flog Theodelinde nach ihrem Platze, die weichen Decken, die den Marmorboden der Kapelle überbreiteten, ſogen jedes Geräuſch ihrer Schritte ein.

Als Caronini-Cronberg in die Kapelle eintrat, fand er den Prinzen in der Stellung der tiefſten Andacht am

Digitized by Google

Betpulte. Ehrerbietig blieb der Erſtere ſtehen. Nach einer Weile erhob ſich der Fürſtenſohn, ſchlug ſein Kreuz und verließ das Heiligthum, an deſſem Ausgange ihm ein Lakai das ſilberne Gefäß mit Weihwaſſer öffnete, mit deſſen Inhalt der Prinz, die Finger ſeiner Rechten netzend, abermals das Zeichen des Kreuzes auf Stirn, Mund und Bruſt machte.

Da die Kapelle der nach halbſtündigen Pauſen auf einander folgenden Meſſen wegen geöffnet blieb, ſo verließ Theodelinde ſie ſpäter.

Zwei ganz beſondere Ereigniſſe beſchäftigten in den darauf folgenden Tagen den Hof.

Das Eine dieſer Ereigniſſe betraf die glückliche Flucht Egons von Falkenhayn aus einem Thurmgemache des Schloſſes; das andere beſchäftigte nur einen Theil der Schloßbewohner, und zwar die Erzherzogin Sophie und deren nächſte Umgebung.

Iſtock, der blonde Jüngling im Ambraſer Thale, war, wie Pater Cocle mit größter Entrüſtung perſönlich meldete, eines Morgens mit ſeinem alten Jonas verſchwunden aus dem Häuschen, das er bisher bewohnt hatte.

Daß dieſe beiden Ereigniſſe faſt zu gleicher Zeit geſchahen, verwirrte die ſonſt erfinderiſchen Köpfe der Hofherren bedeutend. Pater Cocle würde gern die Schuld dem Teufel beigemeſſen haben, wenn er ſich nicht ſelbſt lächerlich zu machen gefürchtet hätte und wenn er nicht ſelbſt, in der Schule des Teufels gebildet, gewußt hätte, daß die

Leute, beſonders die am Hofe, über dergleichen Schwächen längſt hinweg wären.

Theodelinde beſuchte jetzt jeden Morgen die Meſſe in der Schloßkapelle, ſie ſprach nicht wieder mit dem jungen Erzherzog, aber jedesmal traf ihn ein dankbarer Blick aus ihren Augen — ſie kannte den Retter Egon's und Iſtock's.

Kurz nachdem die Flucht und das Verſchwinden Beider die Köpfe der Hofleute in eine höchſt ärgerliche Verwirrung gebracht hatte, langte ein Courier von London beim Kaiſer an. Die Verbindungen mit London und Petersburg waren nie häufiger geweſen, als zu jener Zeit, als der kaiſerliche Hof in Innsbruck weilte. Metternich, der geflüchtete öſtreichiſche und eigentlich Deutſchlands Staatenlenker, hielt nach wie vor ſeine ſegnende Vaterhand über die untreu gewordene Volks= oder Völkerheerde.

Unter den Depeſchen, die der Courier dem Kaiſer überbrachte, fand ſich auf die Anfrage wegen des napoleoniſchen Abkömmlings ein Billet folgenden Inhalts:

„Es iſt nicht Vermuthung, ſondern Gewißheit, daß der Herzog von Reichſtadt drei oder vier Jahre vor ſeinem Tode eine geheime Liebe unterhielt, vielleicht auch eine geheime Ehe mit einer Dame am kaiſerlichen Hofe geſchloſſen hat, der ein Zwillingspaar entſproß. Die erſte Kunde über dies der Staatenruhe möglicherweiſe gefährliche Geheimniß erlangten wir von Prag aus, wo man zu Anfang des Jahres 1847 in der ehemaligen Wohnung des Domherrn Freiherrn von Portemeiſchel zufällig hinter einem Wandſchrank=

Sache ein von dieſem auf das Jahr 1829 geführtes Tage-
buch auffand, deſſen Notizen, obwohl unvollkommen, doch
immerhin klar genug, dies Geheimniß andeuteten. Auch
die eingezogenen Erkundigungen ſtimmen vollkommen mit
den Angaben des Tagebuches Portemeiſchels. Einer unſe-
rer Agenten hat die Spur des Domherrn, der mit beiden
Kindern Prag verließ, bis nach Ungarn verfolgt und will
eins der Kinder, den Knaben, Namens Iſtock, neuerdings
in Peſth aufgefunden haben.“

Bayeriſche Staatsbibliothek München

Ende des zweiten Theiles.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google